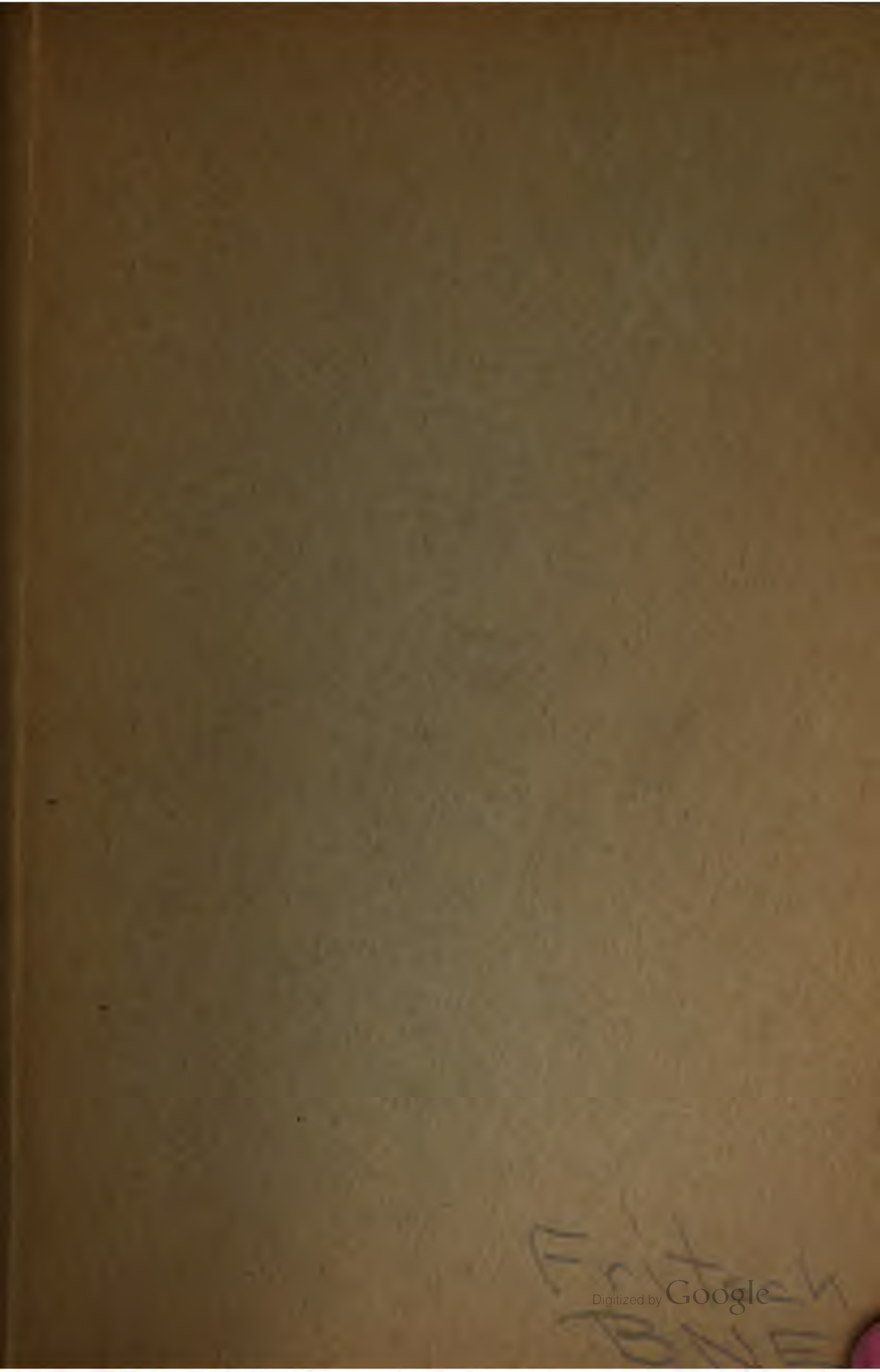






DREI JAHRE IN SÜD-AFRIKA.

DREI JAHRE

IN

SÜD-AFRIKA.

REISESKIZZEN

NACH NOTIZEN DES TAGEBUCHS ZUSAMMENGESTELLT.

MIT ZAHLREICHEN ILLUSTRATIONEN

NACH

PHOTOGRAPHIEN UND ORIGINALZEICHNUNGEN DES VERFASSERS

NEBST

EINER ÜBERSICHTSKARTE DER AUSGEFÜHRTEN ROUTEN.

VON

GUSTAV FRITSCH,

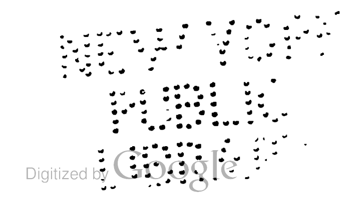
MED. DR., ASSISTENT AM KÖNIGL. ANATOMISCHEN INSTITUT ZU BERLIN.



FERDINAND HIRT,

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.

BRESLAU, 1868.



Papier

von der SCHRÖDER'schen Fabrik zu Golzern bei Grimma.

Holzschnitte

ausgeführt unter Leitung des Professors HUGO BÜRKNER in Dresden.

Druck

von C. GRUMBACH in Leipzig.

DER THEUERN MUTTER

IN INNIGER DANKBARKEIT GEWIDMET.

VORWORT.

Obgleich die über Süd-Afrika vorhandene Literatur bereits eine sehr umfangreiche ist, muss man doch zugeben, dass die Kenntniss dieses Landes, besonders in Deutschland, sich noch immer auf sehr enge Kreise beschränkt. Es kann dies nicht wohl anders sein, da die Originalwerke wenig in den Händen des Publikums sind, und nur aus dem Zusammenhange gerissene Stücke, Uebersetzungen, Bearbeitungen und Excerpte gelesen werden, welche häufig genug das Original so wiedergeben, wie die Kehrseite einer Tapete eine verzerrte Darstellung der richtigen ist.

Dass man die Autoren selbst so wenig benutzt, geschieht theils, weil sie in fremden Sprachen geschrieben haben, besonders in der englischen, oder weil die Schreiber sich überhaupt nicht an das grössere Publikum wandten und gefürchtet zu haben scheinen, der Würde des Gegenstandes etwas zu vergeben, wenn sie denselben in populärer Form behandelten. Viele der Werke sind ausserdem so voluminös und detailirt, dass der Laie, welcher nur das allgemeine Interesse an der Sache hat, durch die Masse der Einzelnheiten ermüdet und das Buch vielleicht durchblättert, aber sicher nicht durchliest.

Mit Rücksicht auf diesen Mangel beschloss der Verfasser die Veröffentlichung einer Reisebeschreibung, wie sie von ihm nach den Notizen seines Tagebuches zusammengestellt wurde;

dieselbe ist so weit als thunlich populär gehalten und hat den Zweck, in kurzen Zügen darzustellen, welchen Eindruck das Land und seine Bewohner auf den unbefangenen, unpartheiischen Beschauer machen. Der grösste Theil des Buches dürfte aber dem gebildeten Publikum ohne Weiteres verständlich sein, da streng wissenschaftliche Ausdrücke und Namen nur gebraucht wurden, wo es unvermeidlich schien, um dem Leser, der tiefer in das Studium der Sache einzudringen beabsichtigt, doch einigen positiven Anhalt zu geben.

Kapitel von specifisch medicinischem Interesse sind in Virchow's Archiv 1865 und in dem Du Bois-Reichert'schen von 1868 als besondere Aufsätze behandelt *). Die speciellen Beobachtungen aus dem Gebiete der Entomologie wurden in der Berliner entomologischen Zeitschrift von 1867 **) veröffentlicht, während eine zusammenhängende Darstellung der klimatischen Verhältnisse und eine genaue Karte des Bechuanenlandes in der Zeitschrift der geographischen Gesellschaft***) erschienen ist. Die ethnographischen Fragen werden in einer besonderen Arbeit über die Eingeborenen Süd-Afrika's eine eingehendere Berücksichtigung finden.

Die Illustrationen des vorliegenden Buches sind nach Photographien und Originalskizzen des Verfassers gefertigt; es wird aber darauf aufmerksam gemacht, dass die Schwierigkeiten und Kosten der Darstellung nur einen verhältnissmässig kleinen Theil des vorhandenen Materials zu benutzen erlaubten. Es soll jedoch Sorge getragen werden, dass die Photographien selbst zu beziehen sind †), damit der Leser im Stande ist, sich die Originalansichten zu verschaffen und sich mit Hülfe des Stereo-

*) Die herrschenden Krankheiten Süd-Afrika's.

**) Das Insektenleben Süd-Afrika's.

***) Die klimatischen Verhältnisse Süd-Afrika's mit besonderer Berücksichtigung der Culturfähigkeit des Landes. Zeitschrift für Erdkunde 1868.

†) Die Verlagsbuchhandlung wird später darüber Auskunft ertheilen.

scopes so unmittelbar in die Gegenden zu versetzen, als es durch bildliche Darstellung möglich ist.

Endlich bittet der Verfasser um Nachsicht wegen der mannigfachen Mängel und Unvollkommenheiten, welche die vorliegende Arbeit aufweisen dürfte; er glaubt auf eine milde Beurtheilung besonders desshalb rechnen zu können, weil er ganz allein stand und durch seine unbedeutenden Privatmittel die Kosten des ganzen Unternehmens bestreiten musste.

Diese schwierige Aufgabe wurde dem Reisenden wesentlich erleichtert durch das freundliche Entgegenkommen, welches er in Afrika selbst bei den verschiedensten Personen fand; dabei steht obenan das Bremer Kaufhaus der Capstadt, Poppe, Schünhoff & Guttery, welchen Herren der Verfasser hiermit öffentlich seinen besten Dank ausspricht.

Aber auch die vielen anderen Freunde in Süd-Afrika, welche durch gastliche Aufnahme, sowie durch Beistand mannigfacher Art sich hülfreich bewiesen, mögen versichert sein, dass der Unterzeichnete ihnen stets eine dankbare Erinnerung im Herzen bewahren wird.

Der Verfasser.

Uebersicht des Inhalts.

Capitel XVI.

Umgegend von D'Urban. — Rückkehr nach dem Cap.

Capitel XVII.

Erneuter Aufbruch — Cradock.

Capitel XVIII.

Cradock — Junction.

Capitel XIX.

Junction — Griqua-Stad.

Capitel XX.

Griqua-Stad — Kuruman.

Capitel XXI.

Buschmannshöhlen — Lahoron.

Capitel XXII.

Lahoron — Khanije.

Capitel XXIII.

Khanije und Umgegend.

Verbesserungen.

Statt „Bain's Kloof" lies: Baines Kloof Seite 13. 16. 17.
„ „Neotragus coeruleus" lies: Cephalophorus coer. Gray Seite 82.
„ „Muishond" lies: Muizhond Seite 137. 229.

Verzeichniss der Illustrationen.

Capitel I.

Abreise — Ankunft am Cap.

Annehmlichkeiten der Seereise; Ankunft am Cap; Cape-Town; Herzkrankheiten am Cap; Concert; B... a's Farm; Austrocknung Süd-Afrika's; Cape-Flats; Spaziergang „round the kloof"; Arbeitsleistung der Farbigen.

Ende Mai des Jahres 1863 sagte ich der Heimath Lebewohl, um eine mehrjährige, wissenschaftliche Reise nach Süd-Afrika anzutreten, und verliess Schlesien freudig bewegt durch die Aussicht auf die mannigfachen interessanten Forschungen, welche ich zu machen hoffen durfte, wenn auch der Gedanke der Trennung zeitweise wehmüthige Empfindungen im Innern wach rief.

Was mir bei der Reise als hauptsächlichstes Ziel vorschwebte, waren anthropologische Studien, indem ich mir durch eigene Anschauung ein Urtheil bilden wollte über das Wesen der Eingeborenen, um im Stande zu sein, gegenüber den vielfach widersprechenden Angaben der Autoren eine eigene Ansicht aufzustellen. Ausserdem durfte ich sicher darauf rechnen, manche interessante Beobachtung im Gebiete der Zoologie in einem Lande machen zu können, welches noch heutigen Tages eins der reichsten an thierischem Leben ist.

Nachdem ein Monat mit Zurüstungen in Berlin vergangen war, brach ich auf, meinen Weg über Paris und London nehmend, wo das für die erwähnten Studien wichtige Material noch einmal durchgesehen wurde. Damit war auch der Juli verflossen, aber am 6. August, an welchem Datum der regelmässige Postdampfer nach dem Cap abgeht, befand ich mich mit meinem sämmtlichen Gepäck glücklich in Plymouth segelfertig und verliess gegen 2 Uhr das feste Land, um mich an Bord des Saxon, so hiess der Dampfer, zu begeben.

Bald lichteten wir die Anker und hinaus ging es in die weite Wasserwüste, welche uns im besten Falle für einen Monat ununter-

brochen umrauschen sollte. Die wenig angenehme Aussicht, so lange Zeit in einem eisernen Zellengefängniss zu stecken, wo man noch nicht so viel Raum hat, wie in derartigen Oertlichkeiten am Lande gewährt wird, und dabei abhängig zu sein von allen anderen Mitgefangenen, sucht man sich möglichst zu beschönigen. Es wird musicirt, Karten gespielt, parlirt etc., je nach der Laune des Augenblicks, aber selten vergisst der Reisende vollständig, dass er doch nur ein Gefangener ist, es sei denn, dass eine besondere Leidenschaft für das „Dolce far niente" vorwaltet. Selbst die originellen Phaenomene der See, die prächtigen Sonnenauf- und Untergänge, die wechselnden Färbungen des Himmels und des Wassers, die regelmässigen Luftströmungen, das Meeresleuchten, sowie die verschiedenen Bewohner des Meeres fesseln die Aufmerksamkeit nur für eine gewisse Zeit.

Auch wenn die Seekrankheit keine düsteren Schatten in das heitere Bild des Seelebens wirft, wenn kein Orkan oder anderes Ungemach die Passagiere nöthigt ernste Besorgnisse zu hegen, tritt nach Ablauf eines Monats eine unwiderstehliche Sehnsucht ein nach grünen Gefilden, nach dem rührigen Treiben einer geschäftigen Stadt und dem Anblick von Feldern, über welche eigene Kraft den Menschen zu tragen vermag. Die öden, rauschenden Flächen, durch welche die unermüdliche Schraube im ewigen Wirbel das Schiff einhertrieb, hatten für mich wenigstens ihren Reiz längst verloren, als der Monat zu Ende ging, und neues Leben rieselte durch den in eine gewisse Lethargie versunkenen Körper, als der Kapitän am 6. September uns die sichere Erwartung aussprach, wir würden am nächsten Tage in die Tafelbay einlaufen.

Obgleich ein plötzlich über uns hereinbrechender Südost-Sturm, wie dieselben häufig in den Cap-Seen herrschen, die Hoffnungen vereiteln zu wollen schien, gelangten wir doch, Dank der Trefflichkeit des Dampfers, am nächsten Morgen in Sicht des Tafelberges, und im Laufe des Vormittags entfaltete sich das Panorama dieses Berges mit der am Fusse gelegenen Stadt immer herrlicher vor unseren Blicken.

Um 2½ Uhr kam uns das Boot, zur Aufnahme der Post bestimmt, entgegen und brachte einige sehnsüchtige Bewohner der Capstadt auf unser Deck; um 3 Uhr waren wir im Hafen, der Anker fiel, und die Maschine, welche uns durch 2,720,000 Umdrehungen der Schraube soweit befördert hatte, ruhte aus von ihrer Thätigkeit.

Bald darauf legten auch mehrere Boote an, um die Passagiere ans Land zu bringen, und im Augenblick war das Verdeck überschwemmt mit Menschen von einer Mannigfaltigkeit der Farbe, Gesichts-

bildung und Wuchs, dass dem Anthropologen schwindelig ward im Anschauen derselben: Europäer aller Länder, in Afrika geborene Abkömmlinge derselben, Kaffern, Hottentotten, Mozambiquer und ausserdem noch Malayen, Alles in einem bunten Gewirr durch einander gemischt; das waren etwa die Bestandtheile der Bevölkerung, die sich vor uns herumtummelte.

Das Sinken des Tages, die Unmöglichkeit mein Gepäck herauszubekommen, sowie die Rauhigkeit der See, die immer wilder vom South-Eastern gepeitscht wurde, bewogen mich noch bis zum folgenden Morgen auf dem Schiffe zu bleiben, und ich hatte also volle Musse das neue, überraschende Bild zu betrachten. Erst gegen Abend verlor sich die Menge nebst einem Theil der Passagiere und liessen das Schiff einsam und still zurück. Der Wind, dessen Heftigkeit immer zunahm, ging nach Süd-Süd-Ost herum, der Himmel war völlig wolkenlos und die Luft empfindlich kalt, so dass es kaum auf dem Deck auszuhalten war. Wir hatten so das volle Bild des berüchtigten Sturmes, der am Cap oft mehrere Wochen in ungeschwächter Heftigkeit weht und die Schifffahrt in diesen Gegenden besonders gefährlich und beschwerlich macht. Mit dem Aufhören des South-Eastern tritt stilles, meist von grosser Hitze begleitetes Wetter ein, oder der Sturm beginnt nach kurzer Unterbrechung von neuem, was den Aufenthalt in der Stadt sehr unangenehm macht. Diese Zeit nahm gerade ihren Anfang, und wir waren so glücklich den Erstling der neuen Periode zu beobachten und zu geniessen.

Gewissermassen der Luftströmung entsprechend, findet sich hier auch eine Strömung im Wasser, welche sich durch die sehr niedrige Temperatur ebenfalls als eine polare zu erkennen giebt; die Temperatur der See zeigte sich, als ich sie am Abend des 7. untersuchte, um mehr denn 3° gefallen im Vergleich mit der des vorigen Tages, was für Seewasser nahezu derselben Breite ein grosser Unterschied ist.

Nachdem ich vom 7. zum 8. noch einmal am Bord des Schiffes geschlafen hatte, setzte ich mich mit dem nächsten Morgen, der hell und warm über der Capstadt anbrach, glücklich, wenn auch mit einigen verzweifelten Kraftanstrengungen in den Besitz meiner unterschiedlichen Kisten und liess mich in einem Boot ans Land rudern; dort nahmen die biederen Malayen sich meiner Sachen an, luden sie unter sinnverwirrendem Geschnatter auf einen kleinen Wagen und führten dieselben sammt meiner werthen Person im lustigen Trabe in

das neue Leben hinein. Hinan ging es die staubigen Strassen, die ganze Stadt wurde durchfahren, und endlich hielt der Wagen vor einem freundlichen Hause in einem Garten unterhalb des Tafelberges: die erste Stätte meiner Thätigkeit war erreicht.

Ich richtete mich in einem kleinen, aber kühlen und gemüthlichen Zimmer häuslich ein, doch wollte dies Geschäft nicht recht vor sich gehen; denn immer wieder wandten sich meine Augen nach der reichen Aussicht, die das Fenster gewährte. Dies sah nämlich hinaus nach einem kleinen Garten, der in ganzer afrikanischer Wildheit prangte. Baumhohe, cactusartige Euphorbiaceen (Euphorbia candelabrum), Mimosen und Acazien, Cactus, Myrthengesträuche, Daturen, ein eigenthümlicher Strauch, zur Zeit mit rothen Früchten besetzt, Kaffernpflaume (Arduina grandiflora) genannt, Kiefern und Cypressen bildeten die Bestandtheile dieses Baumschlages, zwischen dem die kleinen, niedrigen Häuser der Capstadt mit den meist flachen Dächern nur wenig hervorsahen. Hinter diesem Vorder- und Mittelgrunde erhob sich der Tafelberg in stolzer Majestät, mit seinen schroffen Abstürzen und engen Klüften, unterbrochen durch horizontale Bänke, welche mit frischem Grün und bunten Haidekräutern bedeckt waren.

Doch mehr noch als die Grossartigkeit selbst reizte mich das Fremde, Neue des Anblickes: das waren afrikanische Pflanzen, die dort blühten, afrikanische Vögel, die mit eigenthümlich melancholischem Ruf durch die Büsche schlüpften, afrikanische Schmetterlinge die bunten Segler, welche sich vor mir in den Lüften wiegten; träumend schaute ich hinaus in die bunte Landschaft, und dachte an die dunkle Zukunft, die vor mir lag, an die unbekannten Abenteuer die mich erwarteten, bis ich ganz meine nächste Umgebung und meine Beschäftigung vergass.

Endlich war diese vollendet; ich ging hinunter in die Strassen und erfreute mich an dem bunten Menschengewimmel.

Die Stadt zieht sich im weiten Bogen längs des Fusses der Berge hin, die Häuser verstreut auf eine grosse Fläche, zum Theil die Abhänge bekleidend, zum Theil näher am Ufer und dichter aneinander gedrängt, von meist engen Strassen durchzogen, die hier fallen und dort steigen.

In den Strassen, welche durch schlechte Chaussee gebildet sind, treibt sich ein Gewimmel der verschiedensten Nationen umher. Die Farbigen, bald als Kutscher auf Droschken, ähnlich den Londoner Cabs und Hansoms, oder auf den einheimischen Cape-Carts und Ox-Waggons, bald als Frucht- oder Fischverkäufer, bald als geschäftlose Tagediebe. Unter den Weissen sieht man den gebräunten, kräftig aussehenden

Farmer zu Fuss, oder häufiger zu Pferde, den blässeren, in dunklen Stuben weilenden Kaufmann, den Matrosen, der die wenigen, ihm gegönnten Stunden am Lande in schrankenloser Fröhlichkeit verbringt, und den Abenteurer, welcher sein Glück vom Zufall erwartet und, wenn es nicht kommen will, sich mit der Gin-Bottle tröstet.

Ueberhaupt ist der Brandy und Gin in der ganzen Colonie mehr geschätzt, als für das Emporkommen derselben dienlich ist; die socialen Verhältnisse der Stadt bieten wenig, und es sucht daher häufig der von der Arbeit ermüdete Mann seine Erholung in den Kneipen, hier Hotels genannt, wo er in starken Spirituosen seine Sorgen ertränkt. Das Delirium tremens ist in Folge dessen daselbst eine so bekannte Affection, dass der lange Name dafür überflüssig geworden ist, und man es bequemer findet nur die Anfangsbuchstaben zur Bezeichnung zu gebrauchen. „He has had an attack of the D. T.“*) ist eine für das Cap allgemein verständliche und leider nicht seltene Redensart.

Die Märkte zeigen keine grosse Mannigfaltigkeit, abgesehen von dem Public Sale, wo meistentheils Verkauf aus zweiter Hand an den Meistbietenden stattfindet. Hier allerdings bringt der Zufall zuweilen die wunderbarsten Dinge zum Vorschein, wenn auch ausser Producten, Utensilien, Gewehre, Sättel, Geschirre, Wagen und Pferde gewöhnlich den grössten Theil der Waaren ausmachen. Die Ausdehnung dieses Verkaufes und das gegenseitige Vertrauen, welches bei demselben obwaltet, ist für den Fremden sehr auffallend; man kauft gegen Nennung seines Namens, der Auctionator bezahlt für den Käufer und schickt dann in einem oder mehreren Monaten die Rechnung ein; so habe ich selbst, obgleich völlig unbekannt, dort gekauft, die Gegenstände mit mir genommen, ohne mehr wie meinen einfachen Namen anzugeben.

Der Fischmarkt wird hauptsächlich gefüllt von einem mehrere Fuss langen, dunkelgefärbten Fisch von langer Hechtsgestalt, Snoek im Holländischen (Thyrsites Atun Cuv. et Val.); nächstdem ein kleiner, breiter Fisch, Hottentott-Fish genannt (Sargus Hottentottus Smith), ein schön rothgefärbter, Roman (Chrysophrys cristiceps Cuv.) und ein Krebs zu den Locustinen gehörig, Crowfish (Palinurus Lallandii), der die Grösse des Hummers, aber keine Scheeren hat.

Snoek und Crowfish machen die Hauptnahrung der armen Bevölkerung aus, und es erregte daher grosse Entrüstung, als muhammedanische Geistliche aus Constantinopel vor einiger Zeit hierher kamen und den An-

*) Er hat einen Anfall des D. T. gehabt.

hängern des Muhammedanismus, das heisst den meisten der Farbigen, Crowfish als unrein verboten; als Grund für das sonderbare Verbot gaben sie an, dass dieses Thier ein Bastard wäre zwischen einem Scorpion und einer Krabbe und als solcher nicht gegessen werden dürfte. Dieser unsinnige Streit wurde mit vielem Eifer und Hartnäckigkeit verfochten, bis die Priester veranlasst wurden, die Leute essen zu lassen, was sie wollten. Andere Fische, deren es begreiflicher Weise noch eine grosse Menge giebt, erscheinen nur einzeln auf dem Markte, da die oben genannten den Fang am meisten lohnen.

Von Früchten sieht man hier in grosser Menge Apfelsinen, welche zu Spottpreisen verkauft werden; auf dem Frühmarkte ist das Hundert Apfelsinen für zwei Schilling und weniger zu haben. Auch andere gute Früchte sind vorhanden; ausser den von Europa eingeführten, Guavas (Ptisium pyriferum) und Loquat (Eriobotryum japonicum), letztere von der Grösse eines kleinen Holzapfels, in Büscheln zusammensitzend.

Der Verkehr auf den Märkten und besonders auf dem am Sonnabend abgehaltenen Public Sale thut den übrigen Verkaufslokalen Abbruch, welche keine sehr glänzende Rolle spielen. Fast alle zeigen europäische Erzeugnisse, im Lande selbst wird sehr wenig verfertigt und das noch schlecht genug, während ein enormes Geld dafür zu bezahlen ist. Die geringe Pracht der Läden wird noch herabgedrückt durch den rothen, Alles bedeckenden und verunstaltenden Staub des Ortes, welcher einen grossen Theil des Jahres die Strassen mit dichten Wolken erfüllt und selbst den besten Verschluss durchdringt.

Oberhalb der Stadt wird dies Hauptübel viel weniger bemerklich und ich hatte in dem Boarding House, auf welches meine Wahl gefallen war, nicht wesentlich davon zu leiden. Dasselbe gewährte mir einen angenehmen Aufenthalt nicht nur durch die Lage, sondern auch durch die interessante Gesellschaft, welche ich das Glück hatte dort zu finden. Ich wurde bald näher befreundet mit einem englischen Ingenieur W.......n, der, schon seit Jahren in der Colonie, mir manchen wichtigen Fingerzeig in Bezug auf das Land und seine Bewohner geben konnte, und ferner einem Collegen Dr. Lawson, Inspector General of Hospitals, welcher in den verschiedensten Theilen der Welt gedient und reiche Erfahrungen gesammelt hatte.

Durch die Güte des Letzteren wurde ich am 11. in das Militairhospital eingeführt, woselbst ich Gelegenheit hatte, mehrere interessante Präparate von Herzaffectionen zu sehen, von welchen ich zwei zeichnete.

Die Häufigkeit dieser Krankheiten ist am Cap eine sehr grosse; im Jahre 1862 betrug von 30 Todesfällen in der englischen Garnison die Zahl der an Herzkrankheit gestorbenen 9, also 30 %.

Am Nachmittag besuchte ich das dortige Museum und den botanischen Garten, welche Institute freilich noch viel zu wünschen übrig lassen, aber doch wenigstens zeigen, dass ein lebhaftes wissenschaftliches Interesse vorhanden ist. Im zoologischen Museum war es mir auffallend, wie wenig Berücksichtigung die einheimischen Sachen gefunden hatten, während es doch nicht allein für den durchreisenden Fremden von grossem Interesse ist, einen Ueberblick über die afrikanische Fauna zu gewinnen, sondern auch für den Einheimischen, von denen ein grosser Theil die Mauern der Capstadt wenig oder nie verlässt und daher nicht in der Natur selbst zu beobachten im Stande ist. Der Custos Mr. Layard gab die Thatsache wohl zu, er behauptete aber, dass er aus beliebigen Theilen der Erde leichter Specimina erhalten könne als gerade aus Süd-Afrika, welcher Behauptung ich nicht entgegen zu treten wagte, wenn ich auch einen bescheidenen Zweifel nicht unterdrücken konnte, ob nicht grössere Concentrirung der Kräfte manche Schwierigkeit beseitigen dürfte.

Es zeigt sich in dieser Ausbreitung über alle möglichen Gebiete wieder das am Cap so allgemeine Streben europäischer Grossartigkeit nachzuahmen, was ich auch an demselben Abend sehr auffallend bemerken konnte in einem Concert, zu dem der Eintritt 5 Schillinge kostete, das also etwas ganz Besonderes versprach.

Das Programm war auch wirklich sehr gut, es enthielt die Aufführung von Schiller's Glocke, Ouverture zum Freischütz, zum Barbiere di Siviglia und ähnliche bedeutende Sachen; die Ausführung war aber so grässlich, wie ich nie etwas von Musik gehört habe. Trotzdem krachten die Bretter unter den Tritten des Beifall donnernden Publikums, so dass ich mich nicht enthalten konnte, ängstliche Blicke nach der Gallerie hinaufzuwerfen, immer fürchtend, sie würde auf unsere unschuldigen Häupter herabkommen.

Am Sonntag den 12. wurde ich eingeführt bei einem hiesigen Kaufmann, Namens Sch.........w, in dessen Begleitung ich am Nachmittag nach einer Farm oberhalb der Stadt, hinaufging, wo wir sahen, was menschlicher Fleiss aus dem Nichts hervorzurufen vermocht hat.

Hier fand ich zuerst im Freien die Bäume, deren Früchte ich schon Gelegenheit gehabt hatte kennen und schätzen zu lernen. Loquats und Guaven bedeckten die Abhänge, dazwischen die prachtvollsten Orangenbäume,

zum Theil dicht mit Früchten besetzt, Pfirsichen und Weinstöcke, Alles in kleine Obstgärten eingetheilt und mit Hecken umgeben, um die zerstörende Gewalt des South-Eastern zu brechen.

Vor dem Wohnhause, welches einen entzückenden Blick auf die Stadt und den Hafen gewährte, wuchsen Camelien, die gerade in Blüthe standen, während an den Seiten des Hauses mächtige Eichen kühlenden Schatten warfen. Diese Bäume erschienen sehr alt, doch täuscht man sich hier leicht im Alter, da an günstigen Plätzen gepflanzte Bäume sehr schnell wachsen. So sah ich im botanischen Garten Eucalyptus-Bäume aus Australien, welche man nach ihrem Umfange zu urtheilen sicherlich auf etwa 100 Jahre geschätzt hätte, die doch nicht älter sind als 35 Jahre.

Die Abhänge des Tafelberges sind vor andern Gegenden des Cap ausgezeichnet sowohl durch den trefflichen, aus zerfallenem Granit gebildeten Boden, als auch durch Wasserreichthum. Nicht an vielen Plätzen dürften Baumanpflanzungen von dem günstigen Erfolge begleitet sein, wie es dort der Fall gewesen ist, obgleich man Optimisten genug antrifft, welche glauben, dass die nöthige Sorgfalt binnen Kurzem ganz Süd-Afrika in ein dichtbewaldetes Land verwandeln würde.

Wo Wasser reichlich vorhanden ist, pflegt es wohl zu wachsen, auch wenn der Boden nicht der beste ist, doch das edle Nass, ohne welches kein organisches Leben bestehen kann, ist leider in diesem Lande häufig kärglich zugemessen. Der Farmer sieht mit ängstlichen Blicken auf den geringen vorhandenen Vorrath, den er jährlich sich verkleinern zu sehen glaubt, und viele befürchten ein gänzliches Veröden Süd-Afrika's in nicht sehr langer Zeit durch Austrocknen vom Innern her.

Nimmt man an, dass die grossen Flächen im Innern Afrika's, wie behauptet wird, ihrer Zeit mit Wasser bedeckt waren, so würde alles dies Wasser doch nur für eine verhältnissmässig geringe Reihe von Jahren ausgereicht haben, wenn die Verminderung desselben in einem so rapiden Verlaufe statt fände, dass die jährliche Abnahme eine deutlich bemerkbare wäre. Dazu kommt ausserdem, dass die Biegsamkeit der Natur sich den Bedürfnissen anpasst und bei eintretendem Wassermangel auf mannigfache Weise der starken Verdunstung entgegenwirkt, indem sowohl der Boden selbst sich zu einer festen, undurchdringlichen Kruste schliesst, als auch die Pflanzen und zum Theil auch die Thiere bestimmte Ruhezeiten einhalten, wodurch sie sich gegen schädliche klimatische Einflüsse schützen. So vermindert sich die Abdunstung und Austrocknung, nachdem das Wasser angefangen hat, knapp zu werden, und

findet also später in geringerem Maasse statt als zu Anfang, wo noch Ueberfluss vorhanden war. Es ist also wohl nicht anzunehmen, dass eine so schnelle und ausgedehnte Austrocknung des Landes stattfindet, ebensowenig, als ich glaube, dass die Wassermenge früher so sehr bedeutend war, da sonst Spuren von mächtigerem Baumwuchs*) vorhanden sein müssten als Ueberreste aus der Zeit, wo reichliche Feuchtigkeit den fruchtbaren Boden für üppigen Pflanzenwuchs fähig machte; wir sehen im ganzen Süd-Afrika die Bäume nur spärlich vertreten und fast allgemein in Species, welche grosse Trockenheit zu ertragen vermögen. In der Nähe des Cap ist ausser den Anpflanzungen kein einziger ansehnlicher Baum, das Brennholz wird grossentheils aus baumartigen Proteaceen gewonnen; in der Colonie finden sich ausgedehnte Wälder nur im George- und Knysnadistrikt (sprich Neisna), als George- und Knysna-Forest und die Zitzikamma, welche zusammen einen Flächenraum von etwa 2000 engl. □ Meilen nach der Angabe von Hall überziehen.

Die optimistischen ebenso wie die extrem pessimistischen Ansichten über die Möglichkeit den Baumwuchs auszubreiten, finden stets ihre Vertreter, wo eine grössere Gesellschaft am Cap zusammenkommt, und diese Fragen werden sehr häufig discutirt, da sie für das Land begreiflicher Weise von der höchsten Wichtigkeit sind.

Auch die Gesellschaft auf der erwähnten Farm war bald in eifrigem Gespräch darüber; aber meine Person konnte sich als Neuling im Lande nur schwach an der Debatte betheiligen und musste mehrfach Behauptungen als erwiesen hinnehmen, die ich heute mit Entschiedenheit verneinen würde.

Spät am Abend, als die Stadt zu unseren Füssen bereits im Lichterschmuck glänzte, traten wir erst den Rückweg nach unseren Behausungen an.

Am Dienstag machten wir zu Wagen einen Ausflug in die Umgebung und zwar nach einer Gegend, welche als Cape-Flats bezeichnet wird. Der Charakter dieses Landstriches ist der einer moorigen Haide, so dass Moorpflanzen und Haidepflanzen darin wachsen, je nachdem die Stellen mehr oder weniger feucht sind; Binsen, Rietgräser, Haidekräuter

*) In einigen Gegenden finden sich allerdings Spuren von stärkerem Baumwuchs, doch immer nur stellenweise, wie noch jetzt einige günstigere Orte solchen zeigen; die grösseren Flächen trugen wohl auch früher nur eine mässige Bewachsung von Mimosen etc.

und Proteaceen bedecken den weissen, thonigen Boden, auf dem sich hier und da Wasser ansammelt, wo darunter liegende Eisensteine das Eindringen desselben verhindern.

Das dichte Gestrüpp, welches sich gleichmässig über weite Strecken ausbreitet, ist ein Lieblingsaufenthalt für Schlangen, deren wir in kurzer Zeit auch mehrere zu Gesicht bekamen: eine junge Cobra Capella (Naja Haje Merr.) und eine kleine kupferfarbige Natter (Calamaria arctiventris Merr.), erstere durch ihre Giftigkeit ausgezeichnet. Doch hat diese Haide auch ihren Reiz in der Mannigfaltigkeit von Blumen, unter denen viele von grosser Zartheit und Anmuth sind: Irideen, Liliaceen, Orchideen, Helichrysen, Mesembryanthemen, Echien, Salvien etc. je nach der Beschaffenheit des Standortes vorwiegend.

Die Fauna war ausser den Schlangen besonders durch Arachniden vertreten, welche überhaupt in Afrika gut zu gedeihen scheinen, während Coleopteren und Lepidopteren nur spärlich vorkommen. An solchen Orten, wie die Cape-Flats, ist es auch keine leichte Aufgabe, die einsamen Bewohner der Gesträuche zu sammeln. Die zähen, holzigen Zweige der meisten Büsche, welche noch obenein häufig mit Stacheln und Dornen besetzt sind, widerstehen den gewöhnlichen europäischen Fanginstrumenten mit grosser Hartnäckigkeit, so dass man fast gänzlich beim Sammeln auf die Augen angewiesen ist. Ist ausserdem, wie leider sehr oft in der besten Insektenzeit des Jahres, der Süd-Ost im Gange, so werden die Excursionen zu einer ebenso unangenehmen wie undankbaren Beschäftigung, weshalb man sich lieber in seinen vier Pfählen Unterhaltung sucht und abwartet, bis das weisse Tischtuch des Sturmes*) vom Tafelberg verschwunden ist.

Am 20. war, nachdem es mehrere Tage stark geweht hatte, wieder ein klarer, stiller Tag, der von mir zu einem Spaziergang verwandt wurde; ich ging in Begleitung des Dr. L....n um den ersten Kegel der Tafelberggruppe, Lionshead genannt, herum, welcher sich auf einer Halbinsel erhebt, die nach Süd-West zu die Bay begränzt.

Wir stiegen über die Stadt hinan und gewannen bald einen reizenden Ueberblick auf diese selbst und den Hafen, aus dem gerade unser guter Freund, der Saxon, nachdem er seine Salutschüsse abgefeuert hatte, stolz hinausdampfte der theuern Heimath zu.

---

*) Während des Süd-Ost lagert bei klarem Himmel eine dichte, weisse Wolke auf dem Tafelberg, die wie ein Tuch über einen Tisch darüber herunterhängt.



Der ebene feste Weg ist zuweilen tief in den Berg eingeschnitten und zeigt dann sehr schön den zerfallenden Granit, welcher die silurischen Schichten der schroffen Gipfel gehoben hat, in allen Uebergangsstadien von weichem, fleckigem Thon zu wahrem festem Granit. Heftige Regengüsse



Fig. 1. Ravine in verwittertem Granit am Tafelberg.

waschen den Thon aus, und es entstehen dadurch enge Schluchten, deren vorspringende Wände und Ecken zuweilen sehr bizarre Formen annehmen.

Von den Sandsteinschichten des silurischen Systems fallen häufig mächtige Blöcke herunter und geben der Gegend einen wilden, romantischen Anstrich, der verschönt wird durch die auf den Steinen gerade hier in üppiger Fülle wachsenden Haidekräuter. Ausser diesen ziert die Gegend ein für das Cap charakteristischer Baum mit lancettlichen, silberweiss behaarten Blättern, *Silver-tree* (Leucodendron argenteum), dessen Fruchtstände dicke Köpfe bilden, nicht unähnlich den Zapfen der Coniferen.

Sobald man die Höhe überstiegen hat, zeigt sich auf der andern Seite die offene See, welche sich hier mächtig rauschend am felsigen Gestade bricht. Der Weg führt mehrere hundert Fuss über dem Ufer am Berge hin und bietet, während er sich in bequemen Windungen hinzieht,

herrliche Blicke auf die Berge und das Meer, wo wir nun den Saxon schon in weiter Ferne seine glänzende Furche ziehen sahen. Allmälig senkt sich der Weg nach dem Orte Greenpoint hinunter, in dessen Nähe sich das Gestein verändert, indem es zuerst in granitischen Gneiss übergeht, und dann tritt Schiefer auf, welcher die äussersten in die See vorspringenden Klippen bildet.

Durchaus befriedigt von unserem Spaziergange langten wir am Abend wieder in der Capstadt an.

In diesen Tagen hatte ich nach und nach meine photographischen Apparate in Ordnung gebracht und begann damit zu arbeiten, wobei ich mich zum ersten Male der Hülfsleistung Farbiger bediente. Ich sah bald, dass ich mir noch etwas mehr Geduld anschaffen musste, um mit diesen Burschen auszukommen; mein gelbbrauner Assistent brachte mich durch seine Langsamkeit oft in gelinde Verzweiflung.

Wenn man Leute arbeiten hört, ohne sie zu sehen, so ist es leicht zu unterscheiden, ob die Arbeiter Europäer sind oder Farbige, nach der Schnelligkeit, mit der sie agiren. Wir stellten einmal, als ich mit Dr. L...n bei einem Zimmerplatz vorüberging, wo Weisse und Farbige beschäftigt waren Bretter zu sägen, die genaue Vergleichung an, und es ergab sich, dass die Ersteren etwa 8 Züge mit der Säge thaten in derselben Zeit, wo die Letzteren deren 5 ausführten, welche Zahlen zugleich das Verhältniss der Arbeitsleistung darstellen dürften.

Dabei ist der Arbeitslohn ein sehr hoher; ein Kooli bekommt in Cape-Town für den Tag bis 6 S., wofür er von Morgens 7 bis Abends 6 Uhr arbeitet mit einer Stunde Unterbrechung; die Leistung ist aber eine sehr geringe. Oft sind gar keine Arbeiter zu bekommen, da die Leute es bequemer finden auf der Erde zu liegen und sich von der Sonne bescheinen zu lassen, als zu arbeiten. Bedürfnisse haben sie sehr wenige, die Frau kocht ihren Fisch, meist Snoek, für einen Threepence, und dies ist ausreichend, um sie zu sättigen.

Die Aufhebung der Sklaverei hat im Zusammenhange mit dieser Trägheit der Eingeborenen der Capcolonie sehr geschadet. Der Landmann ist nicht mehr im Stande, den ergiebigen Boden in der Ausdehnung zu bearbeiten wie früher, da die Arbeit, welche sonst von den Sklaven verrichtet wurde, nun wegfällt. Die Production ist dem zu Folge eine sehr geringe, so dass viel Getreide von auswärts importirt wird, welches die Leute mit schwerem Gelde bezahlen müssen; vor einigen Jahren waren



Fig. 2. Proteaceengruppe am Tafelberg.

die Preise der Naturalien hier so enorm hoch, dass sie fast nicht zu erschwingen waren. Besonders schwer empfanden dies die Schiffe, welche in der Bay anlegten und gezwungen waren Proviant einzunehmen, weshalb die Capstadt bei den Seeleuten ganz in Verruf gerieth und trotz der wieder ermässigten Preise nur wenig besucht wird.

Die Hauptausfuhr bestand die letzte Zeit über noch aus Wein, doch hat auch dies sehr nachgelassen, weil die Traubenkrankheit die Aerndte seit einigen Jahren grossentheils vernichtet hat. Alles dies trägt dazu bei, das Cap verarmen zu lassen, besonders da auch der Zufluss indischer Offiziere, welche häufig ihrer Gesundheit wegen hierher kamen und bedeutende Summen ausgaben, vollständig aufgehört hat, seitdem ihnen die Regierung nicht mehr wie früher den vollen Gehalt während dieses Aufenthaltes bewilligt.

Capitel II.

Die westlichen Districte.

Fahrt mit der Eisenbahn; die Paarl; die Boeren; Bain's Kloof; Worcester und Umgegend; Fahrt nach Hex-River; Brand Vlei; Besuch bei Layard.

Nachdem die letzten Tage des September anhaltenden Regen und starke Hagelschauer gebracht hatten, stieg der Barometer am 1. October wieder; wir machten uns daher getrost bei immer noch trübem, regnerischem Wetter auf und fuhren mit der Bahn nach der **Paarl**, um eine Excursion durch die westlichen Theile des Cap zu unternehmen. Meine Reisegefährten waren zwei Herren aus der Stadt, Herr Sch....ff und Dr. Ch.....i, beide sehr angenehme Gesellschafter, der Letztere ein lustiger, gesprächiger Mann, welcher jeden Vorübergehenden zu stellen suchte und uns daher stets die Mühe des Fragens ersparte.

Auf Anrathen des Herrn Sch...,ff hatte ich mich mit einem Gewehr versehen, da wir viel Wild antreffen sollten; ich sah aber bald, dass dadurch unsere Tour nur in einen bewaffneten Spaziergang verwandelt würde und von eigentlicher Jagd nicht viel die Rede sein konnte, da die beiden Andern keine Jäger waren, und besonders der Dr. Ch.....i zwar viel Passion, aber kein Verständniss für die edle Jägerei hatte. Mich störten

die schlechten Aussichten hinsichtlich dieses Vergnügens durchaus nicht, da nicht einmal die richtige Zeit dafür war, und grössere Musse dazu gehört, als uns zu Gebote stand.

Die Bahn führt zuerst durch die Cape Flats und dann längs den Bergen hin durch theilweise angebautes Land nach dem Innern zu. Die Form der Berge, welche eine Höhe von mehreren Tausend Fuss*) haben, ist eine sehr wilde und schroffe, obgleich ein grosser Theil derselben nur von Sandsteinschichten gebildet ist; dieselben sind hier zum Theil stark geneigt, so dass die Köpfe steil aufragen und, vom Wetter mehr oder weniger ausgewaschen, bizarre Formen annehmen, indem festere, stark quarzhaltige Theile dem zerstörenden Einfluss besser widerstehen, als andere thonige.

An manchen Stellen steigt der Granit unbedeckt von den Sandsteinen in die Höhe und formt seine eigenthümlichen Kuppen, während der Schiefer meist die Vorberge bildet und daher vielfach an den Seiten der Strasse auftritt.

Die Höhen erschienen noch bedeutender dadurch, dass sie vom letzten Hagelwetter her grossentheils weiss eingehüllt waren und prächtig in der wieder klar herabscheinenden Sonne glänzten. Als reizender Contrast mit dieser wilden, gewaltigen Scenerie erschienen die weissen reinlichen Häuser der Paarl inmitten der üppig grünenden Eichbäume, umgeben von Obst- und Weingärten. Dieses Bild, welches sich uns besonders schön zeigte, als wir einen Theil der Anhöhen über der Paarl hinanstiegen, war mir durchaus unerwartet in einem Lande, mit dem man zunächst immer den Begriff von Steppen und Sandhügeln verbindet, und es machte daher einen um so grösseren Eindruck auf mich.

Die Paarl, welche ihren Namen von den grossen Granitblöcken hat, die den benachbarten Berg krönen und, vom Wasser benetzt, weithin im Sonnenstrahl glänzen, ist eins der grössten Dörfer in der Colonie und war auch eins der reichsten durch seinen herrlichen Weinbau. Die ganzen Erfolge menschlichen Fleisses, so glänzend sie sich unseren Blicken darstellten, waren in ihrem Bestehen bedroht durch die verheerenden Wirkungen der Traubenkrankheit, welche die letzten Aerndten fast gänzlich verdarb und so die Bauern grossentheils ruinirte.

Glücklicherweise nimmt man es in der Colonie nicht so genau damit wie anderwärts, und ein Mann, der notorisch insolvent ist, lebt ungestört in dem alten Styl weiter, bis eine bessere Aerndte ihm vielleicht wieder

*) Der höchste Punkt, Simons Berg, durch Mar. Lear gemessen, 6800′ (?)



aufhilft. Es finden sich überall in den Dörfern Banken, welche einen Verkehr durch Wechsel ermöglichen, der bei der Gutmüthigkeit und gleichzeitigen Lässigkeit der Bauern nicht wenig dazu beigetragen hat, die Leute um ihr Vermögen zu bringen.

Wir lernten weiterhin auf unserer Tour mehrfach Leute kennen, welche nur dadurch, dass sie Wechsel für gute Freunde acceptirten, ihr ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen verloren hatten. Sprach man von dem schönen Besitzthum, welches sie zur Zeit noch inne hatten, hiess es nur: „that is in the market", oder „that is to be sold",*) aber man sah keine ernstlichen Anstalten, um damit vorzugehen; die Lässigkeit und Indolenz ist zu gross, um ein energisches Handeln nach der einen oder andern Seite zuzulassen.

Man muss diese Boeren (so werden die afrikanischen Abkömmlinge der Colonisten genannt) an Ort und Stelle in ihrem Leben und Treiben kennen gelernt haben, um sich eine Vorstellung von den Zuständen machen zu können. Der Gesichtskreis der guten Leute ist ein ungemein beschränkter; wenn auch Vieles übertrieben ist, was von ihnen berichtet wird, so ist doch das hinlänglich Verbürgte schon ausreichend, um über ihre geistigen Fähigkeiten ein ungünstiges Urtheil zu fällen. Von den vielen charakteristischen Anekdoten, welche in dieser Hinsicht erzählt werden, finde ich besonders folgende bezeichnend: Sir Thomas Mac Lear, the royal astronomer, war beauftragt, das Land zu vermessen, und beobachtete auch einst mit seinen trigonometrischen Instrumenten auf dem Grund und Boden eines holländischen Farmers, ohne diesen vorher um Erlaubniss gefragt zu haben; der Boer, darüber erzürnt, wollte ihn als Engländer von dem Platze vertreiben, bis Mac Lear, der ein humoristischer Mann ist, auf den Einfall kam, ihn glauben zu machen, er finge Sterne. Der Boer sah ihm nun höchst eifrig zu, und wenn der Astronom einige Zeit durch das Fernrohr gesehen hatte und dann seinen Instrumentenkasten zusammenklappte, konnte er ihm mit vielem Ernst vorreden, er habe den gefangenen Stern jetzt eingesperrt, doch könne man ihn nicht ansehen, weil man sonst geblendet würde. So amusirte sich Mac Lear eine ganze Zeit mit dem guten Boer, indem er ihm jedesmal die Nummer des Sternes angab, den er gerade gefangen hatte, bis sein Geschäft beendigt war.

Die Beschränktheit der Leute erklärt sich leicht, wenn man weiss, dass der Farmer fast nie von seinem Besitzthum herunterkommt, ausser

*) „Ist zu haben" oder „soll verkauft werden".

wenn er einmal zum Markt oder zum „Nachtmahl" fährt; die Fläche Landes, welche von den nächsten Bergen umschlossen wird, ist seine Welt, was darüber hinaus liegt, nennt er „die andere Welt". So schickte ein Boer seinen erwachsenen Sohn nach dem 3 Stunden entfernten Swellendam, „um die Welt zu sehen". Ein anderer, in dessen Gesellschaft viel über England gesprochen wurde, äusserte sich dahin, dass er nicht übel Lust hätte auch hinzugehen und es sich anzusehen, „er wüsste nur nicht die Ausspannplätze in diesem Lande". Diese Plätze, Uitspan im Holländischen, sind nämlich Stellen, wo reichliches Futter und frisches, gesundes Wasser vorhanden ist; man muss diese Orte kennen, um den Ochsen beim Reisen zu geeigneter Zeit Rast zu geben.

Als gute Eigenschaften treten an den Colonisten hervor: Gutmüthigkeit, Frömmigkeit, Gastfreundschaft und Beharrlichkeit, durch welche letztere Eigenschaft sie ihre Langsamkeit theilweise wieder gut machen.

Von der Paarl fuhren wir im Wagen nach Wellington, ein kleines, unbedeutendes Dorf, wo wir übernachteten, und am andern Morgen im offenen, zweiräderigen Cart hinauf nach den Bergen, die hier von einem Pass durchschnitten werden. Dieser ziemlich hohe Pass, Bain's Kloof genannt, bildet einen der Uebergänge nach dem Innern und bietet von dem allmälig in Windungen aufsteigenden Wege weite Aussichten nach dem Lande, während die Scenerie in der Nähe höchst wild und romantisch ist durch steile, mächtige Bergkuppen, rauschende Bäche, Wasserfälle, wilde Schluchten, überhängende und durchbrochene Felsen. Die Anlage des Weges, der an manchen Stellen an die Gotthardtstrasse erinnert, ist für Süd-Afrika ein bedeutendes Werk und wird auch immer gut in Ordnung gehalten, obgleich die schweren Regen, welche zuweilen fallen, die Strassen zeitweise fast unbefahrbar machen. Sehr unnützer Weise hat man an einer Stelle einen Tunnel gegraben, um einen nicht sehr bedeutenden Bergvorsprung zu vermeiden; als er fertig war, fanden die Leute es unmöglich ihn zu benutzen, weil die Wagen sich nicht ausweichen konnten, und liessen das sehr kostbare Werk daher wieder verfallen.

In einem kleinen, einsamen Wirthshaus am Wege machten wir Mittag bei sehr guter Naturalverpflegung und setzten dann unseren Weg nach Worcester fort. Schon bevor wir das Gasthaus erreichten, hatte ich auf Anrathen des Kutschers, der ein eifriger Jäger war, das Gewehr ausgepackt, da die Gegend reich an Fasanen, (Francolinus clamator Smith) *)

*) Hier, wie in vielen ähnlichen Fällen, ist die ältere Nomenclatur wegen der grösseren Einfachheit beibehalten, indem soweit als thunlich die von Smith in „South Africain Zoologie" angewendeten Namen zu Grunde gelegt wurden.

sein sollte; es gelang uns aber nur einen zu Gesicht zu bekommen, der, während ich mich vorsichtig anzuschleichen suchte, sich sofort empfahl, als Dr. Ch....i im grössten Jagdeifer aus dem Wagen sprang und auf ihn zulief. Es blieb also diesmal bei der Bedrohung, und wir setzten unseren Weg weiter thalabwärts fort, wo wir in eine wellige Ebene kamen, die mit niedrigen Büschen besetzt und von zeitweise fliessenden, kleinen Bächen durchzogen war.

Ein grosser Theil der Pflanzen zeigt hier dieses eigenthümliche Wachsthum (Bosjes der Holländer), welches die Mitte hält zwischen dem krautartigen und buschigen; die Büsche sind gewöhnlich nicht über 2—5 Fuss, was aber doch hoch genug ist, um es den kleinen Antilopen möglich zu machen, sich darin zu verbergen. Auch Hasen und Rebhühner lieben dieses Gestrüpp sehr und sind schwer genug herauszubringen, da es sich sehr unangenehm darin geht.

Die beste Manier zu jagen und auch die beliebteste ist in Afrika die vom Sattel; die Pferde werden so abgerichtet, dass sie ruhig stehen bleiben, wenn der Reiter abspringt, um zu schiessen, oder das geschossene Wild zu holen, sobald nur der Zügel ihnen über den Kopf heruntergenommen ist. Sie gehen sicher und ruhig durch die dichten Büsche, welche auch den rüstigsten Jäger zu Fusse bei der stechenden Sonne ermüden und die auch durch die besonders im Sommer zahlreichen Schlangen nicht eben einladend sind für Fussparthien. Die Gegend war durch mannigfaltige Vögel belebt, unter denen viele einen reichen Farbenschmuck zeigten, so vor Allen die Eisvögel, Goldkuckucke und die Kafferfinken, deren zahlreiche Schwärme die Gesträuche in der Nähe des Wassers bedeckten. *)

Worcester, woselbst wir am Abend glücklich anlangten, ist ein sehr ausgedehnter Platz mit regelmässigen Strassen und gilt für einen der schönsten in Süd-Afrika; die Häuser, welche sehr einzeln an den langen Strassen stehen, sind auch wirklich recht nett, obgleich das Ganze nicht den lieblichen Eindruck macht wie die Paarl.

Den nächsten Morgen machte ich mit Herrn Sch....ff, da Dr. Ch.....i, wie er sagte, noch den Platz sehen, eigentlich aber nur seine Geläufigkeit im Holländischen an beliebigen, unglücklichen Einwohnern des Ortes probiren wollte, eine Excursion auf die benachbarten Hügel der Stadt, die sich recht gut belohnte. Die Gegend war für Afrika unge-

*) Corythornis cristata Rebb., Alcedo semitorquata, Lamprococcyx aureatus L. Gm., Chrysococcyx cupreus Lath., Euplectes oryx Sw., Eupl. capensis Sw.

wöhnlich reich an Insekten, so dass sich in kurzem meine Flaschen mit Coleopteren füllten. Von anderen Klassen des Thierreiches war ein Julus zahlreich vorhanden, sowie einige Scolopendren, von Arachniden fand sich eine schöne zu den Trachearíae gehörige Spinne (Galeodes). An den Abhängen eines Wasserrisses traf ich einen Termitenschwarm an, welcher in Erdlöchern baute; die Thiere waren eifrig beschäftigt Nadeln von den benachbarten Sträuchern herbeizuschleppen, während die geflügelten Männchen sich in grosser Zahl zwischen den Arbeitern unbeschäftigt umhertrieben und mit Fliegen amüsirten. Dies Vergnügen schienen sie indessen bald satt zu bekommen, denn sie liessen sich immer bald nieder und zumal, wenn sie verfolgt wurden, brachen sie sich schnell durch Drehen und Wenden des Körpers die ungemein langen, lästigen Flügel ab, um sich auf ihre Beine zu verlassen. Die Geschlechtslosen unterscheiden sich durch die Entwickelung des Kopfes und Kieferapparates als eigentliche Arbeiter und Krieger; die Königin erreicht durch die kolossale Entwickelung der Eierstöcke eine Länge von 3" und darüber. Als alle Flaschen und Schachteln gefüllt und sogar das Taschentuch zur zeitweiligen Aufnahme einer Eidechse verwandt worden war, kehrten wir nach Worcester zurück, von wo wir am Nachmittag einen Abstecher nach Hexriver machten.

Wir fuhren in Begleitung eines jungen Mannes, der schon länger in der Gegend war, und bedienten uns deshalb zweier Carts, was sich auch als sehr vortheilhaft herausstellte, da wir sonst wohl kaum glücklich hin- und zurückgelangt wären. Nur wer durch die Gebirgsgegenden Afrikas selbst gereist ist, kann verstehen, was ein Weg in den wilden Thälern besagen will; man läuft in diesem gesegneten Lande des Mangels und Ueberflusses ebensowohl Gefahr aus Wassermangel umzukommen, wie ertränkt zu werden, abgesehen von den übrigen Chancen, unter denen die, in der Cart umgeworfen zu werden, auch nicht klein ist. Die Carts sind zweirädrige Wagen mit oder ohne Verdeck, welche ihr Gewicht auf den Rädern balanciren; mit diesen etwas gebrechlichen Fahrzeugen geht es über Stock und Stein, durch Flüsse und Lachen, je nachdem sich die Gegend gestaltet.

Ein eigentlicher Weg ist nur an den Stellen vorhanden, die nicht zeitweise vom Wasser bedeckt werden; an den tiefsten Stellen zerreisst das häufig mit grosser Macht andrängende Wasser Weg und Brücken stets aufs neue, und es wird daher Alles gelassen, wie es gerade ist, indem sich Jeder so gut als möglich durcharbeitet. Wir passirten auf dem Wege nach der Farm eines Mr. G...t mehrere kleinere Flüsse sowie den

Hexriver selbst zu verschiedenen Malen, und waren in letzterem, da er gerade viel Wasser hatte, zuweilen nahe daran, weggeschwemmt zu werden, oder beim Fahren über Rollsteine, die unter dem Wasser lagen, umzuwerfen.

Doch die Götter waren uns hold; wir gelangten unbeschädigt am Ziele an und sahen hier, wie sich englischer Comfort auch in der afrikanischen Einöde geltend machte. Kühle, dunkle Zimmer, ausgestattet mit europäischem Luxus umfingen uns, und duftiger Mocca erfrischte die ermatteten Lebengeister. Die Herrlichkeit beschränkte sich aber nicht nur auf die Zimmer, auch draussen war viel Schönes zu sehen; mehrere Orangenhaine von ungewöhnlicher Ueppigkeit befanden sich in der Nähe des Hauses, und viele der mächtigen Bäume waren noch dicht bedeckt mit Früchten, obgleich der Besitzer vor Kurzem 60,000 Stück, 1 S. per Hundert, verkauft hatte. Die herunterfallenden Früchte sind eine Lieblingsnahrung des Schwarzviehes, doch auch wilde Thiere finden sich nächtlicher Weise als ungebetene Gäste ein, so besonders Paviane (Cynocephalus ursinus Licht.) und Stachelschweine (Hystrix Africae australis Pet.), welche vielen Schaden anrichten.

Schönes Vieh belebte die Wiesenplätze, die mit Dornenzäunen eingefasst waren, um das Weglaufen zu verhindern; auf diesen Plätzen blieben die Thiere das ganze Jahr hindurch und wurden selbst beim schlechtesten Wetter nicht unter Dach und Fach gebracht. Als Futter hatte der Besitzer vor einiger Zeit angefangen Luzerne und englisches Raygras zu bauen, die üppig auf dem von Wasser überrieselten Boden wuchsen. Diese Einrichtungen, sowie die Racen des Viehes, unter welchem sich gutes englisches Vollblut befand, sind sehr selten in diesem Lande, wo man sich mit dem Nothdürftigsten begnügt und jede Anstrengung zu vermeiden sucht; dafür gilt aber Mr. G...t's Farm für eine Luxusfarm und war es auch im Vergleich mit den meisten anderen.

Nicht weit davon lag ein anderes Gut, dessen Besitzer zu den Insolventen gehörte, und welches einen richtigen afrikanischen Eindruck machte durch Wildheit und Lässigkeit; ihn selbst fanden wir auf der Jagd nach Fasanen, die er zu Pferde abmachte. Da sich in Dr. Ch.....i wieder die Jagdlust zu regen begann, so stiegen wir aus und schlossen uns für einige Zeit an. Es wurden auch mehrere Fasanen aufgefunden, die alle dem Farmer selbst zu Schuss kamen, der drei davon erlegte; mir war St. Hubertus an diesem Tage wenig gewogen, indem ich vergeblich das Gestrüpp zu Fuss durchstöberte. Ich suchte mir meinen Weg allein, um wenigstens ungehindert zu sein, als mir mein Unstern einen von den jungen Söhnen

des Farmers in den Weg warf, der kaum ein paar Schritte vor mir hergetappt war, als ein kleiner Bock (Calotragus melanotis Gray) vor ihm aufsprang; mit lautem Jauchzen rannte der Störenfried dem Thiere nach und hinderte mich am Schiessen, bis es zu spät war; die andern fanden auch zwei Antilopen, die sie anschossen, aber in dem Dickicht ebenfalls verloren, so dass die Beute sich auf die drei Fasanen beschränkte. Ohne etwas geschossen zu haben, steckte ich mit einer leisen Verwünschung das Gewehr wieder in den Kasten und fuhr mit meinen Begleitern nach Worcester zurück, wo wir in finsterer Nacht ankamen.

Am nächsten Tage, es war Sonntag, besuchten wir die Kirche der Farbigen im Orte, welche von ihnen selbst erbaut ist unter Anleitung eines geistlichen Herrn, der wie ein absoluter Herrscher über sie gebietet. Es sollten sich viel wahre Hottentotten und Kaffern unter denselben befinden, ich habe aber nur wenig reines Blut unter der Menge bemerkt; die meisten hatten das struppige, gekräuselte Haar der Mischlinge, während die südafrikanische Race wirkliches Wollhaar, die Malayen aber schlichtes Haar haben. Die Farbigen wohnen in einem besonderen Theile des Ortes in eigenhändig erbauten Backsteinhütten, die gegen die reinlichen Häuser der Weissen sehr traurig abstechen. Die Race wird sicher immer untergeordnet bleiben, da sie sich selbst unterordnet und nicht das Streben empor zu kommen kennt, was so scharf in den europäischen Stämmen ausgeprägt ist.

Am Nachmittag machten wir wieder einen Ausflug in die Nachbarschaft auf denselben Carts, wie nach Hexriver, wir sollten aber nun noch schlechtere Wege kennen lernen, als wir bereits durchfahren hatten.

Schon bis zu dem in der Nähe vorbeifliessenden Breede Rivier hatten wir viel auszustehen durch tiefe Löcher im Wege und zahlreiche Rollsteine, welche die ganze zeitweise vom Wasser überfluthete Ebene bedeckten. Nachdem der Fluss auf einer Fähre passirt worden war, ging es wieder im scharfen Trabe vorwärts über einen steinigen Höhenzug hinweg, wo der Wagen jeden Augenblick umzuschlagen drohte, und dann bergab in eine vom Wasser so vollständig bedeckte Fläche, dass man dieselbe bei uns sicher für einen See gehalten hätte.

Hunderte von wilden Enten, Wasserhühnern und ähnlichen Vögeln belebten die Gegend, und zeitweisse stieg ein Reiher langsam und majestätisch aus dem Schilfe auf. Da die Gegend vollständig offen war, hielten sie sich in ziemlicher Entfernung und nur selten kam ein Zug Enten in leidliche Schussdistanz, so dass wir nicht sehr bedauerten, die Gewehre des Sonntags wegen zu Hause gelassen zu haben. Vielleicht war es sehr

zu unserem Vortheil, dass wir uns nicht mit Schiessen aufhalten konnten, denn der spärlich befahrene Weg verlor sich nun in das Wasser, und wir hatten zuweilen als einzigen Anhalt eine schwache Spur auf dem thonigen Grunde, welche eine nicht lange vorher hier gefahrene Cart zurückgelassen hatte. Wurde das Wasser tiefer, so war auch diese natürlich nicht mehr zu sehen; wir fuhren dann auf gut Glück zu, bis wir sie wieder fanden, und kamen endlich wohlbehalten am Ziele an. Dieses Ziel unserer Expedition war die sogenannte Brand-Vlei, ein Wasserbecken von geringer Grösse, durch heisse Quellen gespeist, welche einen starken Strom Wassers liefern, das Blasen werfend in der Mitte des Beckens hervorquillt. Die Temperatur des Wassers ist an den heissesten Stellen etwa 60°, die Blasen sind wohl Kohlensäure; der Absatz auf dem Grunde des Wassers ist entschieden eisenhaltig, obwohl manche Reisende behaupten Nichts davon bemerkt zu haben. In einer kleineren etwas höher gelegenen Quelle wachsen kleine Farren und sollen auch Wasserinsekten vorkommen, obgleich ich deren keine sehen konnte; doch hat diese keine so hohe Temperatur wie die grosse. Ein in der Nähe befindliches Haus, für den Comfort der Badegäste bestimmt, gewährte einen so unbeschreiblich öden und traurigen Eindruck, wie in Europa selbst das ödeste Gefängniss ihn nicht hat; Badegäste waren zur Zeit übrigens nicht vorhanden.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als wir unseren Rückweg antraten und unsere schmale Spur auf dem wässerigen Pfad wieder aufsuchten, was uns bei einiger Aufmerksamkeit auch nach Wunsch gelang. Wir hatten schon den See fast vollständig passirt, als ein heiserer Schrei, wie von einer einsamen Möve, zu uns herübertönte, und uns umdrehend, gewahrten wir den anderen Wagen mitten in der Fläche bis an den Kasten im Wasser, während die drei unglücklichen Passagiere auf die Sitze getreten waren und flehend ihre Arme gegen uns ausstreckten. Obgleich wir nicht verstanden, was eigentlich passirt war, so schickten wir doch unser Fuhrwerk, nachdem zwei am Ufer ausgestiegen waren, wieder zurück, ihnen zu Hülfe, und es fand sich nun, dass der zweite Wagen, obgleich er uns folgte, doch die Spur verloren hatte. Als er tiefer und tiefer ins Wasser gerieth, verlor Dr. Ch.....i und der biedere Rosselenker, ein einst unter Görgey's Fahnen kämpfender Ungar, die Courage und, anstatt weiter zu fahren, flehten sie uns auf höchst ergötzliche Weise um Hülfe an. Alle Drei erhoben sie auf ein vom Doctor gegebenes Zeichen ihre Stimme, um die bedeutende Entfernung zu überwinden, nur zeitweise unterbrochen durch Herrn Sch....ff, welcher über das Possirliche der Lage

vor Lachen bersten wollte; dies steigerte indess nur die Aufregung des gelehrten Vorrufers, der bei jedem zu passirenden Fluss sich eifrig erkundigte, ob derselbe die Möglichkeit böte, darin zu ertrinken. Von unserem Kutscher wieder auf den Weg gebracht, gelangten auch sie endlich wohlbehalten am Ufer an, als schon die Nacht hereinbrach. Nachdem wir wieder über den Fluss gesetzt waren und uns über das Geröll hatten hinwegschleppen lassen, streckten wir unsere durchgerüttelten Glieder behaglich im Hotel zu Worcester auf bequemer Lagerstätte aus, ohne einen anderen Verlust zu beklagen, als die Stimme des Doctors, die bei dem angstvollen Rufen inmitten der schweigenden Wasser verloren gegangen war und sich durchaus nicht wiederfinden wollte. Der Verlierer konnte selbst durch unsere dringendsten Ermahnungen nicht vermocht werden, die Fahrt zu wiederholen, um dieselbe zu suchen, obgleich er ihren Verlust schwer empfand.

Am Morgen des 5. traten wir unsere Rückreise nach Capstadt an, bei drohendem, von Regenwolken bedecktem Himmel, ohne dass jedoch ein Ausbruch erfolgte.

Bald hinter Worcester sah ich die ersten Strausse, die sich wahrscheinlich von der Karroo hereinverlaufen hatten, denn sie waren offenbar terrainunkundig und nicht so scheu als gewöhnlich, so dass eine gute Büchse sie wohl erreicht hätte; leider hatten wir uns auf so seltene Gäste nicht vorbereitet und konnten sie mit unseren Schrotgewehren unmöglich erlangen. Es sah prächtig aus, als die gewaltigen Vögel sich in vollen Lauf setzten, aufgescheucht durch Boeren, welche sofort mit ihren sehnigen, ausdauernden Pferden Hetzjagd anstellten und den Straussen durch das dichte Gestrüpp mit unermüdlichem Eifer folgten, die Gäule mit Händen und Füssen zum schnellsten Laufe antreibend. Bald verschwanden Verfolger und Verfolgte aus unserem Gesichtskreis, so dass wir nicht im Stande waren den letzten Act des interessanten Schauspieles mit anzusehen, das unsere Phantasie bei der alsbald wieder aufgenommenen Fahrt noch anhaltend beschäftigte.

Am Abend trafen wir wohlbehalten in Capstadt ein, begrüsst von unserem alten Freunde dem Süd-Oststurm, welcher in tollem Jubel Alles, was irgend auf den Strassen Bewegliches war, mit sich fortriss.

Capitel III.

Kalifa — Umgegend der Capstadt.

Kalifa; Ausflug nach Somerset-West; afrikanisches Gestrüpp; Vischhoek; Pillenkäfer; Camps-Bay.

Am Abend des 8. war ich bei dem Direktor des hiesigen Museums, Layard, zum Besuch, wo ich mich sehr angenehm unterhielt, da er als passionirter Jäger in verschiedenen Welttheilen interessante Beobachtungen aus dem Gebiete der Zoologie gemacht hatte. Natürlich wurden auch die Gewehre, deren ich eine grosse Auswahl bei ihm vorfand, einer eingehenden Besprechung unterworfen und in ihren Vortheilen und Nachtheilen mit einander verglichen.

Ich sah jetzt bald, dass ich hier in Afrika mit meinen deutschen Gewehren wenig ausrichten würde, da sie durchaus zurückstanden gegen die gebräuchlichen englischen. Die fast allgemein geführten Büchsen sind sogenannte Small-Bore Rifles, welche eine lange Bolzenkugel von geringem Durchmesser schiessen; die Läufe haben zwei weite Züge, in welche Vorsprünge der Kugel hineinpassen, so dass das Geschoss mit möglichst geringer Reibung den Zügen sicher folgt; eine Pulverladung von 2—2³/₄ Dram wirft die Kugel aus diesen Gewehren mit gehöriger Kraft bis auf 1500 Schritt bei mässiger Elevation der Seelenaxe. Die Visire sind meistens ein Standvisir und Klappen bis 4 oder 600 Schritt; für grössere Distanzen gebrauchen sie ein auf dem Laufe verschiebbares Visir, welches sich auf der eingetheilten Schiene befestigen lässt. Eine Kimme findet sich meist nur am Standvisir, die Klappen haben einen eingelegten Silberstreif, was gewiss sehr praktisch ist, da die Kimmen sich leicht voll Staub setzen; das eiserne Korn, welches gewöhnlich auf den Büchsen ist, pflegt der hiesige Jäger herunterzuschlagen und ein elfenbeinernes einzusetzen, um es bei Nacht besser sehen zu können.

Für dieses „Night-shooting“ haben sie auch eine andere sehr hübsche Einrichtung: die Schiene auf den Läufen ist ganz rauh und matt gehalten, in der Mitte aber genau in der Richtung der Visirlinie ist ein Silberstreif eingelegt, welcher bis zum Korn reicht, wodurch es möglich wird, sich auch bei schwachem Licht über die Lage der Visirung zu orientiren.

Wohl in keinem andern Lande wird das Wild auf die Entfernungen geschossen, wie in Afrika. Layard selbst schoss in dieser Zeit einen einzelnen Strauss auf 750 Schritt, ein fast unglaublicher Schuss, und doch

ist die Sache vollständig verbürgt. Die baumlosen, ausgedehnten Ebenen machen es meist unmöglich, sich an das Wild anzuschleichen, dieses aber steht sehr häufig in Trupps beisammen und bildet dadurch ein grösseres Ziel; geht auch manche Kugel vorbei, so treffen doch einzelne und entschädigen für die Fehlschüsse.

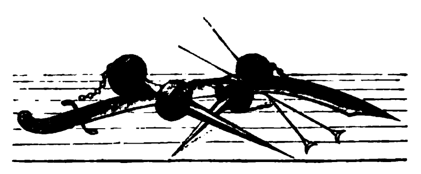
Unsere Gewehre mit den Visiren auf 100—150 Schritt können gar nicht dagegen aufkommen, da der grosse Durchmesser der Kugel, die bedeutende Reibung in den stark gewundenen Zügen und die geringe Pulverladung die Flugbahn des Geschosses zu einer sehr kurzen machen. Anfangs sehr gerade, fällt die Parabel plötzlich so steil ab, dass man auch mit einem höheren Visire die Kugel auf keine bedeutende Entfernung zu werfen vermag. Einmal mit deutschen Gewehren ausgerüstet konnte ich nicht alsbald wieder andere herbeischaffen, und obgleich ich Layards Worten allen Glauben beimass, wollte ich doch erst selbst probiren, wie weit ich mit den von der Heimath her gewohnten Waffen kommen würde. Wenn ich mich auch sehnte, endlich eine solche Probe anstellen zu können, so war doch Manches noch zu besorgen, ehe ich die Capstadt verlassen konnte.

Die Zeit der Musse benutzte ich daselbst gern zu Spaziergängen in der Umgegend, welche sich an mannigfachem zoologischen Material reich erwies, abgesehen von den Naturschönheiten, die sie bietet. Sobald es daher das Wetter erlaubte und ich nicht gerade mit meinen Apparaten beschäftigt war, durchstreifte ich die Abhänge der Tafelberggruppe oder besuchte den Strand, welcher zahlreiche, wenn auch nicht sehr prächtige Conchylien und reizende Bryozoen aufweist. Unter den Conchylien herrschen Patellen, Fissurellen und verwandte Genera vor; die Patellen erreichen hier in einigen Species eine bedeutende Grösse und werden von den ärmeren Klassen vielfach als Nahrungsmittel benutzt. Auch das hohe Meer bot noch Interesse für den Beobachter; denn es war keine Seltenheit, dass man in der Ferne sich Walfische herumtummeln sah, welche alsbald bemerkbar wurden durch die silberglänzenden Fontainen, welche sie aus ihren Nüstern emporsandten. Von dem gewöhnlichen Zielpunkt meiner Spaziergänge am Strande, dem Landhause des Herrn P...e, konnte man, da der Boden vom Ufer aus ansteigt, mittelst des Fernrohres die Thiere gut beobachten und sich ohne Schwierigkeit überzeugen, dass die neuerdings aufgestellte Behauptung, die Wallfische bliesen kein Wasser, sondern nur Dampf aus, falsch ist. Der afrikanische Sonnenschein lag so hell und warm auf dem Meere, dass von einer Verdichtung des Athemdunstes überhaupt keine Rede sein konnte.

Am 11. Oct. war ich mit mehreren Herren aus Capstadt in dem benachbarten Ronde Bosch gewesen, und zurückgekehrt, machten wir noch gegen 10 Uhr einen Spaziergang in den Strassen, die bereits ziemlich leer waren.

Die Stille der Nacht wurde, als wir in Long-Street einbogen, unterbrochen durch ein Getöse, welches von fern her unheimlich zu uns herauftönte, ohne dass ich meinestheils im Stande war irgendwie die Natur desselben anzugeben. Meine kundigeren Gefährten dagegen wussten sofort dieses wilde, unharmonische Tönen, das gemischt war aus eintönigen Gesängen, dem Dröhnen des Tambourins und Waffengerassel, richtig zu deuten und erklärten mir auf mein Befragen, dass dort ein Fest der Malayen, Kalifa genannt, gefeiert würde.

Wir beschlossen sofort hinzugehen, und als wir das Haus erreicht hatten, fanden wir das Zimmer des Erdgeschosses sowohl wie den Hausflur dicht gedrängt voll von Malayen beiderlei Geschlechtes. Die Frauen und Mädchen hielten sich ausserhalb im Flur und an der Thüre, während die erwachsenen Männer das Zimmer eingenommen hatten, sich nach muhammedanischer Sitte auf der Erde gruppirend, um einen Baldachin, unter welchem drei ältere Personen, dem Priesterstande angehörig, als Leiter und Ordner des Festes fungirten.


Fig. 3. Kalifa-Waffen.

Es war gerade eine Pause eingetreten, als wir anlangten, und die Gesellschaft stärkte sich durch Cafe zu den bevorstehenden Nervenerschütterungen; man machte uns höflich Platz und präsentirte uns ebenfalls Cafe, worauf wir unsere Stellung an der Thüre nahmen, da wir von dort das Ganze gut übersehen konnten.

Schnell verschwanden die Tassen wieder, die Tambourinschläger begannen ihre eintönige Musik, bald in leisen, dumpfen Tönen, bald im wildesten Fortissimo ihre Instrumente schlagend, während gleichzeitig die Menge feierliche, sich in kurzem Cyclus wiederholende Gesänge anstimmte, deren kreischende Töne Mark und Bein erschütterten. Nun zeigten sich auch in dem dichten Benzoedampfe, welcher von den Kohlenbecken aufstieg, und wie ein Flor auf dem Bilde ruhte, die schlanken Gestalten der eigentlichen Darsteller bei dem Schauspiel, jüngere Männer, welche dabei wetteifern in Gewandtheit und Selbstüberwindung.

Zum Beginn wurden einem bis zum Gürtel entblössten Jünglinge

lange eiserne Nadeln, oben mit dem Halbmond verziert, an verschiedenen Stellen durch die Haut gestossen, und mit diesen auf und abschwankenden Eisen bewegte er sich durch die Menge in einem vorgehaltenen Tambourin die Spenden der Gäste einsammelnd. Darauf begannen die eigentlichen Spiele, zuerst ausgeführt von einem sehr dunkel gefärbten Malayen, der aber, wenn auch vielleicht ein gutes Theil afrikanischen Blutes in seinen Adern floss, sich doch viel von der Gewandtheit des ursprünglichen Stammes bewahrt hatte. Er ergriff mit wilden Pantomimen die vor den Priestern aufgestellten Dolche, deren runde Griffe oben mit Ketten verziert sind als symbolisches Zeichen abgeschüttelter Knechtschaft, und tanzte mit denselben vor dem Baldachin umher, bis er sich dieselben endlich unter dem betäubenden Rauschen des Tambourins und den ermunternden Gesängen der Zuschauer tief in die Brust zu bohren schien; doch geschickt wurden die spitzen Klingen im letzten Augenblicke zur Seite gelenkt, während das Auge den blitzschnellen Bewegungen kaum zu folgen vermochte, und aufs neue begann das Spiel, sich mehrmals wiederholend.

Dann brachte man Yatagans; die scharfen, gekrümmten Klingen wurden feierlich erhoben und der Menge gezeigt, worauf der Waffentanz sich unter noch wilderen, furchtbareren Stellungen erneuerte. Bald bewegte sich die Klinge rund um den entblössten Hals in langen Zügen, so dass man jeden Augenblick den Kopf glaubte herunterfallen zu sehen, bald um die nackte Brust, bald traf die Schärfe scheinbar mit voller Gewalt den ausgestreckten Arm.

Als der Erste ermüdet war, trat ein Zweiter an seine Stelle, und so folgten sich die Darsteller, indem sie sich an Wildheit und Schnelligkeit der Bewegungen zu überbieten suchten, die ganze Nacht hindurch, nur kurze Pausen einhaltend, welche von den Priestern mit passenden Sprüchen des Koran ausgefüllt wurden.

Das Spiel war kein so ganz harmloses, wie das zuweilen reichlich fliessende Blut verrieth, doch der Gläubige erwartet, dass jede dabei zugefügte Wunde unter Anwendung eines Spruches aus dem Koran sofort wieder heilt; nur der Ungläubige, welcher das Buch nicht achtet und Böses im Sinne führt, erfährt Uebles dabei, was uns ein früher ebenfalls bei diesen Spielen thätiger Malaye erklärte, dessen narbiger Arm allerdings bewies, dass die Wunden nicht gerade gänzlich verschwanden.

Im festen Glauben an die Wunderkraft haben sich manche junge Männer im wilden Taumel des Augenbliks schon schwere Verletzungen dabei zugefügt; so schnitt sich einer die Zunge aus und liess sie in der

gläubigen Menge zur Erbauung herumgehen, sicher erwartend, sie würde nachher wieder zuwachsen. Das Blut steht meist sofort nach Beendigung des Tanzes, doch scheint dies seinen Grund zu haben in der Anwendung blutstillender Mittel in den Tüchern, welche zum Abwischen desselben gereicht werden; die Tücher wurden in besonderer Weise aufgelegt und nach einiger Zeit wieder entfernt, worauf die Wunden, wie die Menge meinte, geheilt waren, da man dann wenig mehr davon sah.

Eine bestimmte Ansicht über den eigentlichen Sinn dieses Festes scheint nur noch in wenigen der Malayen zu leben, wenigstens gelang es uns nicht, etwas Sicheres darüber zu erfahren. Früher gewiss rein religiös, ist es jetzt nur ein Schauspiel geworden, das von beliebigen Leuten, die der Einrichtung und Ceremonien kundig sind, arrangirt wird und immer reichen Zuspruch findet, da es für die Zuschauer ein grosses Vergnügen und für die Darsteller eine Ehre ist, sich an diesen Kalifas zu betheiligen.

So bot sich in der Capstadt fast täglich etwas Neues, Interessantes für den aufmerksamen Beobachter, und der gegen Erwarten lange Aufenthalt daselbst wurde niemals drückend empfunden. Viel trug dazu auch der Umstand bei, dass man sich wegen der bereits sehr vorgeschrittenen Civilisation dieses Landes und des zahlreichen Verkehrs mit Landsleuten in verhältnissmässig behaglicher Lage befand. Nur hie und da guckte die ursprüngliche, afrikanische Wildheit verstohlen zwischen den glänzenden Flittern hervor, mit denen man sie überkleidet hat. In besonders origineller Weise zeigten sich diese Gegensätze bei einer Fahrt, welche ich am 23. in Begleitung eines jungen Kaufmannes nach Somerset-West, einem Landstädtchen unfern der falschen Bay gelegen, unternahm. Die Harmlosigkeit der in Rede stehenden Landparthie dürfte vielen der geneigten Leser in einem Lande, welches europäische Phantasie mit den wildesten Bildern auszuschmücken pflegt, unerwartet scheinen, und ebendeshalb wurde es für geeignet erachtet näher darauf einzugehen, zumal da sie zugleich ein gutes Beispiel für Leistungsfähigkeit afrikanischer Pferde abgiebt.

Wir gedachten die Eisenbahn zu benutzen und begaben uns am Nachmittag vollständig gerüstet und gepackt auf den Bahnhof, um dort zu unserer freudigen Ueberraschung zu erfahren, dass der Zug bereits abgegangen sei; entschlossen, uns durch dies Unglück nicht abhalten zu lassen, kehrten wir der verrätherischen Eisenbahn den Rücken und machten uns im eigenen Fuhrwerk meines Begleiters, nämlich im offenen Dog-Cart mit einem Pferde trotz des heftig wehenden South-Eastern auf

den Weg, um die 31 Meilen*) bis Sommerset noch denselben Abend zurückzulegen.

Es war $4^3/_4$ Uhr, als wir die Stadt verliessen, worauf in kurzem, anhaltendem Trabe bis Eerst Rivier, die Hälfte des Weges gefahren wurde, dort aber gönnten wir dem Pferde und uns eine Stunde Erholung.

Um $8^1/_4$ Uhr wurde wieder zum Aufbruch geblasen, der Rappe eingespannt und hinaus ging es in die klare, afrikanische Mondscheinnacht, um die weiteren 15 Meilen zurückzulegen. Gewiss eine romantische Fahrt durch die schweigenden Gefilde, wo der Mond mit unsicherem Schein auf den im Winde sich wiegenden Büschen spielte, am Horizont schroffe, mächtige Bergformen, theilweise verhüllt von jenen eigenthümlichen, einem zerfetzten, weissen Tuche gleichenden Wolken, welche als Zeichen des kommenden Sturmes nur zu wohl bekannt sind; auf der andern Seite blickte die im Monde glänzende Fläche der nahen See herüber, die unter dem Namen der falschen Bay hier weit in das Land hineinreicht.

Dabei war die Nacht aber bitter kalt, und der bald wieder einsetzende Südost wehte uns gerade entgegen mit so durchdringender Schärfe, dass mein Begleiter, obgleich im dicken Plaid eingehüllt, sich öfters mit kräftiger Hand gegen seine deutsche Brust schlug, um wieder etwas Wärme in den erstarrten Gliedern hervorzurufen. Etwas erfroren, aber sonst wohl und munter langten wir um $10^1/_2$ Uhr in Somerset an, klopften endlich die Leute aus dem Schlafe und besorgten schliesslich doch das Pferd selbst, da der herbeigekommene Stalljunge plötzlich wie vom Blitze getroffen in epileptischen Krämpfen niederstürzte.

Am nächsten Morgen begaben wir uns schon frühzeitig zur Jagd gerüstet zu einer befreundeten deutschen Familie im Orte und zogen dann aus, um — Wachteln zu schiessen. Dies harmlose Vergnügen war uns leider gestört, indem die kurz vorher noch sehr zahlreichen Vögel, wie so häufig, plötzlich fast sämmtlich weiter gezogen waren, und Elephanten, Büffel oder anderweitige Ungethüme wollten sich wunderbarer Weise nicht zeigen. Wir mussten daher nehmen, was wir kriegen konnten, und schliesslich war ein Plotus Valliantii das einzige Stück der Beute von originellem aussereuropäischem Habitus.

Nach einem heitern Mittagsmahl in ausschliesslich deutscher Gesellschaft gingen wir wieder hinaus und suchten am Flusse hinauf nach ornithologischem Material zum Ausstopfen. Hier fand ich zum ersten Male

*) Die Meilenangaben sind immer in englischem Maass.



afrikanisches Gestrüpp in seiner höchsten Vollendung, indem die verschiedensten Pflanzen, meist mit Stacheln und Dornen verziert, als ein dichtes Gewirr die Ufer bedeckten und es an vielen Stellen durchaus unmöglich machten, hindurch zu kommen; zuweilen war es so dicht, dass es vollständig trug, während man beim nächsten Schritt wieder bis an die Brust dazwischen einsank.

In einem solchen Terrain ist das Schiessen der Vögel bei weitem nicht der schwierigste Theil der Arbeit, sondern das Auffinden der getödteten ist oft viel mühsamer, so dass man darauf rechnen kann, höchstens die Hälfte wirklich in Besitz zu bekommen.

Aus diesen Gründen war unsere Beute wiederum keine sehr grosse, sondern beschränkte sich auf einige bunte Finken, Webervögel etc.

Der Abend mahnte indessen zur Heimkehr nach dem Dorfe, wo wir die Gesellschaft durch einige Herren, die aus der Stadt nachgekommen waren, vergrössert fanden.

Am nächsten Morgen fuhren wir in drei Wagen nach dem benachbarten Strande, um dort den Tag zu verleben; doch bald verliess ich, begleitet von einem ebenso eifrigen Naturfreunde, wie ich, den Wagen, um den Weg zu Fuss zu machen und dabei zu sammeln. Unser Eifer war auch mit Erfolg gekrönt, denn die warm herniederscheinende Sonne hatte mancherlei Gethier ins Freie gelockt, von Coleopteren besonders zahlreich die Ateuchus-Arten.

Es ist ein für Afrika charakteristisches Thierbild, eine ganze Gesell-



Fig. 4. Ateuchus, Pillen rollend.

schaft dieser drolligen Thiere in ihrer emsigen Thätigkeit um einen Haufen Mist beschäftigt zu sehen; wie sie Kugeln von Wallnussgrösse formen, sich dabei drängend und gegenseitig störend, bis die grosse Aufgabe beendigt ist und sie nun ihrer Füsse Arbeit mit grosser Eile und Geschäftigkeit rückwärts fortrollen, den Kopf zur Erde gestellt, um dieselbe an sicherem Platze mit ihren Eiern zu vergraben.

Auch andere interessante Thiere machten sich bemerkbar; bunte Cicaden schwirrten umher oder liessen aus dem Gebüsch ihr lautes, zuweilen einer fernen Locomotive ähnliches Pfeifen hören; bunte Eidechsen, meist zu den Gattungen Eremias, Trapelus und Cordylus gehörig, huschten über den Weg, oder langbeinige Locusten voltigirten schwerfällig von einem Busch auf den anderen, so dass es immer etwas zu sehen gab und der Marsch zur angenehmen Promenade wurde.

Als wir wieder bei der Gesellschaft anlangten, kam mir Herr G.....y siegesfreudig entgegen und brachte eine Cobra capella (Naja Haje Merr.) von 4′ $9^1/_2$″ Länge, welche sie unterwegs erschlagen hatten. Die Schlange lief auf dem Wege, er sprang herunter mit dem Kutscher und sie griffen das Thier, nur mit der Peitsche und Reitgerte bewaffnet, an; eine angegriffene Cobra geht sofort auf den Angreifer los, und so wandte sie sich auch diesmal gegen die Männer, welche sie mit dem Peitschenstock abwehrten, bis ein kräftig geführter Hieb sie unschädlich machte.

Nach einem Spaziergange am Strande, der hier sehr reich an kleinen Helicinen ist, fuhren wir im Boot hinaus auf die See, um zu fischen, wo eine Anzahl des erwähnten rothen Fisches, Roman, mit Angelschnüren gefangen wurde; als Köder dienten die Arme von Dintenfischen, von welchen wir auch einen fingen. Noch waren wir im besten Fischen, als eine am Ufer aufgezogene Flagge uns einlud, zurückzukommen zum Essen, das auf einer Anhöhe am Strande im Schatten einiger wilden Oelbäume bereitet war. Während dem Essen zeigte sich im nächsten Strauche eine Giftschlange; dies stört aber in Süd-Afrika die Fröhlichkeit durchaus nicht, welche sich im Gegentheil immer mehr unter der Einwirkung des guten Capweines steigerte. Nach dem Essen wurde die Schlange gefangen und erwies sich als eine zu den Trugnattern gehörige Species, Schaap steeker (Dipsas rhombeatus Wagl.) genannt. Am Abend nahmen wir unseren Rückweg über die Bay, welche von dem klar herniederscheinenden Monde versilbert wurde, und gelangten in der Nacht wieder in Sommerset an, von wo wir den Tag darauf nach Capstadt zurückkehrten.

Die letzten Tage des October hatten wir viel Regen, was in dieser Jahreszeit ziemlich ungewöhnlich ist. Ich benutzte diese Tage, um mich

auf einen neuen Process in der Photographie einzurichten, den ich bei meiner Reise durch das Land zu benutzen gedachte. Am 1. November, sobald das Wetter günstig war, rückte ich mit den präparirten Platten aus, um die erste Probe anzustellen; ich wendete mich nach Camps Bay, wo der feiertägliche Sonnenschein eine grosse Anzahl Malayen in ihrem bunten Sonntagsstaat herausgelockt hatte, so dass es der Landschaft nicht an Staffage fehlte Die Männer zerstreuten sich in der Gegend, Blumen suchend für ihre Schönen, und zeigten dabei eine besondere Vorliebe für eine Gladiolusart, Africain maid genannt (Watsonia grandiflora), die hier in Menge wächst.

Doch auch die Thierwelt vergnügte sich in dem afrikanischen Sonnenschein, der besonders auf die Amphibien eine sehr belebende Wirkung auszuüben scheint, denn die Schnelligkeit in der Bewegung dieser Thiere ist fast unglaublich. Zu dreien Malen erhoben sich Schlangen aus dem Gestrüpp, durch welches ich ging, unter meinen Füssen, ohne dass es mir gelang, auch nur eine davon mit dem bereitgehaltenen Stock zu erreichen. Sie bewegen sich mehr springend wie kriechend über den Boden, den sie kaum zu berühren scheinen. Eine Eidechse raschelte im Gesträuch zu meinen Füssen, ich sah nach derselben nieder, und dieselbe Eidechse erschien fast in demselben Augenblicke zehn Schritt von dem Platze entfernt auf einem Steine. Wenn das Terrain nicht günstig ist, so dass man sich selbst schnell bewegen kann, hält es sehr schwer, diese Thiere zu erhaschen. Aus dem Reiche der Insektenwelt waren die Cetonien zahlreich vertreten, die sich zu Hunderten auf den honigreichen Blüthen des Zuckerbusches (Leucospermum conocarpum)*) ergötzten. Nach Beendigung meiner photographischen Aufnahmen kehrte ich heim, wo ich mich, als ich sah, dass der Erfolg den Erwartungen entsprach, zu einer neuen Excursion nach Robben-Island, der dort als Convicts lebenden Kaffern-Häuptlinge wegen, ausrüstete. Durch W.......n eingeführt, erhielt ich im Colonial-Office einen Brief an den auf der Insel fungirenden Dr. Edmonds und Erlaubnisskarten für meine drei Freunde, G.....y, Sch.....f und M...y, welche so freundlich waren, mir ihre Begleitung zuzusagen, da Capstadt wegen Eröffnung der Wellingtoneisenbahn einen allgemeinen Feiertag hatte.

---

*) Diese Species wird meist als „Zuckerbusch“ bezeichnet, welcher Name jedoch eigentlich nur der Protea mellifera gebührt.

Capitel IV.

Robben-Island — Besteigung des Tafelberges.

Eine Ruderparthie; Seevögel; die Kaffernhäuptlinge auf Robben-Island; Spitäler der Insel; Besteigung des Tafelberges; Fahrt nach Simon's-Town; Zerstörungen durch den Schiffswurm; Reiseausrüstung; erstes Missgeschick mit den Pferden.

Wohl gerüstet mit photographischem Apparat und Gewehren, machten wir uns am 4ten Morgens nach dem Hafen auf, wo wir statt des erwarteten Ruderbootes ein Cargoboot für uns in Bereitschaft gesetzt fanden, welches bei der fast völligen Windstille uns einen angenehmen Tag auf dem Wasser, aber nicht auf Robben-Island versprach.

Wir ergaben uns schweigend in unser Schicksal und stiegen, auf eine günstige Brise hoffend, in das unbehülfliche Fahrzeug, das uns glücklich in Zeit von einer halben Stunde aus dem Hafen herausbrachte. Als wir das letzte Schiff passirt hatten und sahen, dass keine Aussicht auf günstigen Wind war, verloren wir die Geduld und stiegen in die Jölle, begleitet von zwei Farbigen, die uns in unserem kühnen Entschluss, nach der Insel hinüberzurudern, unterstützen sollten; nur Sch.....f blieb im Boote zurück.

Leider zeigte es sich sehr bald, dass die Schwarzen, wie es meistens der Fall ist, nicht zu rudern verstanden, und dass wir deshalb vollständig auf uns selbst angewiesen waren; wir legten uns, fest entschlossen den Plan nicht aufzugeben, gehörig in die Ruder und nach drei Stunden anhaltender Arbeit gelangten wir endlich, es war 12 Uhr, am Ziele unserer Wünsche an. Das Segelboot zeigte sich noch in weiter Ferne und versprach nicht vor dem späten Nachmittag heranzukommen, so dass ich es also ganz aufgeben musste, an diesem Tage zu arbeiten.

Durch die freundliche Einladung von Dr. Edmonds, länger dazubleiben, über diesen Punkt beruhigt, griffen wir zu den Gewehren und ergaben uns dem edlen Waidwerk, für welches diese Insel ein sehr geeigneter Platz ist. Hunderte von wilden Kaninchen beleben die Dünen und huschen behende durch die niedrigen Büsche, welche auch Fasanen und Wachteln Schutz gewähren. Der Strand wimmelt von Seevögeln, besonders Möven, Cormorane (Halieus capensis), Taucher und Pinguine (Spheniscus demersa Briss.); doch ist es schwer, an diese Vögel heranzukommen, da sie sehr scheu sind und im Wasser, wo man sich ihnen besser

nähern kann, tauchen die Pinguine sofort unter, so dass es nur durch einen Schuss in den Hals oder Kopf gelingt, sie zu treffen. Die Vögel, die im Fluge vorbeiziehen, sind leichter zu bekommen, obgleich auch diese einen gehörigen Schuss vertragen. Bei der Ueberfahrt wurden daher nur Sturmvögel (Procellaria aequinoctialis L. und hasitata Kuhl), auf der Insel selbst eine reizende Species weisser Möven (Larus Hartlaubii), Strandläufer und Reiher (Ardea cinerea L.) erlegt. Von Kaninchen wurden, als wir nur für eine halbe Stunde herausgegangen waren, eine Anzahl geschossen, und da es leicht genug war, heranzukommen, die Leute aber keine Verwendung für dieselben hatten, begnügte ich mich mit der gemachten Beute und ging nicht mehr darnach aus.

Das Segelboot traf gegen 5 Uhr ein und brachte den unglücklichen Herrn Sch.....f, welcher die ganze Zeit über sehnsüchtig nach der Insel ausgeschaut hatte, ans Land, so dass wir doch noch einige Stunden auf der Insel zusammensein konnten.

Während die Herren Abends nach Capstadt zurückkehrten, blieb ich selbst auf der Insel zurück und knüpfte am andern Tage die Bekanntschaft der gefangenen Kaffer-Häuptlinge: U'Maqoma (Macomo), U'Xoxo*), U'Seyolo, U'Stock (Stockwe) vom Stamme Ama-Ngqika und U'Dilima vom Stamme Ama-Ndhlambe an. Gegen etwas Taback und 1 S. per Kopf liessen sie sich auch bereitwillig finden, mir ihre werthe Gegenwart für einige Zeit zu schenken, und ich machte mich alsbald daran, die Portraits aufzunehmen, nicht ohne einige Schwierigkeiten zu finden, da das Stillsitzen ihnen durchaus nicht nothwendig erschien. Maqoma rieb sich z. B. ganz gemüthlich die Nase, während ich exponirte. Manche der Bilder liessen daher noch viel zu wünschen übrig, doch zeigten sie wenigstens die Gesichtsbildung gut genug, um wissenschaftlich Gebrauch davon zu machen.



Fig. 5. Macomo, Häuptling der Gaika.

*) *X* ist der laterale Schnalzlaut, *q* der gutturale, *c* der dentale.

Von diesen Herren sind vier als „Convicts" (Sträflinge) auf der Insel; einer, Seyolo, ist einfach Gefangener, da er sich im Kriege den Engländern ergeben hat; von den Ersteren ist am meisten Maqoma berüchtigt, indem diesem allein der letzte Kaffernkrieg Schuld gegeben wird. Auf einem weissen Rosse das Land durchfliegend, erschien er bald hier bald da, wo ein Anführer nöthig war, und war ebenso bekannt durch seine Schlauheit wie durch seine Grausamkeit; er soll es gewesen sein, der einst Gefangene in Ameisenhaufen vergraben und so auf entsetzliche Weise umkommen liess.

Die Häuptlinge leben in Hütten von derselben Bauart, wie sie dieselben in der Heimath bewohnten. Es sind dies bienenkorbartige Gebäude, angefertigt von Schilfgras, welches über einem Gerüst von Stäben

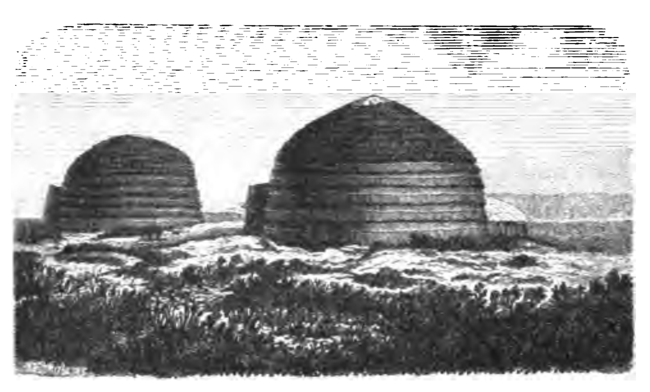


Fig. 6. Kaffernhütten auf Robben-Island.

und Pfeilern in concentrischen Lagen durch schmale Riemen oder Bastseile befestigt ist; ein Hauptpfeiler in der Mitte giebt den Stützpunkt des Ganzen; der Eingang ist in einem kleinen, niedrigen Vorbau.

Am Sonnabend machte ich mit Dr. Edmonds einen Gang durch die Spitäler der Insel, in denen sich das menschliche Elend in seiner schrecklichsten Gestalt zeigt. Von den mehreren Hundert Kranken sind die meisten Farbige und Mischlinge, Unglückliche, denen das Laster tiefe Spuren aufgedrückt hat.

Ein bedeutender Theil derselben wird geführt unter dem Titel „Lunatics" und umfasst sehr verschiedene Affectionen von dem einfachen Stumpfsinn in allen Uebergängen durch die Manie und den Wahnsinn zur Tobsucht; viele ausserdem mit schweren Krankheiten behaftet, besonders Rheumatismen und Augenkrankheiten, unter welchen die Retinitis den ersten Platz einnimmt. Die schrecklichste Krankheit von allen ist die

Lepra*), mit welcher eine grosse Anzahl der Patienten behaftet ist, obgleich auch hierin nicht eben sehr wissenschaftlich verfahren wird. Es werden nämlich von der Capstadt alle möglichen dyscrasischen Hautaffectionen, mit denen die Aerzte Nichts anzufangen wissen, als „Lepra" nach Robben-Island hinübergeschickt.

Den folgenden Sonntag verwandte ich hauptsächlich zu einem Spaziergange am Strande und durch die Dünen, um Naturalien zu sammeln. Der Strand zeigt sich hier ebenfalls sehr reich an verschiedenen Patellen, die kleineren Muscheln schienen aber durch die Klippen zurückgehalten zu werden; auf diesen selbst fanden sich Haliotis, welche bei Ebbe gesammelt und als Delicatesse nach Cape Town gebracht werden; zerbrochene Schalen derselben lagen in Menge am Ufer umher.

Die Insektenfauna war schon grossentheils vorbei, wie ich leider bemerken musste; die beste Zeit dürfte Ende September und Anfang October sein, da die Sandflächen noch bedeckt waren mit zum Theil unverletzten, aber gestorbenen Exemplaren verschiedener Tenebrioniten-Species und Scarites-Arten.

Reptilien sind zahlreich, doch ausschliesslich unschädliche Arten, vorherrschend ist die schwarze Schlange (Coluber canus Merr.), welche an den Kaninchen hier eine reichliche Nahrung findet und sich sehr kräftig entwickelt; ich schoss ein Exemplar von etwa 8' Länge. Saurier sind (besonders: Cordylus griseus Cuv.) zu Tausenden am Ufer auf und unter den Steinen vorhanden, auch fern vom Strande unter den Büschen finden sich zahlreiche Ptychopleuren verschiedener Species; doch sieht man zwanzig, ehe man eine zu fangen bekommt.

Am Montag verabschiedete ich mich von meinen freundlichen Wirthen, und nach einer sehr rauhen Ueberfahrt gegen den Black South-Eastern kam ich durchnässt und völlig seekrank wieder in Capstadt an.

Der verhältnissmässig günstige Erfolg, den ich auf Robben-Island mit trockenen Platten erzielt hatte, ermuthigte mich nun auch, mit einem längst gehegten Plane vorzugehen, nämlich meine photographischen Apparate einmal auf dem Gipfel von Table Mountain arbeiten zu lassen. Das Wetter war am Mittwoch warm und klar, ebenso günstige Verhältnisse auch für Donnerstag versprechend, und ich rüstete mich deshalb zu meiner Expedition durch das Präpariren von Platten, bei welcher Arbeit

*) Näheres darüber in Virchow's Archiv, 1865.

ich leider gestört wurde; der Effekt dieser Störung blieb mir aber zunächst noch verborgen, und ich machte mich daher am Donnerstag Morgens um $4^3/_4$ Uhr auf den Weg in Begleitung eines Koolis, der einen Theil der Sachen trug.

Der Morgen war mild und ruhig; kein Lüftchen regte sich, als ich langsam durch die duftigen Gärten aufwärts stieg längs eines murmelnden Baches, dessen Lauf als Wegweiser diente. Bald hatte ich die noch schweigende Stadt hinter mir und gelangte, nachdem ein Theil des hier angepflanzten Waldes durchkreuzt war, in eine Schlucht, welche steil aufwärts führt dem Gipfel des Berges zu. Plötzlich öffneten sich die Büsche, durch die ich mich hindurchwand, und vor mir lag, vom Frühroth matt beleuchtet, ein flacher, mächtiger Granitblock, auf dem ein Fasan seinen einsamen Morgenspaziergang hielt. Plätschernd kam das Wasser des Baches von den höher gelegenen Felsen herunter, den flachen Stein in einem breiten Bande überfluthend und weiter unten sich in zierlichem Wasserfall über ihn hinabstürzend; nach dieser Richtung hin öffnete sich



Fig. 7. Aussicht von Plat-Klip auf Cape-Town und die Bay, im Hintergrunde die nach Norden verlaufende Westküste von Afrika.

die Schlucht und gewährte einen prachtvollen Blick auf die Stadt und den Hafen, wo die von der eben aufgehenden Sonne grell beleuchteten Schiffe sich scharf gegen die dunkle See absetzten.

Unter den überhängenden Büschen zusammengetragene und vom

Feuer geschwärzte Steine erinnerten an ein früheres Picknick an diesem traulichen Platze, der freundlich zur Rast einzuladen schien; aber ein Blick auf die noch hoch über mir aufsteigenden Felsen des Tafelberges, die schon in der Sonne glühten, zeigte mir, dass ich keine Zeit zu verlieren hatte, und weiter ging es daher auf der beschwerlichen Bahn immer am Wasser entlang.

Wohl habe ich manchen Gipfel in den Schweizer und Tyroler Alpen erstiegen und fand die Anstrengung nicht sonderlich bedeutend, doch sah ich bald, dass das Ersteigen dieser südafrikanischen Berge noch seine besonderen Schwierigkeiten hat. Der schmale, vom Wasser gebahnte Weg ist bedeckt mit kleinen, scharfkantigen Brocken des silurischen Sandsteines, die auf losem, rollendem Sande aufliegen, so dass der Fuss nie einen sicheren Stützpunkt auf denselben findet. Daher ist es vortheilhaft, wo es irgend thunlich ist, den Pfad zu verlassen und über die Binsen und Rietgräser, welche das Geröll überwachsen, hinanzuklimmen, da diese doch einigen Halt gewähren. Endlich langte ich an dem Endpunkte der riesigen Felsengasse an, durch die man steil hinansteigt, und stand nun plötzlich auf dem länglichen Plateau, welches den Gipfel des Berges bildet. Dies Plateau, vielfach zerrissen und zerklüftet, erstreckt sich in seiner Hauptrichtung von Osten nach Westen und hat seine höchste Erhebung nach Capstadt zu, während es nach Süden gegen Houts-Bay zu allmäliger abfällt. In den Vertiefungen der flachen Sandsteinblöcke sammelt sich viel Wasser an und gewährt einen reichlichen Unterhalt für mannigfache, hier oben wachsende Pflanzen; ausser Farrenkräutern, Binsen und Gräsern fallen ins Auge zahlreiche weisse Strohblumen (Helichrysum speciosum) und eine Orchidee (Disa grandiflora), die aber schon verblüht war. Die Abhänge des Berges prangten gerade in reichem Farbenschmuck durch die rothen Pelargonien, welche dieselben oft in dichten Feldern überziehen; ausserdem blühte gerade eine sehr häufige Senecio-Art (S. squamosus) und Papilionaceen mit kleinen weisslich behaarten, stachlichen Blättern und gelben Schmetterlingsblumen (Bourbonia parviflora).

Nachdem ich mich hinlänglich an der herrlichen Aussicht erfreut und meine Aufnahmen gemacht hatte, trat ich den Heimweg an, der noch beschwerlicher war, wie das Hinaufsteigen; in einer Hand den Plattenkasten, in der anderen das Stativ, balancirte ich mich über die Felsen hinunter und gelangte endlich glücklich wieder unterhalb der Schichten im Bereich des Granites an; hier fand ich, von der Sonne herausgelockt, zahlreiche Coleopteren verschiedener Genera auf einer Umbellifere, wilde Sellerie genannt (Bubon Galbanum), deren ich eine Anzahl sammelte und dann das

letzte Stück des Berges hinabstieg. Bald gelangte ich wieder an den oben erwähnten Aussichtspunkt, Plat-Klip genannt, aber, o Himmel! was war aus dem reizenden Platze unterdessen geworden? Kaum erkannte ich ihn wieder. Wo am Morgen die friedliche Stille der Natur in der Waldeinsamkeit ihren poetischen Hauch über die reiche Scenerie ausgegossen hatte, da waren jetzt eine Menge zerlumpter Waschweiber beschäftigt, Wäsche in dem Bach zu waschen und auf dem Felsen zum Trocknen auszubreiten. Mit den Vögeln des Waldes, welche am Morgen den Platz belebt hatten, war alle Poesie davongeflogen, und wahrlich, welche Poesie wäre standhaft genug, um nicht vor schmutziger Wäsche und Seife Reissaus zu nehmen!

Verstimmt wandte ich mich ab, bei mir bedenkend, wie häufig uns auf dieser Welt ein altes Waschweib in verschiedenster Gestalt aus geträumten Paradiesen durch sein Gewäsch vertreibt.

Gegen 12 Uhr traf ich wieder in meiner Behausung ein, wo ich alsbald meine Platten hervorrief, aber zu meinem Schrecken gewahrte, dass alle bis auf eine durch ungleichmässiges Trocknen mehr oder weniger verdorben waren.

Die letzte Zeit, welche ich in Capstadt verbrachte, hatte wenig Interessantes, dagegen viel Mühe und Arbeit für mich im Gefolge. Sie wurde dazu verwandt, meine Ausrüstung zu der Reise durch die Colonie in Stand zu setzen, und ich unterbrach diese Beschäftigung nur durch einen kurzen Ausflug nach Simons-Bay, wohin ich W.......n begleitete.

Wir verliessen in der Cart mit vier Pferden am 24. November die Stadt und fuhren durch die Flats nach False-Bay hinüber. Diese, mir von früherher schon bekannte Gegend erweckte diesmal für mich nur Interesse dadurch, dass die Bodenverhältnisse, welche ich weiterhin sah, die vielfach aufgestellte Ansicht noch mehr bekräftigten, dass dieser Theil des Landes früher vom Meere überfluthet war, und dann also das Cap mit der Tafelberggruppe eine felsige Insel bildete, durch die jetzigen Flats von dem Festlande getrennt.

Nach Durchkreuzung dieser Ebene führt der Weg wieder an den Abhängen der Berge hin, welche hier dicht an das Meer hinanreichen. Der Süd-Ost-Sturm drängt die See heftig in die Bucht hinein und ruft eine starke Brandung hervor, welche Massen feinen Sandes an das Ufer wirft; der Sturm erfasst diesen Sand und treibt ihn die steilen Abhänge hinan, bis zu einer bedeutenden Höhe den Pflanzenwuchs erstickend. So finden sich in diesen Bergen vom Sand begraben alte Stämme von Leucodendron,

welche, soweit sie durch denselben bedeckt sind, vollständig petrificiren; die Structur des Holzes und die Jahresringe sind deutlich zu erkennen, aber die Holzfaser selbst ist verschwunden und an ihre Stelle ist ein sehr feiner, fester Sandstein getreten. Soweit die Stämme aus dem Sande hervorragen, sind sie meist durch Brände verkohlt.

Bald erfreute uns die prachtvolle Aussicht von dem Wege über die blaue, brandende See nach dem von schroffen Felsen überragten Simons-Town, das wir eine Stunde später selbst erreichten. Wie öfters machte sich die Sache von der Ferne besser, wie in der Nähe, der unbedeutende Ort war nur einigermassen belebt durch die Matrosen der zufällig hier ankernden englischen Kriegsschiffe Valorous und Gorgon. Ungeachtet der glühenden Sonnenhitze erstieg ich die benachbarten Felsen, nach Insekten spähend, doch die Ausbeute war so spärlich, dass ich die Sache bald aufgab.

Am nächsten Morgen besichtigten wir den Hafen und hatten hier Gelegenheit, glänzende Beispiele der zerstörenden Thätigkeit des Teredo navalis zu sehen. Eine wenige Monate früher eingerichtete Maschinerie, um Schiffe der Ausbesserung wegen aufs Trockene zu ziehen, Patent Slip genannt, war vollständig unbrauchbar geworden, da die Balken, auf denen die Schienen ruhten, zusammenbrachen. Wir untersuchten die verschiedenen Hölzer, welche zu den Hafenbauten verwandt werden, und fanden, dass keins von diesen Würmern verschont wird. In den Holzarten, welche eine deutliche Ringbildung mit starkem Wachsthum in die Länge haben, hält der Teredo gern die Längsrichtung ein, indem er an einem Ende eindringt und hinaufsteigt; die jungen Thiere zerstören mehr die Aussenseite und dringen, allmälig grösser werdend, weiter nach dem Innern vor; die grössten Exemplare — und sie erreichen hier eine Länge von 1′ bei einer Dicke von 3/4″ — finden sich immer im Innern des Stammes, sodass ein Durchschnitt desselben aussieht wie eine von Büchsenkugeln durchbohrte Scheibe. Die leichteren Hölzer werden bedeutend schneller zerstört als schwerere, aber selbst Eisenholz, welches in vielen Gegenden der Colonie für unzerstörbar gehalten wird, war hier in acht Monaten fast vollständig zerfressen worden; weniger angegriffen war Teakholz, obgleich auch hier einige starke Ungethüme ihren Weg durch das Herz des Stammes gefunden hatten, während die kleineren nur die Aussenseite zernagten; im allgemeinen bewährte es auch hier seinen ausgezeichneten Ruf.

Bauholz, welches als „creosoted timber“*) von England ge-

*) Bauholz mit Creosot durchtränkt.

kommen war, erwies sich durchaus nicht dauerhaft; nur die äussersten Schichten, welche stark mit Creosot getränkt waren, blieben verschont, alles Andere wurde zerfressen. Ob Cuprum sulphuricum besser schützt, vermag ich nicht zu sagen, da sich hier kein so präparirtes Holz vorfand. Auch die Stämme, welche nur zur Zeit der Fluth vom Wasser bedeckt waren, erwiesen sich angegriffen, während die Leute behaupten, dass mit Steinen bedeckte Theile nicht zernagt würden; es erschwert dies jedenfalls das Eindringen des Wurmes. Als wir Alles gehörig in Augenschein genommen hatten, verliessen wir, so schnell uns unsere vier Pferde zu befördern vermochten, den traurigen Ort, beladen mit Proben der verschiedenen Hölzer.

Zurückgekehrt ging ich wieder eifrig an meine Ausrüstung, Stück für Stück kam allmälig zusammen, sodass ich mich am 7. December reisefertig nennen konnte. Mein Plan war zunächst, die Colonie zu durchstreifen, wo ich die Ueberreste der Hottentotten zu sehen Gelegenheit haben musste, und dann meinen Weg weiter durch Kafferland und die Bauernrepubliken nach Natal zu nehmen. Auf diese Weise durfte ich hoffen, einen grossen Theil der südlichsten Stämme kennen zu lernen und mich zugleich beim Reisen durch diese halbcivilisirten Gegenden vorzubereiten auf weitere Touren nach den unabhängigen Ländern des Innern. Da es in meiner Absicht lag, eine Sammlung von photographischen Eingeborenenportraits zusammenzustellen, so hatte ich eine Menge von Apparaten und Material nöthig, welches auf sichere Weise fortzubringen keine leichte Aufgabe war.

Das Fuhrwerk, in dem ich zu reisen beschlossen hatte, war eine zweirädrige Cape-Cart, standhaft gebaut und breit, so dass sie einen bedeutenden Raum inwendig gewährte; vom Vordersitz faltete sich ein Brett nach vorn heraus, ein anderes fügte sich zwischen die Sitze ein, und es wurde auf diese Weise eine Lagerstätte gebildet, um in der Cart schlafen zu können. Das Gepäck war theils hinten aufgebunden, theils in der Cart vertheilt, im Sitzkasten, unter dem Vordersitz und in seitwärts angebrachten Taschen, so dass das Ganze vollständig balancirt war. Obgleich ich mich möglichst eingeschränkt hatte, so war doch das Gewicht so bedeutend geworden, dass ich unmöglich daran denken konnte, mit zwei Pferden aufzubrechen, zumal da häufig in der Colonie ausgebreitete Pferdekrankheiten leicht eins oder das andere derselben dahinraffen.

Der Werth der Pferde wechselt am Cap sehr, je nach den Umständen. Vor einigen Jahren waren sie sehr billig, so dass ein gutes Pferd für 6 L. zu haben war; seitdem aber die englische Regierung für die in Indien sta-

tionirten Regimenter die Remonten aus der Colonie bezieht, sind sie im Preise sehr gestiegen, wozu auch die verheerenden Krankheiten ein gutes Theil beigetragen haben.

Damals waren die Pferde zufällig wieder etwas billiger, obgleich immer noch theurer als bei uns, und zwar stellte sich der Preis in der Capstadt niedriger, wie auf dem Lande. Man bezahlte daselbst für ein starkes, brauchbares Pferd zum Reisegebrauch bestimmt L. 15—20, ein Kutschpferd oder Reitpferd wurde aber viel theuerer bezahlt.

Zu meiner Ausrüstung kam nun noch der ganze Apparat für die Pferde: Futtersäcke, Putzzeug, eine Sichel zum Futterschneiden, eine Art Krippe zum Gebrauch im Felde von Segeltuch, die sich mittelst zweier Stöcke an die Deichsel befestigen liess, und endlich Sattel und Zügel. Beiläufig sei bemerkt, dass der Preis der Cart nebst Zubehör sich auf L. 70 stellte, die Pferde 38 und 33, das Geschirr und die übrigen auf die Pferde bezüglichen Sachen L. 20 mit Ausschluss des Sattels, für den L. 6 bezahlt wurden: Summa Summarum also L. 167.

Der Rosselenker, auf den meine Wahl fiel, gehörte zu der farbigen Mischlingsrace des Cap; er war ein rüstiger, kundiger Bursche, der vorzüglich zu fahren verstand. Derselbe bemerkte bald, dass dem Besten der Stangenpferde, welche ich von einem Bekannten gekauft hatte, die linke Nüster immer feucht war, doch hielt auch er es nur für eine Erkältung, und ich setzte daher die Abreise auf den 8. Dec. fest*). Da erfreute er mich aufs neue durch die angenehme Nachricht, dass das andere dieses edlen Pferdepaares plötzlich stocklahm geworden war, ohne dass irgend welche Ursache aufzufinden war: es musste im engen Stalle geschlagen worden sein. Ich sah bald die Unmöglichkeit ein mit dem Pferde in diesem Zustande aufzubrechen und wartete daher bis Donnerstag, wo die Lähme wieder vollständig verschwunden war; an diesem Tage schickte ich mein Fuhrwerk nach Sommerset West voraus, indem ich selbst auf der Bahn nachfolgte, begleitet von Herrn G.....y, der mir bis Port Elisabeth Gesellschaft leisten wollte.

Nachdem wir in Somerset am Freitag Abschied genommen und uns in der Cart eingerichtet hatten, verliessen wir gegen Mittag den Ort und fuhren hinein in das weite, weite Land, von dem ich einen guten Theil in diesem selben Fahrzeug durchschiffen sollte.

*) Erst unterwegs sollte ich sehr unangenehm wieder daran erinnert werden.



Capitel V.

Reise durch die Colonie — Lange Kloof.

Palmiet-Rivier; Houw-Hoek; Hotels der Colonie; Leoparden und Paviane; spärlicher Baumwuchs; Caledon; Gastfreundschaft der Boeren; Swellendam; Hottentottenmischlinge; Gauritz-Rivier; Mosselbay; George; Montagu-Pass; Abstecher nach der Knysna; Witte-Els-Rivier; der neue Weg nach Lang-Kloof.

In mancher Hinsicht hatte mein Fuhrwerk sicher Aehnlichkeit mit einem Schiff, nämlich in der gleichmässigen Bewegung, dem sogenannten Boertrab, mit dem es über die Ebene dahinzog, wo der Weg zuweilen eben war und glatt wie eine Tenne, während es gleich darauf wieder stiess und schwankte wie ein Fahrzeug im Sturme, wenn die Bodengestaltung wechselte. Wie in der Cabine musste man dann alles Bewegliche und sich selbst vor Anker legen, um einigermassen seinen Platz zu halten, ohne jedoch im Stande zu sein, den gewünschten Erfolg zu einiger Zufriedenheit zu erreichen.

Froh und munter gestimmt, dass wir die im Sommer unerträgliche Capstadt hinter uns hatten, erreichten wir den Sir Lowry's Pass, von dem wir noch einmal zurücksahen auf False Bay und die Tafelberggruppe, und fuhren dann durch die wilden Sandsteinfelsen hinab in das jenseitige Thal. Die zwischen dem Gestein liegenden Flächen waren üppig geschmückt mit Helichrysen, welche hier eine grosse Mannigfaltigkeit entwickeln. In blendend weisser Farbe überziehen sie Schneefeldern gleich die Abhänge, an anderen Stellen strahlen sie purpurn oder goldig mit seidenartigem Glanze.

Im Allgemeinen macht die Gegend einen öden Eindruck, nur hier und da ist sie durch Schaaf- und Ziegenheerden belebt; doch plötzlich senkt sich der Weg, und einer Oase gleich lacht das freundliche Palmiet Rivier dem Reisenden entgegen. Fruchtbarer Boden und reichliches Wasser begünstigen hier das Emporwachsen herrlicher Eichbäume und europäischer Gartenpflanzen, welche in üppigem Grün das kleine, niedrige Haus umringen: dies war der erste Uit-Span, den ich auf meiner Reise machte.

Bald brachen wir wieder auf, um das nicht mehr ferne Houw Hoek zu erreichen, während der Abend schon über der Landschaft hereinbrach. Die schroffen Berge zur Seite waren mehrfach in weisse Wolken gehüllt,

herrührend von Feldbränden, welche langsam in stetiger Linie gegen den schwachen Wind die Abhänge hinaufliefen, bald nach eingebrochener Dunkelheit die Gipfel wie feurige Bänder umgürtend.

Diese Brände werden absichtlich erzeugt, um die niedrigen Büsche stellenweise einzuäschern, weil auf solchen Plätzen dann ein besserer Graswuchs stattfindet; doch glaube ich nicht, dass die Methode praktisch ist, da auf diese Weise das Land immer kahler wird und zuletzt auch das Gras von dem gänzlich ausgedörrten Boden verschwindet.

In Houw-Hoek stiegen wir in dem Hotel des Ortes ab. Diese Hotels der Colonie, bei uns Dorfkneipen genannt, sind von mehr oder weniger trauriger Beschaffenheit, aber fast alle suchen einen gewissen Glanz und Luxus zu zeigen, was sie von unseren Kneipen unterscheidet. Da ist immer ein oder die andere Stube, welche durch einige Luxusmöbel von europäischer Arbeit, die irgend ein unglücklicher Zufall nach Süd-Afrika verschlagen hat, durch einige schlechte Kupferstiche, Bilder aus Modejournalen, oder, wenn diese Erzeugnisse europäischer Cultur nicht zu beschaffen sind, durch Gewinde von Strohblumen und anderen Artikeln der Colonie zu einem Prunkgemache gestempelt wird. Zu den wirklich hübschen Zierden eines Zimmers gehören die Decken von Springböcken (Gazella Euchore Gray), von verschiedenen andern Antilopen und die Tigerfelle, welche bei dem wohlhabenden Farmer häufig die Sitze bekleiden und eine sehr angenehme Ruhestätte abgeben. Unter dem Tiger ist übrigens nicht der wirkliche Felis tigris zu verstehen, sondern Felis leopardus, welche Art von den Boeren allgemein als Tiger bezeichnet wird.

Dieses Thier ist in der ganzen Colonie, wo felsige oder bewaldete Schluchten vorhanden sind, noch sehr häufig und wird wohl nie ausgerottet werden, da es schwer aufzufinden ist. Den meisten Schaden fügt der Leopard den Schaafheerden zu, welche in manchen Gegenden stark von ihm decimirt werden, doch zieht er Ziegen vor. Der Farmer, welcher seine Schaafheerden von Schwarzen beaufsichtigen lässt, sieht es daher nicht ungern, dass sein Hirt sich einige Ziegen hält, weil er weiss, dass, wenn die Ziegen mit seinen Schafen weiden, das Raubthier sicher die ersteren holen und sein Vieh verschonen wird. Ein besonderer Liebhaber ist er auch von Pavianen (Cynocephalus ursinus Licht.), doch bekommt ihm dies zuweilen schlecht; denn wird er von der ganzen Schaar bei einem Mord erwischt, so verfolgt ihn der Haufe von Schlucht zu Schlucht und steinigt ihn.

Diese Affen, welche eine bedeutende Grösse und Stärke erreichen, sind in grösserer Anzahl gefährliche Gegner, und mancher Jäger hat es

schon büssen müssen, wenn er einen aus der Schaar geschossen hat. Sie vertheidigen einen verwundeten oder getödteten Cameraden und tragen ihn häufig mit sich hinweg. In den Weinbergen, wo sie besonders gern des Sonntags einbrechen, wenn die Leute in der Kirche sind, fängt man sie in Käfigen mit Fallthüren, in welchen Maiskolben als Köder angebracht sind; doch erwischt man gewöhnlich nur junge Thiere, welche bei solchen Gelegenheiten von den mehr argwöhnischen, wie liebevollen Aeltern vorangeschickt werden, um das Terrain zu recognosciren. Man sieht diese Thiere dann in den Höfen angekettet, wo sie zum Spielzeug dienen und auf jede Weise gehudelt werden, um possirliche Grimassen aus ihnen herauszulocken.

Im Hotel zu Houw Hoek streckten wir uns auf Decken, zu deren Herstellung so manchem raubgierigen Leoparden sein Sonntagsrock ausgezogen worden war, rings umgeben von phantastischen Pyramiden und Geflechten aus Strohblumen, welche ihren Hauptstandort in der Umgegend haben.

War indessen unser Lager auch sanft, so erwies sich die Naturalverpflegung um so schlechter; denn wir waren nun den „eggs and bacon"*) verfallen, ein Leckerbissen, an welchen man viel Gelegenheit hat sich zu gewöhnen, da er dem Reisenden fast regelmässig in diesen Kneipen vorgesetzt wird.

Am nächsten Morgen brachen wir von Houw-Hoek auf und fuhren durch den dahinter liegenden nicht hohen Pass, welcher nach beiden Seiten hübsche Blicke in die Ebene gewährt. Der Morgen war klar, die Berge prangten in grünen Färbungen, soweit das belebende Wasser ihre Abhänge bespülte, und zahlreiche Schaaren von Paradiesfinken (Vidua serena u. Penthetria auricollis), welche im Fliegen Pfeilen gleichen durch die sehr langen Schwanzfedern, belebten die Büsche und Sträucher. Obgleich im Beginn der heissesten Zeit, stieg der Thermometer doch nie auffallend hoch, kaum höher als bei uns im Sommer, doch war die Witterung auch eine ungewöhnlich günstige; reichliche Regen, sonst in dieser Zeit selten, hatten den Boden kühl, die Vegetation frisch und grün erhalten, so dass ein üppiger Pflanzenwuchs das Auge erfreute, wo in anderen Jahren nur braune und gelbe Töne die Landschaft überziehen.

Die Farben der afrikanischen Landschaft sind im allgemeinen nicht sehr brillant; es herrschen kalte bläuliche und fahle Färbungen vor. Das Grün hat nie den Glanz und die Pracht europäischer oder tropischer Gegenden, viele Pflanzen sind weiss oder grau behaart, und selten zeigt die Blattfläche eine bedeutende Grösse, wodurch die Bewachsung spärlicher

*) Eier mit Speck.

erscheint, als sie wirklich ist. Der Fels ist zuweilen sehr weiss und glänzt durch starken Quarzgehalt in der Sonne, an anderen Stellen ist er durch Eisen roth oder bräunlich gefärbt. Abgesehen von den obenerwähnten Wäldern verbirgt sich der Baumwuchs der Colonie vor den scharfen Strahlen der Sonne in den engen Schluchten der Berge, oder er folgt dem Laufe der Flüsse, da die Flächen nicht hinlängliche Feuchtigkeit besitzen, um Bäumen das Bestehen zu ermöglichen. Die Humusschicht ist in diesen Gegenden eine sehr geringe und fehlt in grossen Bezirken gänzlich, wo dann der Boden zwischen den kümmerlichen Büschen aussieht wie ein gut gehaltener, mit feinem Kies bestreuter Gartenweg. Der zerfallende Sandstein gewährt zu wenig Material, um reichlichen Pflanzenwuchs zu ermöglichen, und ich glaube daher nicht, dass Anpflanzungen von ausgedehntem Erfolge begleitet sein würden.

Die Gegend, in die man nach Ueberschreitung des Passes kommt, zeigt einen welligen Charakter, der sich bis Caledon gleich bleibt; es ist dieser District einer der ödesten und kahlsten in der Colonie und leidet in trockenen Jahren stark an Wassermangel, wie z. B. 1862—63, wo ein grosser Theil der Viehheerden durch Wasser- und Futtermangel zu Grunde ging.

Wir erreichten Caledon gegen Mittag bei schwülem, drückendem Wetter, was uns aber nicht abhielt, alsbald einen Spaziergang nach einer benachbarten Schlucht zu machen, die eine sehr interessante Felsformation zeigt. Die zertrümmerten Schichten sind hier mächtig durcheinander geworfen, und es haben sich dabei die Felsstücke so aufgestellt, dass drei nach Art eines Bogens sich über eine Lücke hinwegziehen und so ein kolossales Fenster bilden.

Die Abhänge der engen Schlucht waren dicht mit blühenden Aloes auf der Sommerseite, mit wilder Sellerie und verschiedenen andern Pflanzen auf der Schattenseite bewachsen, welche eine geringe Ausbeute von Coleopteren und Hemipteren ergaben.

Ich nahm eine photographische Ansicht des Fensters auf, und dann wendeten wir uns heimwärts.

Den nächsten Morgen benutzte ich zu einer Besichtigung der heissen Quellen, durch welche Caledon berühmt ist, ohne dass ich jedoch besonders durch dieselben erbaut worden wäre. Die Quellen entspringen am Abhange des Höhenzuges, welcher den ganzen Süden der Colonie durchzieht, und brechen hervor durch Schichten von Raseneisenstein, welcher den Boden rings umher mit seiner schmutzigen, schwarz-braunen Farbe überzieht; die Stärke der Quellen ist verschieden, sie ergeben zusammen

wohl kaum mehr Wasser als die Brand-Vlei bei Worcester; die Temperatur erreicht ebenfalls nicht 60°, sie ist sogar etwas niedriger, wie dort.

Am Nachmittag, als wir das Wenige, was der Ort bietet, gehörig in Augenschein genommen hatten, verliessen wir Caledon und fuhren weiter nach L...e's Farm, wo wir mit einbrechender Dunkelheit anlangten. Dies war der erste Platz, an dem ich auf meiner Reise gezwungen war, bei fremden Leuten zu übernachten, wie es hier in Süd-Afrika gebräuchlich ist. Obgleich die Gastfreundschaft im allgemeinen eine sehr grosse ist, so hat diese Art zu reisen doch ihre Unannehmlichkeiten und verlangt Bekanntschaft mit den Sitten der Farmer und Geläufigkeit in der holländischen Sprache, um mit Leichtigkeit seinen Weg zu finden. In allen Städten ist die englische Sprache allgemeiner, als die holländische, sowie man aber ins Land hinein kommt, tritt das cap'sche Holländisch, ein sehr schlechter Dialekt dieser Sprache, in den Vordergrund; wird das Englische auch meist verstanden, so hört der Bauer doch lieber auf Holländisch radebrechen als geläufig Englisch sprechen.

Der Farmer, welchem ein beliebiger Reisender zur Nacht auf den Hals gelaufen kommt, fühlt sich als König auf seinem Besitzthum und ist es auch in der That. Er sieht in den Fremden gewissermassen einen Theil seines Hofstaates und will auf denselben stolz sein, wie er auf den übrigen Theil seiner patriarchalischen Würde stolz ist; er verlangt daher, abgesehen davon, dass der Fremde die schuldige Achtung und Ehrerbietung vor ihm beweist, dass er sich als Hofmann in seinem Sinne zeigt, das heisst angenehme Unterhaltung macht, Neuigkeiten erzählt, nach seinem und seiner Kinder Befinden fragt, sein Vieh und seinen Besitzstand lobt etc. Der Aufnahme geht regelmässig ein Examen voraus, und erst, wenn der Fremde sich gehörig legitimirt hat, dann nimmt er ihn auf und giebt ihm nun Alles, was ihm zu Gebote steht, indem er dabei mit seiner Einrichtung und seinem Wohlstande prunkt. Wer sich der Thür in vielleicht wenig versprechender Kleidung, zu Fusse, mit bescheidener Bitte naht, der wird nicht übergrosse Gastfreundschaft finden.

Zu einer der ersten Regeln der Etiquette an diesen Höfen gehört, dass der Fremde sich nicht nach eingebrochener Dunkelheit meldet. Keine Rücksicht entschuldigt diesen Verstoss gegen die unabänderliche Ordnung des Hauswesens, und wenn er nicht ganz abgewiesen wird, so kann er doch sicher darauf rechnen, dass ihm nicht die geringste Unterstützung oder Verpflegung zu Theil wird.

Die Ceremonien der Aufnahme, sowie die Fragen des Examens wieder-

holen sich fast wörtlich bei jeder Farm, und ich will daher das Schema dafür geben, wie man es meistens antreffen wird.

Der Fremde fährt vor dem Wohnhause vor.

Frage an einen der Schwarzen:

F. „Waar is de oû Baas?“ *)

(Dieser erscheint.)

„Hoe gaat het, Oom?“

o. B. „„Dank' Û, red'lyk.““

F. „Kan ik hier uitspan?“

o. B. „„Wie is Û?““

F. „Der und der?“

o. B. „„Waar is Û van dan?““

F. „Von da und da.“

o. B. „„Van waar komt Û van dag?““

F. „Da und da her.“

o. B. „„Is Û getrouwd?““

F. „Ja.“

o. B. „„Jong, span maar uit! Laat ons binnen gaan.““

Folgt Vorstellung der zahlreichen Familie, von der jedes Mitglied durch einen Händedruck begrüsst wird.

Die Frage, ob der Fremde verheirathet ist, wird selten vergessen, sobald derselbe über 20 Jahre alt zu sein scheint, wenn sie auch vielleicht nicht gleich bei der Aufnahme vorgebracht wird. Wer in diesem Falle noch keine Frau hat, gilt für einen Rondlooper und wird von vornherein mit Misstrauen betrachtet.

---

*) F. „Wo ist der Herr?“

„Wie geht es, Oheim?“

o. B. „„Danke Ihnen, gut.““

F. „Kann ich hier ausspannen?“

o. B. „„Wer sind Sie?““

F. „Der und der.“

o. B. „„Was für ein Landsmann sind Sie?““

F. „Von da und da.“

o. B. „„Von wo kommen Sie heute?““

F. „Da und da her.“

o. B. „„Sind Sie verheirathet?““

F. „Ja.“

o. B. „„Knecht' spann' aus. Lassen Sie uns hereingehen.““

Anm. Der gewöhnliche Farmer gebraucht statt Û in der Regel das familiäre: Gij.

Mynheer van L....e steckte auch ein würdiges Gesicht auf, als wir erschienen, obgleich wir sogar Introductionsschreiben von befreundeter Seite an ihn mitbrachten, und erst, als er uns vollständig recognoscirt hatte, heiterte sich sein Gesicht auf. Zu dieser Aufheiterung trug hier, wie auch späterhin in ähnlichen Fällen, nicht wenig bei, als er hörte, dass ich ein Doctor sei. Ich fand es bald bestätigt, was mir schon früher mitgetheilt worden war, dass Doctoren ebenso wie Pastoren besonders gut aufgenommen werden. Im Laufe der Unterhaltung, die halb englisch und halb holländisch geführt wurde, ward er und seine Familie sogar gesprächig, so dass der Abend ganz angenehm verfloss.

Am nächsten Morgen reisten wir weiter nach der Farm eines Engländers, H..l, wo wir Uitspan machten mit der Absicht, uns bald weiter zu begeben, aber die sehr freundliche Aufnahme, die wir fanden, sowie die Hoffnung einige Fasanen zu bekommen, welche reichlich in der Nachbarschaft vorhanden sein sollten, veranlassten uns diesen Tag hier zu verbringen. Unsere Hoffnung wegen der Fasanen erwies sich als eitel, da sie der vorgerückten Jahreszeit wegen sich schon weiter nach feuchteren Schluchten zurückgezogen hatten, und wir mussten uns daher mit Rebhühnern (Francolinus Afer Smith), dem südafrikanischen Kibitz (Charadrius coronatus L. Gm.) und Hasen (Lepus capensis L.) begnügen.

Nachdem wir uns am Dienstag von unserem freundlichen Wirthe verabschiedet hatten, brachen wir auf nach dem nächsten Platze, H...n's Farm, einem gemüthlichen Boer, welcher sein kolossal gerundetes Bäuchlein mit vielem Humor einhertrug und nur böse wurde, wenn man ihn bei seinem Spitznamen, dik Pompoen*), nannte. An seinem Sohn, einem schmucken Burschen von einigen 20 Jahren, welcher sich nach einem Platze in der Richtung unseres Weges begeben wollte, gewannen wir einen angenehmen Gesellschafter, der uns durch seine Bekanntschaft mit der Gegend und den Personen sehr zu statten kam.

Am Abend gelangten wir nach Swellendam, ein freundlicher Ort, die weissen Häuser zwischen üppigen Bäumen gelegen, die Strassen belebt von zahlreichen Fussgängern und Wagen, eine in Süd-Afrika seltene Erscheinung; sie rührt her von den hier vorhandenen Schulen, welche einen gewissen Ruf haben, und in denen auch viele farbige Kinder unterrichtet werden.

Die Mischlingsrace des Ortes zeigt meist den Typus des Hottentotten in grösserer oder geringerer Reinheit, mit den vorstehenden

*) Dicker Kürbis.

Backenknochen, dem nach unten spitz zulaufenden Gesicht, der eingedrückten Nase und der fahlen, gelbbräunlichen Gesichtsfarbe. Doch hielt mich die Schwierigkeit, die reine Race von den Mischlingen zu unterscheiden ab, Photographien einiger derselben aufzunehmen, vielleicht mit Unrecht, da bessere Specimina dieses Stammes schwer aufzufinden sind.

Am nächsten Tage wurde ich von einem hier lebenden Engländer veranlasst, ihn auf einer mineralogischen Excursion nach den benachbarten Bergen zu begleiten, wo er seit Jahren mit rastlosem Eifer nach Erzen, besonders Silber sucht. Längs der Berge zeigen sich zahlreiche Schürfe als die Zeichen seiner unermüdeten Thätigkeit, welche wohl von einem besseren Erfolge gekrönt zu werden verdiente. Antimon und Kobalterze, sowie spärliches Kupfer und Spuren von Zinn (?) sind das einzige Resultat seiner Anstrengungen; doch zeigt er diese Proben mit vielem Stolz und glaubt felsenfest, dass er Silber in diesen Bergen auffinden wird, welche Hoffnung sich wohl schwerlich erfüllen dürfte.

Dagegen habe ich in der Capstadt Gelegenheit gehabt, von einem anderen Theil Süd-Afrika's in der Nähe von Walfish-Bay sehr schöne Stufen von Silbererzen zu sehen, welche eher den Abbau lohnen dürften; doch ist es auch selbst dort zweifelhaft, da die Arbeit, das Holz zur Zimmerung zu theuer und die Quantität des Silbers zu unsicher und schwankend ist. Zuweilen werden dort Knollen Erze gefunden, welche einige 30 % reines Silber enthalten, dann wieder silberhaltiger Bleiglanz von wechselndem Werthe in reichen Stufen; doch hat der Abbau von Kupferminen*) in der Colonie, wobei viele Leute bedeutende Summen eingebüsst haben, die Besitzer vorsichtig gemacht, so dass die Silberminen noch nicht in grösserem Maasstabe ausgebeutet werden.

Ich suchte so viel als möglich meinen Silbersucher von der Schwäche seiner Aussichten auf Erfolg zu überzeugen; er hörte mich mit vieler Andächtigkeit an, doch verliess ich ihn mit der vollen Ueberzeugung, dass er seine Bestrebungen in gleicher Weise fortsetzen wird, so lange es ihm seine Kräfte erlauben. Der deutsche Bergmann würde sagen: Ihn haben die Unterirdischen.

Am 17. verliess ich Swellendam und fuhr nach Heidelberg durch die wenig angebaute eintönige Gegend. Auf dem Wege wurde ich eingeholt von dem jungen H... n, der in seiner leichten, mit zwei Hengsten bespannten Cart sich schneller bewegte, als ich in meinem schweren Fahr-

*) In jüngster Zeit werden wieder neue Kupfermienen angelegt. Eine der alten Compagnien, Philipp und King, hat stets gute Geschäfte darin gemacht.

zeug. Es begann bereits Abend zu werden, als er mich aufforderte, zu ihm in den Wagen zu steigen, um in der Abenddämmerung am Wege zu schiessen. Ich nahm sein Anerbieten an und schoss vom Wagen aus binnen einer halben Stunde drei Hasen, zwei verschiedenen Species angehörig, einer schwächer gebaut mit röthlichen Läufen und kürzeren Löffeln, Rooiboutje genannt (Lepus spec. ?), und eine grössere Art mit langen Löffeln, Rivierhaas der Afrikaner (Lepus capensis L.).

Der frühe Morgen und der Abend sind die besten Zeiten für die niedere Jagd in der Colonie; den Tag über liegt alles Wild still in den Büschen und verlässt die Schlupfwinkel nicht leicht; am Morgen und Abend aber ist es rege und nähert sich dann gern den Wegen, wo man es von der Cart aus schiessen kann, da selbst scheues Wild, welches den Jäger zu Fuss nie herankommen lässt, nicht leicht aufsteht, wenn man sich im Wagen nähert. So wird es dem Reisenden möglich, ohne grossen Aufenthalt und Mühe einige Stück kleines Wild zu erlangen, wenn die Gegend nicht allzu arm daran ist.

Das günstige feuchte Jahr, in welches meine erste Reise zufällig traf, liess mich fast überall solches antreffen, so dass ich fast täglich ähnliche kleine Jagdepisoden durchmachte, wie die erwähnte Abendfahrt.

Heidelberg ist einer der armseligsten Orte, welche ich in der Colonie gesehen habe, die Umgegend öde und kahl, so dass mir diese Benennung in der Erinnerung an die fröhlich durchlebten Zeiten in dem schönen Orte gleichen Namens, von dem ein Horaz singen könnte: „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet!“ wie Profanie erschien, und ich froh war, als ich die traurigen Häuser hinter mir hatte.

Das nächste Nachtquartier war Riversdale, einer der grösseren und bedeutenderen Orte in dieser Gegend, wo ich einen deutschen Arzt, Dr. W., kennen lernte, der mir sehr freundlich entgegen kam und mich dringend aufforderte, länger dazubleiben. Leider war die Zeit zu knapp, um dieser Einladung Folge leisten zu können; selbst ernst gemeinte, dringende Warnungen wegen der Weiterreise, da Gauritz-Rivier unpassirbar sein sollte, vermochten uns nicht an der Abreise zu hindern. Wir langten noch bei hellem Tageslicht auf den Höhenzügen an, welche den Gauritz-Rivier einschlossen, und sahen zu unseren Füssen eine Wagenburg, den B ... y's zugehörig, einem Handlungshause der Colonie, welches in vielen Orten Etablissements hat und einen dominirenden Einfluss in denselben ausübt. Die Leute warteten schon mehrere Tage auf das Ablaufen des Wassers, das immer noch zu hoch war, um beladenen



Fig. 8. Gauritz Rivier.

Wagen ein sicheres Durchfahren zu erlauben, obgleich es schon sehr gefallen war.

Dies Anschwellen für gewöhnlich unbedeutender Flüsse, findet in Afrika in sehr hohem Grade statt. Ein starker Regen, der in der Karroo*) fällt und der an der Küste selbst sich vielleicht gar nicht bemerkbar macht, ist im Stande, diese Flüsschen vollständig unpassirbar zu machen. Wo für gewöhnlich spärliches Wasser unter Binsen sich mühsam seinen Weg sucht, ergiessen sich dann mächtige Ströme, welche alsbald das enge Bett übersteigen und weithin die Thalsohle mit ihren Wassermassen füllen. Häufig fallen Menschen und Pferde, welche gezwungen sind, die tobenden Fluthen zu passiren, denselben zum Opfer; besonders häufig die Führer der Mail-Carts**), welche auf den Pferden das Wasser durchschwimmen, während die Cart auf einem kleinen Boot übergesetzt wird. Auch wir liessen unser Fuhrwerk in ein Boot bringen und über den Fluss rudern, während die Pferde hindurchgejagt wurden und glücklich auf der andern Seite ankamen; für dies Uebersetzen erhielt der Fährmann nicht weniger wie 15 S., was für einen armen Farmer, der mit seinem Ochsenwagen zur Stelle kam, natürlich zu viel war, und der daher die Durchfahrt wagte. Langsam und bedächtig stürzte sich ein Gespann der 16 Ochsen nach dem andern in das Wasser und wadete schnaubend und stöhnend unter dem ewigen, ermunternden Zuruf der Führer und dem zeitweiligen Klatschen der furchtbaren, im Stiel 12 Fuss langen Peitsche aus Bambusrohr, seinen beschwerlichen Weg durch Sand und Schlamm. Ab und zu fiel einer oder der andere in ein Loch und war gezwungen zu schwimmen, oder wurde überrollt und nur durch das hülfreiche Zugreifen der Führer vom Ertrinken gerettet. Endlich langte Alles keuchend und vom Wasser triefend aber sonst unversehrt am Ufer an, froh die beschwerliche Arbeit überstanden zu haben, welche sich vielleicht schon wenige Stunden weiter an einem anderen Flusse wiederholt.

Wir zogen mit vereinten Anstrengungen die schwere Cart endlich aufs Trockene, begaben uns in das naheliegende Wirthshaus und richteten uns in diesem Orte, von dem mir Jemand sehr bezeichnend gesagt hatte: „It is a nasty, wretched, miserable looking place!"***) so bequem als möglich ein; fand ich doch selbst diesen Platz nicht schlimmer, oder vielmehr

*) Karroo wird die etwas über dem Meere erhabene weite Ebene genannt, welche sich landeinwärts von den südlichsten Gebirgszügen ausbreitet.

**) Postkarren.

***) Es ist ein ekelhafter, erbärmlicher, elend aussehender Aufenthalt.

bei weitem nicht so schlimm wie die polnischen Wirthshäuser, welche ich in früheren Zeiten kennen zu lernen das Vergnügen hatte.

Die Gegend am Gauritz Rivier hat einen eigenthümlichen Charakter, sowohl was die Bodengestaltung, als auch die Bewachsung betrifft. Die Hügel, welche den Fluss begränzen, zeigen nicht die regelmässige wellige Bildung der bisher durchfahrenen Gegend, sondern das Land ist hier in verschiedenen Richtungen durch tiefe Einschnitte zerrissen und fällt auffallend steil gegen das Wasser ab; an einigen Stellen sind die Abstürze so steil, dass sie künstlichen Durchstichen gleichen. Diese Einengung des Flussbettes ist wohl ein Hauptgrund, dass gerade dieser Fluss so häufig und so anhaltend hohen Wasserstand zeigt, während an anderen das Wasser mehr Platz findet, sich auszubreiten.

Die Bewachsung der steilen Hügel besteht aus Mimosengesträuchen, Wacht een beetjen*)-Dornen (Asparagus capensis Thunb.) und Aloen (Aloe arborescens), welche hier in grosser Menge wachsen und den Charakter der Gegend bestimmen. Aus diesen Aloen gewinnt man auf sehr einfache Weise den Saft, welcher in bedeutenden Massen exportirt wird. Der Arbeiter schneidet die saftigen Blätter an der Basis ab und breitet sie rings um eine Bodenvertiefung so aus, dass der ausfliessende Saft sich in derselben ansammelt; die dicke, zähe Masse wird dann weiter eingedickt und in Kisten verpackt.

Gegen 11 Uhr brachen wir auf nach Mossel-Bay, auf welchem Wege nichts Besonderes zu Gesicht kam, ausser einem Ichneumon, welches durch die Büsche huschte und sich gewandt vor dem verfolgenden Schützen verbarg. Bald erschienen in der Ferne die glänzenden Dünen, welche die blaue See umziehen, und wir fuhren durch myrthenartige**) Gesträuche die sandigen Hügel hinunter nach dem kleinen, unbedeutenden Städtchen, welches bald zu Anfang keinen günstigen Eindruck auf mich machte, obgleich ich die schrecklichen Kämpfe noch nicht ahnte, welche ich hier mit den schwarzen Schaaren der Nacht zu bestehen haben sollte.

Der Abend war still, der Himmel klar und tief blau, so dass man die Spitzen der fernen Berge am jenseitigen Ufer der Bay sich deutlich davon absetzen sah, während der tiefere Theil derselben in einen feinen, aufsteigenden Nebel verhüllt war, welcher wenig Gutes für den folgenden Tag

*) Wart' ein Weilchen.

**) Interessant besonders die Wachsmyrthe: Myrica cerifera, auf deren Beeren sich eine Schicht Wachs ausscheidet, welches gesammelt und wie Bienenwachs gebraucht werden kann.

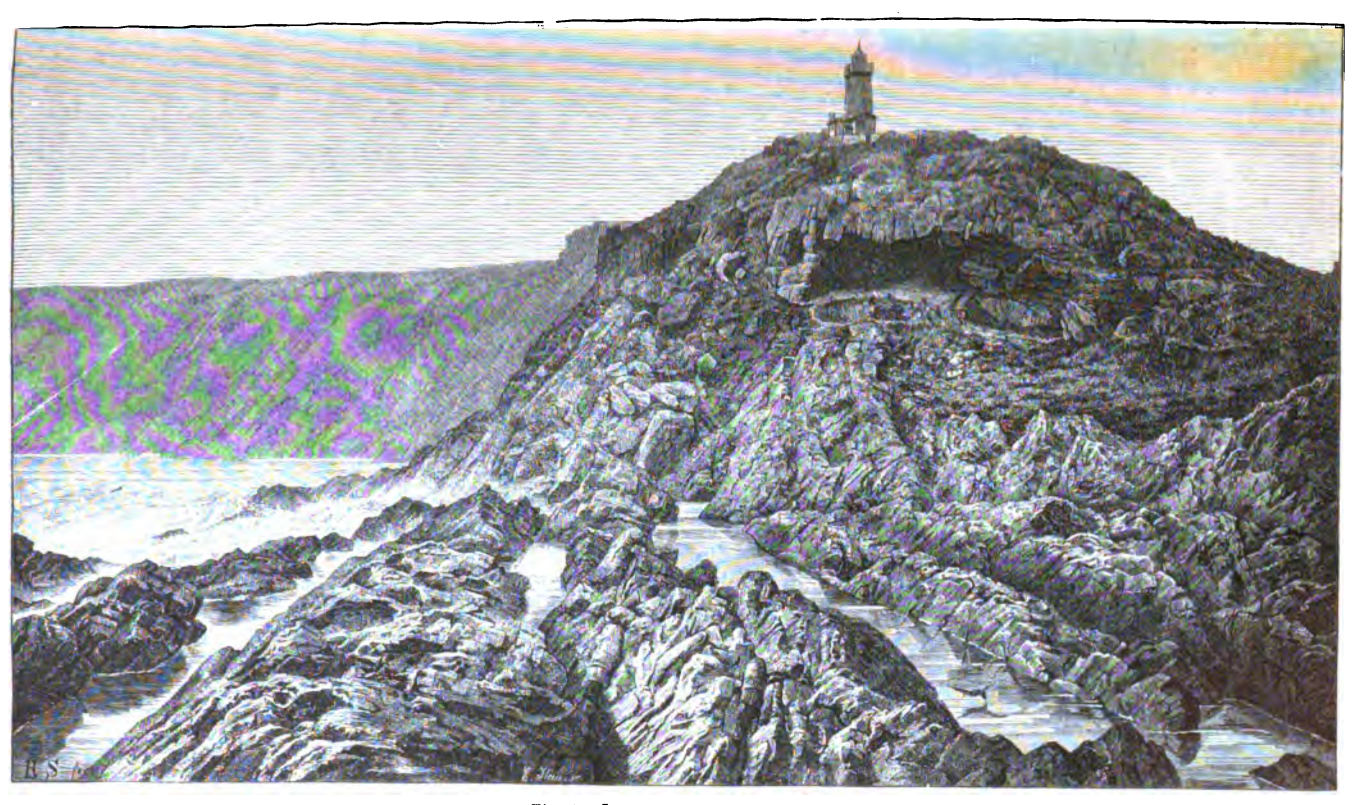


Fig. 9. Leuchtthurm von Mossel-Bay.

versprach. Wir benutzten daher noch denselben Abend zu einem Spaziergang nach dem Leuchtthurm, der die steilen Klippen in der Nähe des Ortes krönt. Diese Klippen sind von dichtem, in Quarzit übergehenden Sandstein gebildet, welcher häufig ein fast schiefriges Ansehen erhält. Der starke Quarzgehalt macht, dass die Felsen einen auffallenden Glanz zeigen und das Geröll unter dem Fusse wie Glasscherben klingt. Häufig ist das Gestein durch eindringendes Eisenoxyd zierlich gezeichnet und gefärbt, so dass ich öfters wünschte, ein oder das andere Probestück in Sicherheit zu bringen, doch lassen die Naturforscher ebenso wie die Diebe bekanntlich Mühlsteine und glühendes Eisen liegen.

Allmälig zieht sich der Fusspfad den Hügel hinan, wendet sich dann in der Höhe des Leuchtthurmes um die vorspringende Felsecke, und plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, liegt ein herrliches Bild vor dem überraschten Beschauer ausgebreitet: Steil, fast senkrecht fällt der Höhenzug gegen das Meer ab, welches seine blauen Fluthen in blitzenden Schaum zerschlägt an den Felsen, die einer furchtbaren Phalanx gleich in mehrfacher Linie der tobenden See entgegenstehen. Die untergehende Sonne machte dieselben blutig erglühen, während auf der anderen Seite mattes Abendlicht das jenseitige Ufer der Bay in rosigen Duft hüllte. Muntere Klippschliefer (Hyrax capensis L.) spielten auf den sonnigen Steinen zu unseren Füssen, und silberbeschwingte Möven schwebten mit leichtem Flügelschlage über die tobende Brandung dahin, wie es schien zum grossen Aerger einiger würdigen Pinguine, welche in beschaulicher Ruhe auf den umspülten Klippen der Verdauung pflegten.

Nachdenklich blickte ich hinunter in die Wellen, ich sah sie von fern her sich mächtig heranwälzen, als wollten sie die jähen Felsen erstürmen, bis sie endlich in Staub zerschellten an der unüberwindlichen Burg, an deren Fuss ihre Spur verging in ein Nichts. Wohl musste ich da gedenken der zahlreichen Forscher, welche seit Jahrhunderten daher gekommen sind, um Afrika, diese unersteigliche Felsenburg für die Cultur und Civilisation zu erstürmen und den Eingang zu eröffnen; wie sie vergangen sind gleich Wellen, bevor sie ihr Ziel erreichen konnten, ohne viel mehr Spuren ihrer Wirksamkeit zurückzulassen, als die stürmende Fluth an den Felsen. Jetzt, wo ich dem Schauplatz ihrer Thaten nahe war, begann ich wohl die furchtbaren Schwierigkeiten zu sehen, welche ihre Anstrengungen vereitelten; ich begriff nun wohl, warum ihre Erfolge so geringfügig waren, und lernte auch für meine eigenen, unbedeutenden Studien einen anderen Maasstab anzulegen, so dass ich spärliche und mangelhafte Resultate nicht mehr gänzlich verachtete. Manches, was anderwärts für leicht auszuführen

gilt, wird hier zur völligen Unmöglichkeit, und es bleibt daher für die Tadler nur die Aufforderung übrig: Kommt her und macht es besser!

Dies war ungefähr mein Gedankengang, als ich mich endlich von dem bezaubernden Schauspiel losgerissen hatte und nach dem Orte zurückkehrte, nicht eben erheitert durch die staubigen, schmutzigen Strassen und schlechtgehaltenen Häuser, noch weniger erfreut durch das Zimmer, welches uns einem Gefängniss gleich umfing, ohne irgend welche Ausstattung ausser zwei niedrigen Bettstellen und einem roh gezimmerten Tisch. Nach fruchtlosem Remonstriren bequemten wir uns endlich dazu, das Zimmer zu benutzen, und müde von des Tages Last und Hitze warf ich mich auf das duftende Lager, in der Hoffnung, einen guten Schlaf zu thun, aber wie bitter sollte ich mich getäuscht finden. Wohl bin ich von der Natur mit einem gesegneten Schlaf begabt und brauche mich nicht über afrikanische Wege schleppen zu lassen, um auf dem einfachsten Lager vom Abend bis zum Morgen ungestört zu schlummern, jedoch um gegen solche Schaaren von schwarzen Gesellen, wie sie in Mossel-Bay jede Falte des schmutzigen Bettes besetzt hielten, Stand zu halten, müsste man den tiefen Schlaf des Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser oder die dicke Haut des Rinocerosses haben. Wüst im Kopf und in voller Verzweiflung gab ich nach einigen Stunden den furchtbaren Kampf gegen die kleinen Kobolde auf und warf mich nieder auf die harten Dielen des Fussbodens, wo ich einige Erleichterung fand.

Wenig erquickt, erhob ich mich am Morgen, um an mein Tagewerk zu gehen, doch schlug an diesem traurigen Tage, der schwül und trübe über den Ort hereinhing und meine so schon etwas schlechte Laune nicht gerade verbesserte, Alles fehl, und der Abend kam heran unter der freudigen Aussicht, noch einmal 24 Stunden in diesem Neste zubringen zu müssen, da Herr G.....y seinen Bruder von China her erwartete, welcher erst am Abend eintraf. Nachdem ich diese Nacht einigermassen auf einem harten Sopha, das ich glücklich eroberte, zugebracht hatte, nur gestört durch das verzweiflungsvolle Umherlaufen der neuen Ankömmlinge, brachen wir auf nach George. Der Weg führte durch die sandigen Hügel längs der Bay, welche, angehaucht durch den frischen Seewind, eine liebliche Bewachsung von dichtem Gebüsch, untermischt mit Aloen und verschiedenen Crassulaceen zeigen; unter dem Gebüsch zeichnet sich ein Strauch aus, der mit zierlichen lilagefärbten phlox-ähnlichen Blüthen geschmückt ist (Plumbago capensis). Bald hinter Mossel-Bay passirten wir ein Cactuswäldchen (Opuntia maxima), in welchem einzelne Pflanzen eine Höhe von 20' erreichten, ein interessanter Anblick durch die Ueppigkeit und Stärke des

Wachsthums dieser allerdings introducirten Pflanzen. Grössere und kleinere Wasserbecken, zum Theil in Zusammenhang mit der See, sowie verschiedene Küstenflüsse zeigen, dass es der Gegend nicht an Wasser gebricht und geben die Erklärung für die mehr und mehr sich erhebende Bewachsung, welche hinter dem freundlichen Brak Rivier beim Ersteigen des Höhenzuges den ersten kleinen Wald bildete und einen Vorgeschmack gab von dem, was uns im George-Distrikt erwartete.

Am Abend des 22. rückten wir in George ein und erholten uns in einem leidlichen Quartier von den überstandenen Strapazen.

Der nächste Tag war wiederum trübe und regnerisch, so dass ich die beabsichtigte Parthie auf den Montagu-Pass aufschieben musste auf den 24., welcher hell und warm anbrach.

Wir verliessen gegen 8 Uhr, nachdem die Cart von allem unnöthigen Gepäck befreit worden war, den Ort und fuhren auf die nahen Berge zu, deren sehr wechselnde Formen sich in der Nähe des Ortes Blanko zu einem Pass öffnen, welcher sich in mannigfachen Windungen quer durch die Kette hindurchzieht. Die Steigung der Strasse von George bis zum höchsten Punkte des Passes beträgt mehrere Tausend Fuss und bietet mannigfache Ansichten hinein in die wilde Felsscenerie oder hinaus in das flache Land und die in nebeliger Ferne schimmernde See. Steil erheben sich zuweilen die nackten Felsen zu beiden Seiten des rauschenden Flüsschens, als wollten sie sich über dem schmalen Pfad schliessen, während an



Fig. 10. Protea cynaroides vom Montagu-Pass.

anderen Stellen die sanftere Abdachung bedeckt ist mit Bäumen, Gebüschen und üppigen Farrenkräutern. Dazwischen zeigt sich hier und da eine wunderbare Blume, zu den Proteaceen gehörig, von zarter rother Farbe, die Schuppen weiss behaart, einzeln auf niedrigem Stengel stehend (Protea cynaroides), welche mir früher noch nicht begegnet war und die durch die bedeutende Grösse von einem Fuss im Durchmesser bald die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Nach Uebersteigung des höchsten Punktes senkt sich die Gegend allmälig nach Oudtshoorn zu und nimmt auf dieser Seite einen weit öderen Charakter an; die kahlen Felsabhänge sind fast allein geziert durch ganze Felder der Watsonia, welche in verschiedenen Spielarten vom Weiss bis zum brennenden Carmin vorkommt. Während dem Uitspan am nächsten Wasser klimmten wir die Schluchten hinauf, nach Wild spähend; doch Nichts zeigte sich dem forschenden Blick, ausser einem Ree-Bok (Eleotragus capreolus Gray.), welcher vor meinem Gefährten aufsprang und ungefährdet zwischen den Steinen verschwand, da sein Gewehr ihm nicht den Gefallen erwies loszugehen. Alle lebenden Wesen hatten sich wegen der drückenden Hitze in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen, so dass die Gegend völlig todt erschien, während es keinem Zweifel unterlag, dass mancherlei Wild in diesen Bergen vorhanden war.

Der Weihnachtsabend war schon herangebrochen, als wir wieder in George eintrafen, wo wir nachher mit noch einem Deutschen bei einem Stümpfchen Licht beisammen sassen und in einem zufällig in unseren Flaschen zurückgebliebenen Rest Brandy das Wohl unserer Lieben in der Heimath tranken. Bald konnten wir ungestört unsereren Gedanken nachhängen, als das trübselige Lichtchen verlosch und uns im Dunkeln zurückliess; um so heller stand nun vor meiner Seele das traute Zimmer im alten Breslau, wo vielleicht gerade jetzt die Meinigen unter dem strahlenden Weihnachtsbaum sich des Festes und ihres Zusammenseins freuten. Manche Grüsse sandte ich an diesem Abend hinüber nach dem kalten Norden, von dem mich das Schicksal so lange fern hielt, ohne dass ich fürchtete, ihm deshalb entfremdet zu werden. Die Erinnerung war das Band, welches mich mit der Heimath verknüpfte, Erinnerung der Schatz, welcher mich ein Weihnachten wie das erwähnte freudig ertragen liess; traute Bilder verflossener Jahre umgaben mich frisch und lebendig wie Scenen der Gegenwart, während der zerstörende Einfluss der Zeit daheim die Stätten meiner fröhlichen Jugend verödete.

Am ersten Weihnachtsfeiertage hatten wir uns vorgenommen, zu Pferde die Parthie nach Knysna*) zu machen, in die durch Civilisation wenig berührte afrikanische Wildniss, um die Wälder zu sehen, wo noch jetzt Elephanten und Büffel hausen als die letzten Ueberreste aus früheren wildreichen Zeiten. Mit vieler Mühe und nach langem Hin- und Herreden brachten wir endlich von den frommen Afrikanern, die auch ihre Pferde Sonntag feiern lassen wollten, fünf erbärmliche, kleine Gäule zusammen, von denen der zum Packpferd bestimmte völlig buglahm war. Nachdem die Apparate und wenige Sachen in zwei Säcken zu beiden Seiten des Gaules befestigt und die anderen drei edlen Rosse für uns glücklich in Bereitschaft waren, brachen wir auf, oder vielmehr, wir versuchten aufzubrechen.

Wie vielmal habe ich nicht gewünscht, von dem Aufbruch dieser Cavalcade ein Conterfei aufnehmen zu können, da dieselbe sicher origineller und für Afrika charakteristischer war, als viele andere Bilder, die ich angefertigt habe. Man denke sich als active Mitspieler in diesem tragikomischen Schauspiel Herrn G.....y sen. und meine Wenigkeit, beide wegen ansehnlicher Körpergrösse auf den miserablen Pferdchen beinahe den Boden berührend, die Gewehre auf der Schulter, vorn auf dem Sattel die Reisedecke und den Regensonnenschirm aufgeschnallt, wie wir uns abmühten, den mehr leidenden Theil der Gesellschaft, Herrn G.....y jun. und den Führer, in Gang zu bringen. Der biedere Seemann, welcher das Steuern auf dem ungewohnten Fahrzeug nicht recht begreifen konnte, suchte sich stets schleunig am Sattelknopfe vor Anker zu legen, wenn ihm sein vierbeiniges Schiff der Wüste zu viel Knoten segelte, während der Führer, durch einen tüchtigen Zoopje (Brandy) etwas unklar, mit seinem eigenen Rösslein und dem Packpferde stets in Uneinigkeit war über die einzuschlagende Reiseroute. Endlich stellten wir durch passend applicirte Hiebe und Scheltworte die Einigkeit zwischen den Dreien her, der Seemann lichtete die Anker, und fort ging es im kurzen Galopp unter dem neugierigen Zuschauen der sonntäglichen Müssiggänger des Ortes. Kaum jedoch hatten wir diese hinter uns, als die Uneinigkeit zwischen unserem Dreigespann wieder ausbrach, das Packpferd die Richtung nach dem Stall für die passendste fand, den anders denkenden Führer von seinem Pferde zog und nach Hause lief. Mit Mühe wurde es wieder eingefangen, der vom Brandy schwere Mozambiquer auf sein Pferd gehoben und aufs neue aufgebrochen. Dreimal wiederholte sich dieselbe tragische Scene mit geringen

*) Spr.: Neisna.

Variationen, bis wir endlich eine Meile Distanz von George gewonnen hatten und nun, da der Führer, nüchtern geworden, das Packpferd besser führte, stetig, wenn auch langsam vorrückten. Bald passirten wir den ersten Fluss, der durch eine reizend bewaldete Schlucht fliesst, und klimmten den entgegengesetzten Abhang hinauf, wo sich der Weg durch die offene Gegend weiter zieht bis zur nächsten Schlucht, Kayman's Gat genannt. Dort führt der wilde, vom Wasser zerrissene Weg unglaublich steil in die Tiefe hinab, um auf der anderen Seite ebenso wieder emporzusteigen. Dies war die erste charakteristische Probe der berühmten Knysna-Wege, welche, so arg sie auch sind, von Afrikanern doch im Cart oder Ochsenwagen überwunden werden, während ich überzeugt bin, dass nicht leicht ein europäischer Kutscher es wagen würde, derartige Strassen zu befahren.

Malerisch wendet sich die Schlucht, bewaldet bis hinunter zu dem blauen Wasserspiegel im Grunde, der nahe rauschenden See zu, welche das Flüsschen und mehrere Bäche, die in zierlichen Fällen aus den verborgenen Seitenthälern hervorbrechen, hier in sich aufnimmt. An dieser Stelle ward mir erst klar, in was für Gefahren ich eigentlich meine Apparate gestürzt hatte, als das Packpferd, auf dem wegen der Lähmung die schweren Säcke wie im Sturme hin und her flogen, beim Ersteigen der Höhe durch den Druck des Gepäckes gegen seine Flanken belästigt, auszuschlagen begann und das vom Passiren des Flusses noch feuchte Zeug auf den steinigen, staubigen Weg abwarf.

Endlich war Alles wieder befestigt, und weiter ging es auf der Ebene, welche die Nähe der See durch die eigenthümliche Bewachsung deutlich verrieth, bis wir, als der Abend schon nahe war, wiederum in eine vom Wasser durchflossene Schlucht hinabstiegen; majestätische Bäume, von oben bis unten mit grünlichen Flechten behangen, spiegelten sich in der ruhigen Oberfläche, und einzelne Mimosenbäumchen mit dem feinzertheilten Laub, sowie mannigfaches Unterholz bildeten den Vordergrund der Waldlandschaft, über welche die von grauen Nebeln theilweise verhüllten, nächsten Berge ernst hinabschauten. Wir rasteten hier für einige Zeit und bestiegen dann, nachdem wir uns durch ein frugales Mahl gestärkt hatten, unsere Araber aufs neue, auf denen wir noch eine gute Strecke Weges bis zu der nächsten Farm zurücklegten, wo uns die völlige Dunkelheit überfiel.

Es war unmöglich, weiter zu kommen, und wir mussten daher, weil der Farmer nach George zur Kirche war, mit der Hütte eines Hottentotten vorlieb nehmen, welcher in seinen Diensten stand. Auf dem Boden dieser

düstern Behausung verbrachten wir den Abend des ersten Weihnachtsfeiertages ohne Licht, ohne andere Nahrung als etwas Biltong*) und Eier, ohne andere Betten als unsere Reisedecken; doch seit Mossel-Bay konnte mich Nichts mehr schrecken, und während sich die hoffnungsvollen Sprösslinge des Wirthes, ungeachtet des feinen Regens, der Flöhe wegen auf dem Rasen ausserhalb betteten, schlief ich ziemlich sanft bis zum Morgen. Zeitig sassen wir wieder auf und ritten flott durch das wellenförmige Land, indem sich nun auch das Packpferd in das Unvermeidliche gefunden hatte und nur durch zeitweises Ausschlagen gegen die ungewohnte Last remonstrirte. Mehrere Bäche wurden passirt, über ein tieferes Flüsschen brachten wir das Gepäck in einem Boot und nahmen dann in dem nahen Orte ein kräftiges Frühstück ein, das uns von der Gastfreundschaft des Farmers gespendet ward.

Weiter ging es dann unter der drückenden Sonne über kahle Hügel, und bald kreuzte aufs neue ein Fluss unseren Weg; Herr G.....y hatte ihn bereits passirt, ohne sonderlich tief hineinzugerathen, und getrost folgten wir ihm durch die vermeintlich seichte Furth, als der Führer plötzlich den richtigen Weg verlor und alsbald das Wasser hoch an den Seiten der Pferde und dem Gepäck hinaufschlug. Das Unglück war geschehen, und als die Pferde endlich die Sachen ans Land geschleppt hatten, packte ich, tief betrübt im lieben Gemüthe, meine durchnässten Apparate aus und sang, ein Jeremias auf den Trümmern Jerusalems, meine Klagelieder über die Vergänglichkeit des Schönen, während die Geräthschaften auf dem Rasen in malerischer Unordnung zum Trocknen ausgebreitet lagen. Als nach einer Stunde etwa dieser Zweck zu einiger Zufriedenheit erreicht war, rief uns die unerbittliche Nothwendigkeit wieder in die Sättel, und nach einem mehrstündigen Ritte glänzte uns das freundliche Knysna am Ufer des gleichnamigen, hier fiordähnlichen Flusses entgegen.

Ehe wir den letzten Höhenzug, welcher die Knysna begränzt, überstiegen, führte uns der Weg eine Strecke weit durch das Gehölz, das mehrere prachtvolle Waldlandschaften darbot, wohl werth einer eingehenderen Betrachtung, als die Kürze der Zeit sie gestattete.

Zahlreiche, blau schillernde Vögel (Lamprotornis), der prächtige grün und rothe Loory (Corythaix Persa Ill.), wilde Tauben, Spechte etc. vergnügten sich in dem dichten, flechtenbehangenen Gewirr von Zweigen und liefen an den rauhen Stämmen auf und ab.

Zuweilen ersetzten die Flechten an vor Alter abgestorbenen Bäumen

*) Rohes, an der Sonne getrocknetes Fleisch.



allein die früher vorhandenen kleinen, aber dichten Blätter und hingen Trauergewinden gleich von den verdorrten Zweigen herab. Dies war der erste Ort, wo wir auf dieser Parthie ein reicheres, animalisches Leben antrafen. Die Ebenen, sowie das wellenförmige Land, durch welches wir bisher geritten waren, hatten wenig oder Nichts dargeboten: Einzelne Falken schwebten hier und da über den kahlen, felsigen Höhen, von denen das heisere Gebell des Pavians heruntertönte, die Capsche Krähe mit dem weissen Halsband (Corvus scapulatus Daud.) flog krächzend an den Seiten des Weges auf; auf diesem selbst huschte zeitweilig eine muntere Eidechse entlang, oder eine träge Landschildkröte schleppte mühsam ihren schwerfälligen Körper durch den tiefen Sand, vor den einhergaloppirenden Pferden sich schnell in ihren Panzer zurückziehend. Mit diesen spärlichen Repräsentanten hatte es aber sein Bewenden gehabt, so dass ich mich um so mehr an der plötzlich auftauchenden Mannigfaltigkeit der befiederten Waldbewohner erfreute.

In Belvedere angelangt, fühlte sich die Gesellschaft, nachdem wir von Früh um 7 bis Abends um 6 Uhr mit einer Stunde Unterbrechung im Sattel gewesen waren, zu mürbe, und das Städtchen Knysna schimmerte zu nahe und einladend über das Wasser herüber, als dass wir, einmal abgestiegen, uns dazu verstehen mochten, wieder aufzusitzen und die ermüdeten Gäule weitere zwei Stunden um die breite Bucht herum, nach dem Ziele unseres heutigen Marsches zu treiben. Es wurde beschlossen, im Boote behaglich hinüberzurudern und unseren Schwarzen mit den leeren Pferden nachkommen zu lassen.

Die Wasserfläche der Knysna, mit der See in naher Verbindung und daher brakisch, umschliesst verschiedene flache, wegen der Untiefen schwer zugängliche Eilande, welche Tausenden von Wasservögeln einen Zufluchtsort gewähren. Wolken gleich erheben sich dieselben bei Annäherung eines Feindes mit eigenthümlichem Geräusch von dem Ufer und ziehen in trägem Fluge nach der nächsten Insel hinüber, sich wohl hütend. in Schussnähe zu kommen. Unsere stets bereit gehaltenen Gewehre wurden daher wieder in Ruhe versetzt, ohne dass es auch nur einmal aus den drohenden Mündungen gesprochen hatte, als wir mit Dunkelwerden an dem kleinen Bollwerk in Knysna ausstiegen. Ein verhältnissmässig gutes Gasthaus, nach englischem Styl eingerichtet, nahm uns auf, und bequeme Betten gewährten Erholung von den überstandenen Mühsalen. Spät in der Nacht langten auch unsere Pferde an, da der Führer sich in unserer Abwesenheit weidlich gepflegt hatte.

Der nächste Tag war dazu bestimmt, einen Wasserfall in der Um-

gegend zu besichtigen; wir bedienten uns aber in Rücksicht auf unsere müden Beine und die noch bevorstehenden Strapazen einer leichten Cart ohne Bedeckung, das sicherste Fuhrwerk in diesen Wegen. Trotzdem äusserte unser Kutscher, ein kleiner, schmächtiger, aber gewandter Bursche, er würde sich wundern, wenn wir nicht umwürfen, und noch heute begreife ich es nicht, wie es möglich gewesen ist, ohne Umwerfen durchzukommen, oder wie selbst die standhaftesten Räder eine solche Fahrt aushalten können.

Mit wunderbarer Gewandtheit und Sicherheit lenkte der sehnige Bursche die krachende Cart über die den Namen eines Weges sicher nicht verdienenden Abhänge, oft nur durch Balanciren das Umwerfen vermeidend, und ein lakonisches: „Een mooi Pad, Mynheer!“ *) war die einzige Antwort auf einen Schmerzensschrei oder ein kräftiges Wort der zusammengeschüttelten Passagiere. Glücklich langten wir an dem Platze an, von dem unsere eigenen Beine das Werk vollenden mussten; ein kurzes Stück ging es über eine kahle Höhe, und die wilde, bewaldete Schlucht des Witte-Els Rivier's lag vor uns. Mühsam kletterten wir über die glatten Binsen dem Abgrunde zu, in welchem unsere überraschten Augen den Fluss sich hinabstürzen und in der dunkeln Tiefe verschwinden sahen.



Fig. 11. Farrenkräuter in der Schlucht des Witte-Els Rivier.

*) Ein schöner Weg, mein Herr!

Dort wurde hinabgestiegen auf einem schlüpfrigen Pfad, mehrmals schlugen die Instrumente dröhnend gegen die Felsen, wenn der Fuss des Trägers ausglitt, doch wunderbarer Weise langte Alles wohlbehalten in der schauerlich wilden Tiefe an, welche einen passenden Vorwurf für die Wolfsschlucht abgeben könnte. Mancherlei Bäume, die die tobende Fluth ihrem Grunde entrissen hatte, lagen hier unten im wilden Durcheinander aufgehäuft, theils verdorrt, theils weiterwachsend, während Farrenkräuter von einer Ueppigkeit und Grösse, wie ich sie nie vorher gesehen hatte, zwischen ihnen emporwucherten. Eine Stunde verbrachten wir hier unten in der Schlucht des Wasserfalles und traten dann den noch beschwerlicheren Rückweg an, den wir ebenso wie die Heimfahrt glücklich beendigten.

Am Montag den 27. December brachen wir, nachdem die Pferde am Abend vorher vorausgeschickt waren, wieder in der Cart auf, um auf dem sogenannten neuen Wege nach der langen Kloof hinüberzufahren. Dieser Weg, dessen Anlage für ein so unbewohntes Land eine grossartige ist, soll hier quer durch die hier mehrfach nebeneinander hinlaufenden Gebirgszüge führen; er war bereits überall abgesteckt, aber ein sehr grosser und gerade der schwierigste Theil war nur eben ausgestochen, um die Linie anzudeuten, welche der Weg später nehmen soll. Hinter Knysna ist er vollständig fertig und führt hier quer durch den „Forest", welcher das schönste Beispiel südafrikanischer Waldung bildet, welches man finden kann.

Die Menge des Holzes wird gebildet von den kolossalen Stämmen des Yellow-wood-Baumes (Podocarpus Thunbergii), welcher seine mächtigen Zweige oft wie ein riesiger Armleuchter über das niedrigere Holz ausbreitet. Die Höhe dieser Stämme ist erstaunlich, ihr Umfang am Boden übertrifft zuweilen den der stärksten Eichen, die ich je gesehen, und dabei ist das Holz gesund von der Rinde bis zum Kern, wie zahlreiche Stämme der wegen des Strassenbaues gefällten Riesen zur Seite des Weges erkennen liessen.

Ausserdem findet sich häufig ein zierlicher, aber wenig nützlicher Baum (Virgilia capensis), Keurboom genannt, ferner Sneeze-wood (Ptaeroxylon utile), Iron-wood (Milettia caffra) und Stink-wood (Oreodaphne bullata), welche vortreffliches Werkholz geben; das Eisenholz wird vielfach für Hafenbauten verwendet, während das Stinkholz zu Drechsler- und Stellmacherarbeiten ein ausgezeichnetes Material abgiebt. Doch selbst hier in der Nähe der See im holzarmen Süd-Afrika ist man nicht im Stande, die Schätze dieses Waldes gehörig zu verwerthen; die Transport-

und Verladungskosten sind so bedeutend, dass man in Capstadt das Bauholz billiger von Europa und Amerika bekommt, als von Knysna, und viele Spekulanten haben durch den Versuch, es einzuführen, grosse Summen eingebüsst.

Der verhältnissmässig geringe Schatten, den diese Bäume wegen der schwachen Ausbildung der Blätter werfen, erlaubt mehr als in anderen Urwäldern auch niedrigeren Pflanzen, zwischen ihnen zu wachsen. Lianen (Cynanchum obtusifolium) und Reben (Vitis capensis) bekleiden häufig



Fig. 12. Südafrikanischer Urwald (Knysna Forest).

die niedrigeren Bäume und verleihen ihnen durch reiches Blätterwerk den von der Natur versagten Schmuck; mächtige Farrenkräuter, besonders die Todia africana, bedecken in dichtem Gewirr den Boden zwischen den umgefallenen, vermodernden Stämmen und machen das Vordringen in diesem Chaos, welches sich über Mannshöhe erhebt, fast unmöglich. Leicht begreift es sich, wenn man diesen Boden selbst betreten hat, wie Elephanten ungestört in den Waldungen hausen und selbst befehdet durch Hunderte von Personen sich wochenlang halten, ehe einer den Verfolgern zum Opfer fällt. Es sind gewisse Plätze bekannt, von flachem Wasser eingeschlossene

dicht bewachsene Inseln, wo sie sich regelmässig aufhalten, aber Niemand kann ihnen hier nahe kommen und sie stören in diesem letzten Zufluchtsort; es ist fast nur der Zufall, welcher ab und zu diese mächtigen Thiere bei ihren Excursionen in die Nachbarschaft dem Schützen zuführt. So wurde der letzthin auf Gouvernements Befehl getödtete, welcher jetzt in Capstadt im Museum steht, erlegt, und so allein wird wohl ein anderer, der für das Grahams-Town-Museum geschossen werden soll, den Feinden zum Opfer fallen.

Auf dem glatten Wege bequem einherrollend konnten wir mit vollem Behagen die Schönheit der Natur bewundern und die Düfte dieses mächtigen Waldes einschlürfen, dessen geheimnissvolle Stille nur zuweilen unterbrochen wurde durch den heiseren Schrei eines Raubvogels, den melodischen Ruf des Bakbakiri (Malaconotus Bakbakiri)*) oder das Pfeifen der Drossel.

Nach einigen Stunden änderte sich die Scene, wir verliessen den Wald und kamen hinaus in die Höhen, wo an manchen Stellen wildes Steingeröll die Stelle des Weges vertrat. Ueber einige fuhr der Kutscher, nachdem wir ausgestiegen waren, mit einer Kühnheit hinweg, die an Verwegenheit gränzte, über eine andere, die sonst absolut unpassirbar gewesen wäre, schleppten Sträflinge, welche glücklicherweise an der Arbeit waren, die Cart, nachdem die Pferde ausgespannt waren. So erreichten wir endlich den Gipfel des ersten Höhenzuges, von wo sich uns eine weite Aussicht in die öden, kahlen Berglandschaften eröffnete, wie sie nur Afrika in dieser Ausdehnung darbietet.

Die Ketten dieser eigenthümlichen Berge, welche durch die kühnen Formen und das unmittelbare Aufsteigen von dem Niveau des Meeres den Eindruck von Hochgebirgen darbieten, auch wenn ihre absolute Höhe keine bedeutende ist, reihen sich hintereinander und sind nur hier und da von Querthälern durchbrochen. Fort und fort wechseln die Ansichten, doch der ewige Wechsel macht endlich den Eindruck der ermüdenden Eintönigkeit, da er sich immer in derselben Weise wiederholt. Vorherrschend ist die Kuppenform, welche häufig von der anderen Seite die Ansicht eines Hochplateau darbietet in ähnlicher Weise wie der Tafelberg, die Umrisse meist schroff und zackig; abgerundete Formen finden sich hier seltener. Das hauptsächlich auftretende Gestein ist Quarzit.

Noch eine kurze Strecke rollten wir stets balancirend in der Cart die

*) Der pyrolähnliche Ruf dieses Vogels wird von den Boeren gedeutet als: „Wat makkeer hier?“ (Was ist hier los?)



Abhänge herab und hatten das Ende unserer Fahrt, Clean River, erreicht. Hier trafen wir unsere Pferde wieder an, die noch vor nicht langer Zeit eingetroffen waren und sich schon ziemlich ermüdet zeigten, während wir noch eine Distanz von 5 Stunden auf ihnen zurückzulegen hatten. Bei den Zeitangaben ist zu berücksichtigen, dass der afrikanische Farmer selbst in diesen Bergen mit Ausnahme sehr kurzer Strecken stets Galopp reitet und die Entfernung daher viel grösser ist, als der Unkundige sich vorstellt. Wir, zu diesen gehörig, brachen um 1 Uhr auf in der tröstlichen Ueberzeugung, bei guter Zeit wieder in bewohnte Gegenden einzurücken, wenn auch mein Mitarbeiter, der photographische Apparat, aus Mangel an Zeit seine schwarze Behausung nicht verlassen durfte. Nach 4stündigem Ritt hatten wir bereits mehrere der Höhenzüge passirt und kamen herab in ein Thal, aus welchem uns eine gut gehaltene Farm freundlich entgegenlachte. Fröhlich sprengten wir hinunter nach dem vermeintlichen Ziel unserer Tagesfahrt, aber wurden bitter getäuscht, als wir hörten, dass W......r's Farm in der langen Kloof noch fern sei; in etwas bedenklicher Weise sah der gute Mann, als er uns diese Auskunft ertheilte, nach der Sonne, doch entschlossen, das Ziel zu erreichen, wendete ich mein Pferd ohne auch nur anzuhalten weiter, dem Laufe des Wassers folgend.

Ein einsamer Jäger, den wir zufällig trafen, machte uns darauf aufmerksam, dass wir auf falschem Wege seien, zeigte einen schmalen Fusspfad, welcher sich in eine enge Schlucht hineinzog, als den nächsten und machte uns Hoffnung, dass wir in 2½ Stunden die erwähnte Farm erreichen sollten. Es war nun 5 Uhr, und wir mussten also, erwies sich die Zeitangabe richtig, um 7½ Uhr am Ziele sein; nöthigenfalls konnten wir an einem näheren Platze, Z....g's Farm, anhalten. Ohne Bedenken vertrauten wir uns dem engen Pfade an, vermeinend, dass dies nur ein kurzer Pass sei, der zeitig wieder in das Thal ausmünden würde, wenn es mir auch bald Anfangs nicht gefiel, dass wir am Wasser aufwärts stiegen.

In scharfen Krümmungen wendete sich die Schlucht immer tiefer in das Gebirge hinein, stets höher und wilder gestalteten sich die Felswände zu beiden Seiten, und nur zuweilen warf die sinkende Sonne noch ihre freundlichen Strahlen auf die kleine Reisegesellschaft, welche langsam den ermüdenden Pfad hinanstieg. Zuweilen zog sich dieser steil an quer das Thal durchsetzenden Felsbänken hinauf, über welche der Bach in malerischen Wasserfällen hinabstürzte.

Nie habe ich eine wildere, grossartigere Scenerie gesehen, wie diese Schlucht, und gerne hätte ich Stunden lang an Plätzen geweilt, die nur eines flüchtigen Blickes gewürdigt wurden. Das kühle, klare Wasser ergoss

sich unterhalb der Wasserfälle in weite Becken, welche den ermüdeten, vom Staube geplagten Wanderer zu einem erfrischenden Bade einzuladen schienen; aber ein gewisses Etwas sagte mir, dass es nicht räthlich sei zu zögern, und weiter ging es, höher und höher hinauf, als wollten wir die schroffen Gipfel ersteigen, welche hier und da hoch in die Schlucht hineinsahen.

Endlich lag dieser Theil des Weges hinter uns, ein Hochthal nahm uns auf, und weiter und weiter zog sich der Pfad in mannigfachen Windungen am fernen Hintergrunde des Thales verschwindend. Indem wir höher stiegen, eröffnete sich uns eine weite Aussicht in die Gebirge, welche im Lichte der untergehenden Sonne glühten, ringsum steile Höhen, von jähen Schluchten getrennt, kein Ausgang zu sehen, keine Wohnung, kein Obdach, kein menschliches Wesen, das uns Auskunft ertheilen konnte: unmöglich war es zurückzukehren, bedenklich auch das weitere Vordringen. Die ermüdeten Pferde suchten sich niederzulegen, und nur der stets geschwungene Stock vermochte sie aufrecht zu erhalten.

Wieder waren wir eine Stunde geritten und hatten bei scheidendem Lichte das Ende des Thales erreicht, wo wir bei jeder Wendung den gehofften Ausgang zu sehen erwarteten, als sich der Pfad rückwärts wendete und auf der anderen Seite hoch an den Bergen hinaufstieg. Ein dichter, feuchter Nebel, welcher schon lange über den Gipfeln hing, senkte sich jetzt auf uns herab und verhüllte den weiteren Verlauf des Weges, während die Nacht völlig über uns hereinbrach.

Mir war es, sobald der Weg die Richtung nach rückwärts nahm, nicht zweifelhaft, dass wir die Nacht hier oben in den Bergen ohne Nahrung und ohne Feuer zubringen sollten, nach einem Ritte von 7 Stunden, doch wollten wir wenigstens probiren, wie weit uns unsere Pferde noch bringen könnten, und zogen in völliger Dunkelheit weiter, immer noch bergauf. Endlich, es war $9^1/_2$ Uhr, erschienen die Sterne wieder über uns, ein frischer Wind wehte uns entgegen, und das ganze Ansehen der Gegend, soweit das schwache Licht der Sterne etwas zu sehen erlaubte, verrieth, dass wir die Höhe des Passes erreicht hatten. Nahe lagen die düsteren Kuppen, welche wir am Mittag in der Ferne gesehen hatten, vor uns, sich dunkel gegen den Nachthimmel nach oben und das Nebelmeer zu unseren Füssen absetzend. Auf der anderen Seite des Passes hatte der Wind den Nebel weggefegt und dunkele Schluchten zeigten sich, in welchen der Blick vergeblich nach einem freundlich schimmernden Lichte ausspähte.

Mit neuer Hoffnung hatte uns das Abfallen des Weges erfüllt und etwas munterer zog die Gesellschaft weiter, als plötzlich ein „Durchschlag“

unseren Pfad versperrte. Diese Durchschläge*) sind Moräste, welche sich in muldenförmigen Einsenkungen der Schichten bilden, wo das Wasser sich anhäuft und das Wachsen von Sumpfpflanzen möglich macht. Der trügerische Grund verbirgt zuweilen Gefahren, und der furchtsame Führer wagte daher nicht hindurchzureiten. Um seinen gesunkenen Muth anzufrischen, mussten wir den Anfang machen und gelangten glücklich auf festen Grund, worauf auch die Pferde eins nach dem andern hinübergebracht wurden. Weiter zogen wir in die Nacht hinein, als bald darauf aufs neue ein Halt erfolgte: Der Führer, welcher nicht gehörig mit der Gegend vertraut war, hatte den schmalen Pfad verloren.

Nun galt es, sich auf gut Glück weiter zu suchen; wir fanden zahlreiche Viehstege thalabwärts führend und folgten diesen in Ermangelung eines besseren Weges. Bald stärker, bald schwächer zog sich der unsichere Pfad abwärts, doch gelang es, ihn zu halten, bis eine Fenz uns die Nähe menschlicher Wohnungen anzeigte; noch einige Minuten zweifelhaften Umherirrens und ein Haus schimmerte den müden Wanderern aus der Nacht entgegen, eine Thüre öffnete sich ihnen auf wiederholtes Klopfen und nahm sie auf in die gastfreundlichen Räume. Es war einige Minuten vor 11 Uhr, als wir in diesem Orte, Z....g's Farm, eintrafen und uns nach einem ununterbrochenen Ritte von nahezu 10 Stunden auf das ärmliche Lager warfen, ohne andere Erquickung als ein Glas Wasser und einige Sardinen, welche unser geplünderter Vorrathssack noch aufwies: wir waren in der Nacht gekommen, und ein sonst durch Gastfreundschaft ausgezeichnetes Haus hatte Nichts für uns als das einfache Obdach.

Capitel VI.

Lange Kloof — Port Elisabeth.

Neues Pferdeunglück; Krom-Rivier; Humansdorp; Uferdickichte; Aussehen der Kaffern; Ankunft in Port Elisabeth; afrikanische Wolle; der Strand; die Fingoes; Viehkrankheiten des Cap.

Am nächsten Morgen legten wir leicht das kurze noch übrige Stück bis W......r's Farm zurück, wo ich meine Cart, die über Montagu-Pass vorausgeschickt worden war, wieder antraf und baldigst in ihr aufbrach, um mit meinen eigenen, ausgeruhten Pferden, wie ich hoffte, schnell vorwärts zu kommen. Leider erfüllte sich diese Hoffnung nicht, da nun mein

*) „Doorslag" im colonialen Holländisch.

Unglück mit den Pferden wieder anfing; das beste von meinen Spitzpferden war plötzlich ohne nachweisbare Ursache lahm geworden, und wir rückten daher ziemlich langsam durch die eintönige Lange Kloof vor, stets die kahlen, öden Kuppen zu beiden Seiten, spärlich bebaut und ohne Leben, mit Ausnahme einiger zerstreuten Viehheerden. Ab und zu zeigte sich ein Volk Rebhühner am Wege und gewährte einige Unterhaltung während der Fahrt, bis wir an dem Hause des Farmers N......k den letzten Ausspann machten. Fast die ganze Nacht beschäftigte mich das Fertigmachen der Knysnaaufnahmen, doch hatten nur wenige Platten die Strapazen soweit überstanden, dass sie auch nur brauchbare Bilder lieferten; der von aussen eingedrungene und der aus dem Plattenkasten losgescheuerte Staub hatte viel verdorben, und die Empfindlichkeit war in der Länge der Zeit sehr zurückgegangen. Mit schwerem Herzen stellte ich eine der herrlichen Waldlandschaften nach der andern bei Seite und packte den kleinen Rest ein, mich mit einem traurigen: Sapienti sat! tröstend.

Am anderen Tage war das Pferd schlimmer, aber die Unmöglichkeit, zu bleiben, veranlasste uns weiter zu fahren, um endlich diesen Theil der Reise zu beendigen. Mit Sinken der Sonne war der letzte Querriegel, welcher die Lange Kloof von Krom-Rivier trennt, überstiegen, und wir fuhren hinab in das mit Palmiet (Acorus palmita) bewachsene Thal dieses Flusses, welcher seinen Namen mit der That führt; in mannigfachen Windungen zieht er sich zwischen den Bergen hin und muss daher 6 Mal durchfahren werden, berüchtigte Plätze durch die häufigen Unglücksfälle bei hohem Wasserstande. Doch kamen wir hier glücklich hindurch, während uns am Morgen dieses Tages die übergrosse Sorgfalt meines Jacob bald theuer zu stehen gekommen wäre. Wir hatten den Diep-Rivier zu passiren, und da dem Kutscher die eigentliche Furth zu tief vorkam, fuhr er auf einen Steindamm hinauf, das eine Rad rutschte ab ins Wasser und versank alsbald so tief in den Schlamm, dass die vollständig auf der Seite stehende Cart nur durch das Feststecken des Rades am Umfallen verhindert wurde. Schnell sprangen wir auf der trockenen Seite heraus, luden sämmtliches Gepäck ab, und nun gelang es mit Hülfe einiger Boeren, welche gerade mit ihrem Ochsenwagen vorbeipassirten, den Wagen wieder flott zu machen. Froh, noch einmal mit dem blauen Auge davon gekommen zu sein, setzten wir uns wieder ein, doch meinem Kutscher war der Schreck so in die Glieder gefahren, dass er noch eine lange Zeit am ganzen Leibe zitterte. Der arme Bursche hatte allerdings eine dringende Warnung vor diesen Furthen erhalten, dadurch, dass ein Bruder von ihm mit sechs Pferden, welche er hindurchführte, in einem solchen Flusse ertrunken war. Doch,

wie erwähnt, wir kamen glücklich hindurch und erreichten mit einbrechender Dunkelheit M.....r's Farm, wo wir die Nacht zubrachten.

Kaum konnte „poor Charlie"*) am anderen Tage vor Schmerzen laufen, da die Pferde die Nacht im Freien hatten stehen müssen, doch war kein Zögern gestattet, wenn wir noch an diesem Tage Humansdorp erreichen wollten. Abgesehen von der knappen Zeit sehnten wir uns darnach, wieder einmal ordentlich zu Mittag zu essen, was uns seit den letzten 7 Tagen nicht passirt war.

Wenn auch spät am Abend erreichten wir doch endlich unser Ziel und stiegen in einem Gasthause ab, wo ich ein eben nicht übermässig frohes Neujahr antrat, da mein Pferd stocklahm, meine Cart in den furchtbaren Wegen mehrfach zerbrochen und mein Kutscher durch ein altes Leiden am Arm, das wieder aufbrach, krank war.

Wohl oder übel musste ich den Neujahrstag hier liegen bleiben und tröstete mich durch Schreiben und Spazierengehen in der öden Umgebung, wo nur eine enge Ravine einige Bewachsung und reicheres thierisches Leben zeigte. Auf dem murmelnden Bach in der Schlucht zogen zahlreiche Gyrinen ihre blitzenden Kreise und verschiedene Hydrometren tanzten auf der Wasserfläche. In den Büschen, an den Ufern hausten Arachniden von abenteuerlicher Gestalt, und ich bemerkte zum ersten Male die grossen Nester, welche die Spinnen hier zu Lande machen; ich fand ein solches von der Grösse zweier Fäuste dicht gewebt aus den Ueberresten des Raubes und Blättern, welches mit starken Fäden zwischen den Aesten aufgehängt war. Die nähere Untersuchung zeigte es angefüllt mit zahlreichen Spinnen von so wesentlich verschiedenem Ansehen, dass es den Anschein erweckte, als lebten hier verschiedene Species gesellig miteinander. Häufig findet man eine grosse Vogelspinne (Mygale), auf Beute lauernd hinter den Blättern versteckt, die hurtig durch das Zweiggewirr springt, wenn ein Angreifer naht.

Nachdem am 2. die Cart ausgebessert war, traten wir unsere Reise wieder an und kamen nun noch einmal durch anziehendere Gegenden, bevor wir in die wüstenartige Umgebung von Port Elisabeth herabstiegen.

Schon der erste Ausspann, Kabelyau's Rivier, erschien interessant durch das mächtige Auftreten der baumartigen Euphorbiaceen, welche in ausgedehnten Gruppen sich an den Ufern des Flusses entlang ziehen. Dichte Teppiche von Mesembryanthemum (M. edule) bedecken den Boden an freieren Stellen, am Ufer selbst den Papyrusstauden**) Platz machend.

*) So hiess das lahme Pferd.

**) Es ist dies eine niedrige, der nordafrikanischen unähnliche Art. Der wissenschaftliche Name konnte nicht festgestellt werden.

Aloen und Wacht een beetjen-Dornen machten das Gebüsch undurchdringlich und gewährten mannigfachen Vögeln einen sicheren Schutz.

Gegen drei Uhr kamen wir am nächsten Flusse, Gamtoos Rivier, an, zu spät, um einer Festlichkeit der Eingeborenen, welche hier zufällig Statt gefunden, beiwohnen zu können. Sie hatten sich dabei vergnügt durch Waffentänze, welche stets im Naturkostüm*) abgehalten werden und die einen pantomimischen Charakter haben, indem die Tanzenden dabei wechselnde Angriffs- oder Vertheidigungsstellungen gegen einen unsichtbaren Feind annehmen. Die eigenthümliche dunkelbraune Hautfarbe scheint bei diesen Kaffern selbst keinen grossen Beifall zu haben; denn sie bemalen sich mit einer rothen Ockererde, welche ihnen die Farbe des amerikanischen Wilden giebt. Die Frauen, meist kleine, widerwärtige Gestalten, denen man ihre gedrückte Stellung leicht anmerkt, sehen dem Tanze zu und erhöhen durch ihr Geplapper und Klatschen in die Hände den Lärm.

Jetzt nach Beendigung des Tanzes hatten sich die langen, schlanken Figuren der Kaffern wieder in die braune Decke gehüllt, die sie wie eine römische Toga tragen; um den Kopf waren bei Vielen rothe oder weisse Tücher nach Art einer Stirnbinde geschlungen, wodurch ihr Aussehen ein ganz imponirendes wurde. Es fehlte ihnen dabei nicht an einer gewissen natürlichen Grandezza, welche, unterstützt durch ihre wohlklingende an Vokalen reiche Sprache, die nur durch die abscheulichen Schnalzlaute verunstaltet wird, einen recht guten Eindruck machte.

Man sieht bald, dass man es hier mit einer ganz anderen Race zu thun hat, als dem kleinen, geschwätzigen Hottentotten, dessen Stamm durch die Assegai des Kaffern, die Büchse des Weissen und einen noch schlimmeren Feind, den Brandwein, dem Aussterben nahe gebracht ist.

Auf einer Fähre setzten wir über den ziemlich breiten Fluss, und gewarnt vor den schlechten Wegen bis zum nächsten Nachtquartier, beschloss ich die Pferde leer gehen zu lassen und die Strecke mittelst Ochsen zurückzulegen.

Die Ochsen, vier an der Zahl, wurden wie immer an die Karre ohne eigentliches Geschirr befestigt; ein hölzernes Joch, das den Thieren über den Nacken gelegt wird, ist das einzige Stück, wodurch je zwei Ochsen mit der Deichsel, oder einem langen Seil zwischen ihnen in Verbindung gesetzt werden. Ein farbiger Junge von etwa 15 Jahren thronte mit der langen Bambuspeitsche bewaffnet hoch auf dem angehäuften Gepäck des

*) Abgesehen von Zierrathen wie Straussenfedern in den Haaren, Schnüren von Glasperlen um Hals und Lenden etc.

Vordersitzes, ein Knabe von vielleicht 10 Jahren diente als Führer, indem er vor den Ochsen herlief und sie mit einem am Horn befestigten Strick leitete. Auf diese Weise fuhren wir bergauf, bergab ohne aufzuhalten, was mit diesem mangelhaften Apparat überhaupt nur in geringem Grade möglich ist, und waren buchstäblich dem guten Willen unserer Zugthiere anvertraut. Der schwächliche Junge vermochte die mächtigen Thiere mit seinem Strickchen nicht zu regieren, und mehrmals wendeten sie sich seitwärts dem Abhange zu, nachdem sie den Führer zum grossen Ergötzen des anderen Bengels über den Haufen gerannt hatten. Endlich rief er ihn zu sich auf den Sitz und lenkte nun das Gespann mit nichts Anderem als der Peitsche, die er unter fortwährendem, ermahnenden Anrufen der einzelnen Thiere bald rechts, bald links hielt, je nachdem die Ochsen sich so oder so wenden sollten. Auf diese Weise fuhren wir öfters im vollen Trabe steil bergab, dicht an Schluchten hin, in welche wir sicher nicht heil hinabgekommen wären; zweimal löste sich die mangelhafte Befestigung der Joche, die Ochsen liefen nach allen Seiten auseinander, und die bergabrollende Cart wurde nur durch die in den Grund bohrende Deichsel aufgehalten. Dies störte aber weiter nicht, die Thiere wurden wieder befestigt und die Fahrt durch die nächtlichen Waldschluchten in derselben Weise fortgesetzt, bis wir um 10 Uhr endlich am Ziele anlangten. Mein Kutscher mit den Pferden, welcher einen Richtweg eingeschlagen hatte, war schon früher eingetroffen.

Am nächsten Tage, es war der 3. Jan., erreichte ich schon um Mittag Port Elisabeth, am Ufer der Algoa Bay gelegen, welche sehr wenig gegen Stürme geschützt ist; Süd-Ost- und Nord-Westwinde pfeifen schonungslos über die in der Bay ankernden Schiffe hin und fegen die Strassen hinauf, unendlichen Staub aufwühlend. Am stärksten wehen hier die Nord-Wester, welche einigermassen durch das hohe Ufer von den Schiffen abgehalten werden, der einzige Schutz für den Hafen, in welchem sich kein Fahrzeug halten könnte, wenn der Süd-Ost des Sommers ebenso heftig wehte, wie der Nord-West des Winters.

Diese Winde machen den Platz, welcher sonst durch das rege geschäftliche Leben und die geistig geweckten Einwohner ein angenehmer sein könnte, sehr widerwärtig, besonders da sie in der Nähe der Stadt das Emporwachsen jedes Baumes verhindern, der das vom ewigen Einerlei ermüdete Auge erfrischen könnte. Nichts als nackte Steppe, Dünen und Sandhügel ringsum, stellenweise ohne jeden Grashalm, gewaltigen Schneeflächen ähnlich, Nichts als Stores, Wollballen und Ochsenwagen inwendig; dazwischen die Kaufleute emsig hin- und herlaufend, zahlreiche

Farbige beschäftigt mit dem Packen und Verladen der Wolle, oder müssig in den Strassen herumschlendernd: dies ist der Eindruck, den Port Elisabeth, „a rising place"*) nach afrikanischen Begriffen, auf den Fremden macht.

Ausser Wolle, welche eigentlich den Angelpunkt des Ganzen bildet, kommen Häute, Elfenbein und Straussenfedern auf den Markt, doch überwiegt der erstere Artikel bedeutend.

Man hat seit einigen Jahren angefangen, bessere Schaafsorten einzuführen, anstatt der einheimischen Fettschwänze, welche eine ganz unbrauchbare Wolle geben, doch wollten mir, der ich gewöhnt bin schlesische Wolle zu sehen, die bisher erzielten Sorten wenig gefallen; ebensowenig wie in Australien werden sie wohl hier im Stande sein, Merinoschaafe von gleicher Feinheit zu züchten, wie wir sie in Sachsen und Schlesien haben.

Einen bedenklichen Charakter gewähren der Cap-Wolle die Fruchttheile des Xanthium spinosum, welche sich darin festsetzen und durch besondere Maschinen daraus entfernt werden müssen; diese Dinger, aufgerollten, mit Stacheln besetzten kleinen Ranken gleichend, ziehen sich beim Appretiren lang und werden in die Fäden eingewebt, so dass die Stacheln gerade heraussteben und ein höchst unangenehmes Gefühl verursachen. Wolle von der andern Seite des Orange-River zeigt einen Unrath, welcher für schlimmer gilt und den Preis der Wolle noch mehr drückt: es ist dies eine kleine Grasfrucht von etwa 2''' Länge, ebenfalls mit Stacheln besetzt, die durch keine Maschinen entfernt werden kann. Der Preis der Wolle auf dem Markte in Port Elisabeth ist 9—14 Pence das Pfund für die gewöhnlichen Sorten, feine Wollen englischer Züchter bringen aber zuweilen 2 Schilling und mehr; der Hauptexport geht jetzt nach Amerika.

Ich habe leider Veranlassung gehabt, mehr von dem Platz und der Umgegend zu sehen, als ich wünschte, indem das Missgeschick mit den Pferden mich hier aufs neue am Vordringen verhinderte. Zwei der Gäule, mit denen ich Cape-Town verliess, musste ich schon früher zurückschicken, da sich herausstellte, dass eins derselben eine rotzartige Krankheit „the new disease" oder direkt „Glanders" genannt, hatte und das andere, überdem nicht sehr starke, verdächtig machte. Ich kaufte damals ein neues auf H....n's Farm, das zweite in Mossel Bay, mit welchen Einkäufen ich Grund hatte zufrieden zu sein, besonders wenn man bedenkt, dass ich keine grosse Auswahl hatte. Jetzt zeigten sich nun bei dem lahmen Pferde

*) Ein sich hebender Ort.

die Glanders ebenfalls, offenbar angesteckt durch den ersten Fall, während von Stund an die Lähmung fast vollständig verschwunden war. Diese auffallende Erscheinung liess fast einen inneren Zusammenhang vermuthen, so unerklärlich es auch scheint, da sonst kein Grund für die Lähmung aufzufinden war. Weitere Beobachtungen wurden darüber nicht angestellt, denn, um die übrigen womöglich zu retten, nahm ich es in derselben Stunde heraus in die Dünen, und eine Kugel des Revolvers machte seinem Leiden ein Ende. Nun war noch eins der vier früheren Pferde übrig, und dies erhielt in der Nacht einen Schlag gegen das Gelenk des Hinterfusses, dass dieses um die doppelte Dicke aufschwoll. Jetzt war guter Rath theuer, da brauchbare Thiere in Port Elisabeth fast gar nicht zu bezahlen sind, und ich musste wohl oder übel liegen bleiben. Meine Laune, die begreiflicher Weise damals nicht die beste war, wurde nicht gehoben durch den Umstand, dass fast alle meine Bemühungen in dieser Stadt fehl schlugen.

Um eine Rückerinnerung an meine Reisekarre und das Gespann zu haben, hatte ich, noch ehe das eine Pferd von meiner Hand fiel, zwei Bilder davon auf dem Markte aufgenommen, doch Jemand wollte sich jedenfalls überzeugen, wie fest sie eigentlich am Glase hafteten, und wischte dieselben mit dem Finger aus.

Eine grosse Fingoeniederlassung in der Nähe der Stadt liess mich hoffen, einiges Material für meine anthropologischen Studien zu gewinnen; ich brachte meine Apparate hinauf und suchte mich durch den für sie angestellten Geistlichen ihnen zu nähern. Der Pfarrer wollte indessen Nichts für mich thun, die Eingeborenen zeigten theils eine grosse Furcht vor dem unheimlichen Apparat, theils waren sie unverschämt genug, 5 Schillinge dafür zu verlangen, dass sie 20 Secunden still sitzen sollten. Dabei umstanden mich Jung und Alt dieser schwarzen Bande und hinderten mich am Arbeiten; die kleinen, schmutzigen Unholde machten sich an meine Platten, und ehe ich mich umdrehen konnte, klirrten die Scherben am Boden. Endlich, als ich versuchte die Widerspenstigen durch Augenblicksbilder zu fangen, erhob sich mein alter Freund der Süd-Ost und brach mein Zelt zusammen, so dass ich wohl oder übel wieder einpacken und unverrichteter Sache abziehen musste.

In der Stadt wurden durch Vermittelung des Sherif, der mir sehr freundlich entgegen kam und Alles für mich that, was in seiner Macht stand, zwei echte Hottentotten ausgespürt, doch selbst die gewichtige Persönlichkeit des Sherif war nicht im Stande, die Furcht der Abergläubischen zu überwinden.

Ein Hottentottenschädel fand sich vor in der Office des Chief-Clerks

herrührend von einem wegen Mordes Gehängten, doch wollte der Herr das Specimen, was nach seiner Behauptung unumgänglich für die Gerichtsstube nothwendig war, durchaus nicht fahren lassen.

So im Allgemeinen sehr unglücklich in diesem Orte, wurde ich einigermassen entschädigt durch die Freundlichkeit mehrerer Familien der Stadt, sowie durch die Spaziergänge am Strande, welche letzteren manches interessante Specimen lieferten.

Abgesehen von Conchylien, welche weniger zahlreich sind als in der Tafelbay, ist das Ufer reich an thierischem Leben. Wenn das Wasser zurücktritt und die in das Meer vorragenden Quarzitfelsen blosslegt, so ist es ein wahres Vergnügen für den Zoologen, die in den zerklüfteten Felsen zurückbleibenden Becken zu untersuchen. Zahllose Actinien von rother Farbe breiten ihre Strahlen wie Blumen des Meeres in dem von der Sonne durchwärmten Wasser aus, hier und da spielen die langen Fäden einer Sabella, oder eine Krabbe schlüpft behende durch die Mooskorallen, welche den Fels in dichten Polstern bedecken; an anderen Stellen heften sich verschiedene Arten der Käferschnecken (Chiton) dicht an den Stein an, und nur ein starkes Instrument ist im Stande, sie von ihrem Grunde loszumachen. Ausser den Bryozoen sind prächtige Gorgonien von korallenrother oder gelber Farbe (G. spec.?; G. reticulum Pall.) besonders in die Augen fallend. Von Conchylien fand sich eine Kreiselschnecke (Turbo marmoratus L.), welche als Perlmutter öfters von hier aus in den Handel gebracht wird, und ein Mytilus, der in grosser Menge an den Felsen sitzt (Mytilus elongatus L.), am zahlreichsten vertreten. Der Letztere wird von der ärmeren Bevölkerung gegessen.

Ein häufiger Schmuck in Häusern unfern der See sind die Schaalen des Papierbootes (Argonauta tuberculata L.), welches ebenfalls hier gefunden wird, besonders häufig an der Mündung der Kowie, doch kam mir selbst keins davon zu Handen.

Mannigfache Vögel beleben den Strand: Mehrere Arten Möven, darunter eine grosse Art, weiss mit dunkelbraunem Mantel, dem Larus fuscus verwandt*), schwarze Austernfischer mit rothem Schnabel und Ständern (Haematopus unicolor Forst.), ferner Tringen und Charadriusarten, von denen man leicht einer grösseren Anzahl habhaft werden kann.

Die Dünen und Flats um Port Elisabeth sind wenig ergiebig, ausser an Schlangen, unter welchen der gefürchtete Ringhals (Sepedon haemachates Lacep.) und die Puffadder (Echidna arietans Merr.) vorwiegen. Die

*) Larus dominicanus ?

erstere, welche, wie die Naja's, die mit einem dunklen Ring gezierte Haut des Halses stark ausdehnen kann, gilt für besonders bösartig, da sie ungereizt Menschen anfallen soll; es dürfte aber die träge, braun und gelblich gefleckte Puffadder, welche unbeweglich im Wege liegt, dessen Farbe sie trägt, noch gefährlicher sein; denn sie weicht dem unbedachtsamen Tritte nicht aus und springt rückwärts in ziemliche Höhe auf den Gegner los. Mir kamen trotz eifrigen Suchens keine zu Gesicht, wofür mich schöne Exemplare der Achatina Zebra Lam., die ich hier fand, entschädigten; auch eine andere Landschnecke, zu den Helicinen gehörig (Helix caffra), welche sich durch Grösse sowie durch die schön grüne Farbe auszeichnet, zeigt sich hier während der Regenzeit im Sande zwischen den Büschen; augenblicklich waren aber nur Ueberreste von ihr vorhanden.

Für zoologische Studien war also in Port Elisabeth mannigfaches Material aufzufinden; indessen fanden die anthropologischen doch auch einige Nahrung durch den Aufenthalt der Fingoes im Orte, welche daselbst, wie bereits erwähnt, eine grössere Station inne haben.

Diese befindet sich auf dem Höhenzuge im Rücken der Stadt und besteht aus mehreren Hundert der runden, niedrigen Hütten, welche hier eine förmliche Stadt bilden. In den Hütten hocken die Einwohner dicht an einander gedrängt und rauchen kurze Pfeifen, Männer wie Weiber, ihr sorgenloses Leben wie grosse Philosophen in die Luft paffend. Mässige Arbeit im Hafen gewährt ihnen Alles, was sie brauchen, und sie gebehrden sich daher sehr unabhängig.

Der Name, unter welchem sie geführt werden, Fingoes*), ist ein Kaffernwort und bedeutet einen niedrigen Menschen, der Beschäftigung sucht; diese Bezeichnung wurde ihnen beigelegt von den Kaffern, in deren Hände sie einst fielen. Sie bilden die Ueberreste mehrerer grossen den Zulus verwandten Stämme, die bei den Kriegen im Innern durch den Häuptling Chaka zerstört wurden; fliehend kamen diejenigen, welche der Wuth des Häuptlings entgangen waren, zu den Kaffern und baten um Aufnahme. Ihre Bitte fand Gewährung, doch wurden sie von den Stärkeren zu Sklaven gemacht und jedes Ungemach über sie verhängt, bis sie endlich eine günstige Gelegenheit benutzten, der drückenden Knechtschaft zu entfliehen und in die Colonie überzutreten. Dies geschah im Kriege von 1835, als ein englisches Kommando in Kafferland eindrang. Sie begaben sich in den Schutz des Kommandirenden, Sir Benjamin D'Urban, welcher 16800

*) Von Ama-fengu.

Seelen derselben aus den Händen ihrer Unterdrücker befreite. Durch Arbeit ihren Unterhalt erwerbend, haben sie sich allmälig mehr und mehr von dem erlittenen Ungemach erholt, so dass sie jezt sogar an die Rückkehr nach dem Innern denken sollen.

Von Figur sind sie meist gross und schlank, die Muskulatur deutet Zähigkeit und Ausdauer an. Ihre Gesichtsbildung zeigt schon die Spuren stärkerer Vermischung durch Annäherung an den europäischen Typus; von den Kaffern des östlichen Theiles der Colonie und British Kaffraria, welche Stämme wegen der Einfachheit ihrer Toilette gewöhnlich als Kahl-Kaffern*) zusammengefasst werden, unterscheiden sie sich durch die meist stärker entwickelte, häufig vollständig zugespitzte Nase und die breite Stirn; doch ist das Gesicht dabei in der Regel sehr prognathisch und der Ausdruck desselben daher ein gewöhnlicher.

Die Hautfarbe ist dunkelbraun mit einem Stich ins Röthliche, unabhängig von der rothen Farbe, mit der sie sich bemalen und *entstellen*. Dieser Unsitte macht sich besonders das schöne (!) Geschlecht schuldig und entwickelt dabei einen ganz entsetzlichen Geschmack, als wenn das Gesicht in seinem natürlichen Zustande nicht schon thierisch genug aussähe. So sah ich an Frauen den ganzen mittleren Theil des Gesichtes bis zu den Augenbrauen bemalt, welche Bemalung seitlich in spitze Winkel auslief und dem Gesicht einen auffallend affenartigen Ausdruck verlieh.

Die Fingoefrauen sind zuweilen von bedeutender Grösse, und ich habe Exemplare derselben in der Strasse sitzen sehen, die Pfeife im Munde, das bunte Caskett auf dem wolligen Haar, welche einen ganz imponirenden Eindruck machten, was die kräftige Figur anbelangt, nicht die Schönheit, welche jedenfalls nicht den Anspruch machen konnte klassisch zu sein.

Wie oben erwähnt, hatte ich schon während meiner Reise durch die Colonie Gelegenheit, mannigfache Beobachtungen über die herrschenden Viehkrankheiten am Cap zu machen. Ich stellte dieselben in Port Elisabeth zusammen und will sie in ihren Grundzügen bald hier einfügen, wenn auch ein grosser Theil der Erfahrungen erst später gesammelt ist.

Die Vieh-Krankheiten sind leider in Süd-Afrika ebenso zahlreich, als sie verderblich sind, und erstrecken sich auf alle Hausthiere. Wenn auch in den Reiseberichten derselben hier und da kurze Erwähnung gethan ist, so geschieht dies doch so beiläufig, dass man der Sache keinen besondern Werth beizulegen geneigt ist, und doch bilden sie einen so wichtigen Factor,

*) Hi quidem nullo utuntur vestimento, nisi pyxide quadam parva, qua glandem penis tegere solent.

dass man beim Entwerfen des Reiseplanes diese Verhältnisse niemals ausser Acht lassen darf. Ich hatte, frisch von Europa kommend, es nicht für nöthig gehalten sie mit in Rechnung zu ziehen, und in Folge dieser Vernachlässigung war ich mehrmals nahe daran, die sorgfältig überlegten Pläne scheitern zu sehen.

Die Affection, welche meine Pferde befiel, die „glanders“ oder „the new disease“, bricht von Zeit zu Zeit, meist in der Nähe der Capstadt, aus und verbreitet sich, da sie sehr ansteckend ist, leicht weiter über die Colonie. Die Symptome des ersten Stadium sind denen des Rotzes oder der Glanders in Europa ganz ähnlich; es läuft das linke Nasenloch mit grünlichem jauchigem Eiter und die Drüsen an der innern Seite des linken Unterkiefers sind dem Gefühl als harte Knoten bemerkbar. In diesem Stadium bleibt die Krankheit aber für längere Zeit, zuweilen für Monate, indem das Pferd nicht an Körperfülle verliert und wie ein gesundes zu arbeiten im Stande ist. Zeitweise stockt der Ausfluss und stellt sich nach unbestimmten Zwischenräumen wieder her, oder es laufen zuweilen beide Nüstern. So hatte bei meinem Pferde, als ich es kaufte, der Ausfluss schon gegen einen Monat bestanden, wie ich später erfuhr, und doch war es leistungsfähig und wohlgenährt wie das gesündeste Pferd. Endlich hört der Ausfluss gänzlich auf, und die Krankheit tritt in das letzte Stadium, wo das Thier schnell unter den Symptomen der Erschöpfung zu Grunde geht. Die innere Untersuchung ergiebt, dass die Lymphdrüsen im Zustande der jauchigen Vereiterung sind.

Eine andere Krankheit ist bekannt unter der allgemeinen Bezeichnung „Horse-Sickness“, welche zwei verschiedene Formen umfasst; bei der einen sind die Organe der Brusthöhle am meisten afficirt, bei der anderen schwillt der Kopf besonders über den Augen stark an, Dikkopziekte der Boeren.*)

Die Horse-Sickness herrscht in den Monaten Februar, März, April, bis der erste Frost fällt, worauf sie plötzlich verschwindet. Der Charakter dieser Affection ist der einer miasmatischen Krankheit, die, wie es scheint, durch den Genuss von feuchtem, mit fauligen organischen Substanzen bedecktem Grase befördert wird. Es ist wenigstens allgemein behauptet, dass das Weiden der Pferde am frühen Morgen und nach Sonnenuntergang, wo der Thau fällt und mannigfaches thierisches Leben sich auf den Halmen ausbreitet, besonders schädlich ist. Pferde, welche im Stall gefüttert werden oder nur unter Tag auf dem Grase weiden, sind viel weniger gefährdet.

---

*) Eine dritte Form, bei welcher die Leber hauptsächlich ergriffen sein soll, scheint mir nicht gehörig unterschieden.

Die Entwickelung und der Verlauf der Affection ist so schleunig, dass er sich der Beobachtung fast gänzlich entzieht. Das eben noch gesunde Pferd zeigt plötzlich ein krankes Aussehen; man ist genöthigt, wenn sich dies unterwegs ereignet, es auszuspannen, während das Thier vor innerer Angst zittert; häufig tritt lebhafte Pulsation in den Drosselvenen ein. Das Athmen wird frequent, bald doppelschlägig, die Glieder werden starr, und plötzlich stürzt das Pferd in klonischen Krämpfen zusammen, während reichlicher Erguss einer schaumigen, mit Galle und zuweilen auch mit Blut untermischten Flüssigkeit aus den Nüstern stattfindet. Unter Wiederholung dieser convulsivischen Anfälle tritt der Tod ein, häufig ehe irgend ein Versuch zur Rettung gemacht werden kann.

Für die Behandlung empfehlen sich im Anfang reichliche Aderlässe,*) sowie starke Ableitungen auf die Sekretionen; obgleich auch diese Mittel meist nicht zum Ziele führen, so gelingt es doch öfters, die Krankheit dadurch zu brechen. Eins meiner Pferde, welches in Bloemfontein davon befallen wurde und schon starke Venenpulsation zeigte, rettete ich durch einen starken Aderlass und Anwendung solcher Mittel.

Die meisten der befallenen Pferde sterben trotz aller Pflege, wenn die Krankheit heftig auftritt, was hauptsächlich von der Gegend abhängig zu sein scheint. Sie ist zwar über die ganze Colonie und die Freistaaten verbreitet, doch wirkt sie in gewissen Distrikten stets stärker, als in anderen. Berüchtigt sind besonders die Gegenden von King-Williams-Town und Queens-Town, wo ein langes, süsses Gras in den Thälern wächst, welches der Entwickelung des Uebels sehr förderlich erscheint; in den Freistaaten sind die Flussufer gefährlicher, als die etwas hoch gelegenen Farmen. Der Procentsatz der in bösen Jahren durch diese Krankheit getödteten Pferde erreicht die hohe Zahl von 70 %, wo dann die ganze Gegend von den faulenden Cadavern stinkt.

Die Sektion zeigt die Eingeweide, besonders die Leber, im Zustande der Hyperämie, die Schleimhaut des Darmkanals geröthet, die Lunge stark angeschoppt mit Blut, die Bronchien und Luftröhre erfüllt mit schaumigem, zuweilen blutigem Schleim.

Bei der Dikkopziekte, welche durch die Schnelligkeit des Verlaufes, das Auftreten, sowie die wahrscheinlichen Ursachen ganz mit der eben beschriebenen Form zusammenfällt, findet kein oder geringer Aus-

---

**) Der Aderlass auch als Prophylacticum vor Beginn der Krankheit, da blutreiche kräftige Pferde besonders leicht ergriffen werden.

fluss aus der Nase statt, das Athmen ist nicht so stark afficirt, dagegen treten Oedeme der Fossa temporalis und des Gehirnes auf, durch welche letzteren das Pferd schnell zu Grunde geht. Diese Form findet sich besonders häufig in Natal, wo sie öfters auch chronischen Verlauf zeigt.

Das Rindvieh wird hauptsächlich durch den Lungenbrand heimgesucht, welcher grosse Verheerungen unter demselben anrichtet, ohne dass man im Stande ist, gegen das Uebel mit Erfolg anzukämpfen. Ein Mittel, von dem sich der Farmer grossen Nutzen verspricht, ist die Inoculation. Diese wird mit Stückchen Schwamm, getaucht in die septische Flüssigkeit der kranken Lungen, am Schwanze ausgeführt, worauf eine heftige Entzündung und Eiterung an dieser Stelle erfolgt, so dass der Schwanz ganz oder theilweise abgeschnitten werden muss, um den Uebergang der Schwellung in die Hüften zu verhindern. Zwei schräge Schnitte in der Gegend der Schwanzwurzel, durch welche die tiefliegenden Gefässe getrennt werden, erfüllen denselben Zweck, wenn auch nicht ganz so sicher. Die zahlreichen Exemplare von Stummelschwänzen, welche man beim Reisen durch die Colonie unter dem Rindvieh antrifft, zeigen, welchen starken Glauben die Leute in dies Mittel setzen, ich selbst möchte mir aber ohne genauere Untersuchung kein entscheidendes Urtheil darüber erlauben.

Ueber eine andere Krankheit dieser Thiere, der Boschziekte, welche durch ein in gewissen Gegenden herrschendes Miasma verursacht scheint, fehlen mir specielle Beobachtungen. Berüchtigt sind dadurch z. B. die Küstenstriche am Port Elisabeth.

Die Schaafe werden häufig von der Klauenseuche ergriffen, ferner von einer Affection des Gaumens, welche mit starker Entzündung und Anschwellung der Drüsen am Halse und der Zunge einhergeht, gemeinhin „Tongue Sickness“ genannt, verschieden von einer anderen Krankheit ähnlichen Namens, der Blue Tongue Sickness. Diese letztere ist ein scorbutartiges Uebel und findet sich hauptsächlich bei Lämmern. Im Gegensatz zum Scorbut scheint es seinen Grund zu haben in Ernährungsstörungen der Gefässe durch Mangel an Salz. Dieser Stoff ist daher auch das beste Mittel dagegen; die mit der Krankheit behafteten Thiere fressen es mit grosser Gier und suchen sich in Ermangelung desselben salzhaltigen Mergel, an dem sie begierig nagen. Ausserdem werden Antiseptica, besonders die Säuren, empfohlen.

Den Namen führt die Krankheit davon, dass bei derselben Blutergüsse in das Gewebe stattfinden, welche sich unter der Schleimhaut der Zunge zeigen und dieser selbst eine bläuliche Färbung verleihen.

Häufig ist eine Hautkrankheit, die Brandziekte, unter den Schaafen

verbreitet, welche unserer Räude entspricht. Diese wird ebenfalls durch eine Milbe verursacht und veranlasst Ausfallen der Wolle. Angewendet werden dagegen besonders Waschungen mit Arsenik, obgleich dies Mittel sehr gefährlich ist.

Ausserdem finden sich zwei Krankheiten stark unter den Schaafen verbreitet, das ist die Geel-Ziekte und die Stop-Ziekte, worüber weiter unten noch einige Notizen folgen werden.

Die Hunde, welche von Europa nach dem Cap eingeführt werden, unterliegen grösstentheils in kurzer Zeit verschiedenen Krankheiten; es zeigt sich an ihnen entschieden, dass sie das Klima nicht vertragen können. Viele eifrige Jäger, welche sich gute Hunde von der Heimath mitbrachten, haben bittere Erfahrungen in dieser Hinsicht gesammelt.

Ausser dem Einfluss des Klimas, welcher sich auf verschiedene Weise äussert, findet sich eine räthselhafte Affection, welche wie die Horse-Sickness als Epidemie auftritt und häufig in kurzer Zeit den grössten Theil der Hunde hinwegrafft, ohne dass man im Stande ist, etwas dagegen zu thun.

Auffallend ist, dass die Tollwuth der Hunde in Süd-Afrika vollständig unbekannt ist; es lässt sich für diese sonderbare Thatsache kein anderer Grund angeben, als der geringe Unterschied der Jahreszeiten, da in Europa bekannter Maassen sowohl sehr grosse Hitze wie grosse Kälte der Entwickelung des Uebels förderlich erscheint.

Die Epidemien der Hausthiere erstrecken sich herunter bis auf die Hühner und Enten, welche ebenso schnell und rettungslos sterben, wie die grösseren Thiere.

Was die Ursache dieser auffallenden Viehseuchen ist, dürfte schwer sein zu ermitteln; die Aehnlichkeit in der Schnelligkeit des Verlaufes, dem Mangel aller Vorboten und der Tödtlichkeit lässt auf einen gewissen Zusammenhang dieser Krankheiten schliessen, obgleich die grosse Verschiedenheit in der Natur, der Lebensweise und dem Futter der Hausthiere das Verständniss sehr erschwert. Es bleibt in Rücksicht darauf von den möglichen Ursachen allein der miasmatische Einfluss übrig; doch ist dann immer noch zu erklären, wie es kommt, dass das herrschende Miasma einmal dies und dann wieder ein anderes der Hausthiere befällt und nicht auf alle gleichzeitig seine schädliche Wirkung ausübt, und wodurch der Mensch sich der Einwirkung so vollständig entzieht.

Der klimatische Einfluss auf die Thiere zeigt sich, abgesehen von wirklichen Krankheiten, darin, dass dieselben in Afrika bei weitem nicht so wild und unbändig sind, als in Europa. Nie habe ich in der Colonie

einen bissigen Hund angetroffen; die Katzen sind sehr zuthunlich und vertragen sich mit ihren sprichwörtlichen Feinden unter dem afrikanischen Himmel meist ausgezeichnet. Das Rindvieh, welches lange spitze Hörner hat, richtet, trotzdem dass es so vielfältige Verwendung als Zugvieh findet, höchst selten mit seinen furchtbaren Waffen Unheil an, und von den Pferden werden zum Reiten und Fahren in der Colonie wenigstens zur Hälfte Hengste verwendet, welche bei uns sich doch nur ausnahmsweise zum Fahren eignen; eine Stute zum Reiten zu benutzen gilt für unpassend.

Nachdem ich in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Port Elisabeth noch einen Ausflug nach der von den Holländern angelegten Stadt Uitenhagen gemacht hatte, gelang es mir endlich am 18., den Platz des getödteten Pferdes passend auszufüllen, und zufrieden, das theuere Pflaster hinter mich zu bekommen, verliess ich am 19. Morgens die Bay, um meinen Weg ins Innere fortzusetzen.

Capitel VII.

Port Elisabeth — Queens-Town.

Abreise von Port Elisabeth; Grahams-Town; British Kaffraria; Fish-River; Beginn der Regenzeit; Keiskamma-River; grosse Hitze; King-Williams-Town; Frankfurt; die europäischen Nationen in Süd-Afrika; Sandili; wahrscheinliche Einwanderung der Kaffern; Termitenhügel; Windvogelberg; Hanta; Schicksal der Buschmänner; Kei-Poort; Zeichnungen der Buschmänner; Queens-Town.

Ich reiste nun allein in meiner Karre; die lieben Gefährten hatte ich zurückgelassen und war von jetzt an ganz auf mich selbst angewiesen. Möglichst bequem streckte ich mich aus auf dem Sitz, um mir in der grösseren Erlaubniss an Raum wenigstens einigen Trost für den erlittenen Verlust zu vergegenwärtigen. Sowohl die vergangene Zeit, wie die neue Epoche meiner Reise gab mir viel zu denken, so dass ich wenig auf die Gegend achtete, die allerdings auch sehr geringes Interesse bietet. Das hüglige Land zeigt die gewöhnliche Bewachsung mit niedrigem Gebüsch untermischt mit Aloen, Euphorbiaceen und Crassulaceen, der Boden ist sandig, und zahlreiche Ochsenwagen, welche ihre gewaltige Last Wollballen nach dem Hafen brachten, verhüllten die Gegend durch den aufgeregten dichten Staub. Hier und da führt der Weg über Kalkfelsen, und

der durch die Räder abgeriebene Kalk überzieht die Nachbarschaft des Weges mit einer weisslichen, unangenehmen Kruste.



Fig. 13. Baumförmige Euphorbiaceen bei Grahams-Town.

Einige Kraniche zeigten sich an den brakischen Teichen am Wege und zahlreiche Tauben belebten die Euphorbiaceen, doch ausserdem war kein Wild zu sehen, welches diesen Weg wohl zu belebt findet. Sonst ist die Gegend nicht arm an demselben; in dem dichten Gestrüpp lagert der Buschbock (Tragelaphus sylvaticus Gray), der Blaubock (Neotragus coeruleus), verschiedene andere kleine Antilopen, Hasen und Wildschweine (Phacochoerus aethiopicus Cuv.), Boschvark genannt, von welchen zuweilen mächtige Exemplare in der Nähe des ersten Hotels am Wege, Amsterdam Flats, geschossen werden.

Ich übernachtete in Bruton's Hotel und legte am anderen Tage die übrige Strecke bis Grahams-Town zurück durch allmälig ansteigendes Terrain, an dessen eintönigen Höhen sich verschiedene Schichten als ausgezeichnete geognostische Horizonte meilenweit unverändert hinziehen.

Kurz vor Grahams-Town erhebt sich der Weg etwas und bietet hier einen recht hübschen Blick auf diese Rivalin von Cape-Town, welche doch wohl schwerlich den Platz erobern wird, nach dem sie strebt.

Das Verhältniss der genannten Städte zu einander ist wieder ein Beispiel für den gewöhnlichen Geschäftsbetrieb in Süd-Afrika, welches ich

vergleichen möchte mit einem Canalsystem, das verschiedene Behälter speist. Der ganze Strom wendet sich aber stets einem Behälter zu, die anderen liegen trocken, bis der Zufall oder eine höhere Hand dem Strome eine andere Richtung giebt. Es sind nicht die hinreichenden Mittel vorhanden, um alle Behälter zu füllen, und doch bemühen sich die Leute eifrig, neue anzulegen. Zur Zeit lag Capstadt trocken und Grahams-Town florirte, gehoben durch die bedrängte Lage jener Stadt, ohne irgend welchen Vortheil zu bieten, ohne etwas voraus zu haben als etwas militairische Aristokratie. Die Häuser sind mit wenigen Ausnahmen unansehnlich und sehr zerstreut über den Grund, die Höhen der Umgegend kahl und eintönig.

Durch Reparaturen an meiner Cart aufgehalten, verweilte ich daselbst zwei Tage, am 23. machte ich mich auf nach King-Williams-Town.

Hier verliert die Gegend mehr und mehr den Charakter der Küstenstriche, die Hügel erheben sich zu anmuthigeren Formen, das Gestrüpp verschwindet, und die Mimosen treten mehr und mehr in den Vordergrund. Nicht allein dadurch weicht die Gegend von den südlichen Theilen der Colonie ab, sondern auch durch den Mangel der verholzten Staudengewächse, welche dort die charakteristische Bewachsung abgeben und den Quarzsand stellenweise ausschliesslich bedecken.

Der Boden zwischen den Mimosen ist in British Kaffraria, wo ich nun eingetreten war, mit üppigem Gras bewachsen und bietet eine reichliche Nahrung für das Vieh. Zahlreiche Ziegenheerden belebten die Gegend, und es gewährte einen hübschen Anblick, die munteren Thiere zwischen den niedrigen, schirmartig ausgebreiteten Mimosenbäumchen zu sehen, wie sie alle auf den Hinterfüssen darum her standen und, mit den Vorderfüssen zwischen den Zweigen sich anklammernd, das feine Laub von den Aesten naschten. Es war gerade die Zeit des Blühens und dichte gelbe Blüthchen zierten die Bäume, als wenn ein goldener Regen auf die Gegend gefallen wäre. Züge von verschiedenen Species der Lamprotornis flogen in den Gehölzen umher, als gefährliche Concurrenten die Käfer von den Mimosen absuchend, und entfalteten dabei den prächtigen stahl- oder azurblauen Glanz ihres dunklen Gefieders. Doch auch ein heimathlicher Vogel erschien unter der Gesellschaft, in Gestalt von Störchen, welche bedächtig zwischen den Büschen einherschritten, nach Heuschrecken ausspähend.

Dieses Thier, welches ich häufig in Kaffraria antraf, soll früher in Süd-Afrika nicht bekannt gewesen sein und sich erst zur Zeit der deutschen Einwanderung eingefunden haben, welche Behauptung wohl daher rührt, dass die Störche nicht regelmässig, sondern nur in heuschreckenreichen Jahren erscheinen und desshalb von Vielen nicht gekannt werden.

Der hiesige Farmer belegt sie meistens mit dem Namen des „large locust bird“ *) im Gegensatz zu dem häufig vorkommenden kleinen „locust bird“ (Turdus gryllivorus Licht.) und verehrt sie sehr wegen ihrer bedeutenden Begabung für die Heuschreckenvertilgung. Dieser Name kommt ihnen aber von Rechtswegen nicht zu, sondern gebührt einem seltenen Ibis, welcher sich mehrere Male in dichten Schwärmen gezeigt hat. Die Störche erscheinen ebenfalls in Schaaren und ziehen so über die Gegend als Feldschutzpolizei, wie sich ihnen die Nahrung bietet; wie es scheint, durchstreifen sie beständig wandernd Afrika, bis das in Europa erscheinende Frühjahr ihnen die Rückkehr nach ihren Brüteplätzen gestattet.

Um Mittag erreichte ich den Fish-River, wo ich den Ausspann zu einer Excursion an den mimosenbewachsenen Ufern benutzte, die steil gegen das Wasser abfallen und einen malerischen Vordergrund bilden zu den in nebelgrauer Ferne verschwindenden Hügelketten am Horizont. Fast alles Insektenleben concentrirte sich jetzt auf die frischen, blühenden Mimosen, welche ein buntes Gewimmel von Coleopteren, Hymenopteren und Dipteren bedeckte. Merkwürdig ist in diesem Gebiete das spärliche Vorkommen kleiner Formen, alle Species zeigen eine gewisse Grösse, welche die der europäischen im Durchschnitt weit überragt. Es scheint fast, als wenn die Organismen von sehr geringer Grösse die austrocknende Hitze des südlichen Afrika nicht so wohl aushalten könnten, was an Wahrscheinlichkeit gewinnt durch die Thatsache, dass kleine Coleopteren fast allein an feuchten Orten, im Wasser oder im Dung vorkommen.

Die Hitze war drückend und der trübe, bleigraue Himmel versprach ein Gewitter für den Abend, als ich meine Reise fortsetzte; allmälig gestaltete sich das Wetter immer drohender, und schwere gewichtige Tropfen verkündeten den nahen Ausbruch zu der Zeit, als ich gerade vor dem Ziele meiner Tagesreise anlangte, welches sich in einigen elenden Häusern meinen Augen darstellte. Vergeblich strengte ich mich an, zu errathen, welches derselben für ein Wohnhaus und welches für den Stall gemeint sei, bis ein betreffender Wink meinem Zweifel ein Ende machte. Ich trat ein und gelangte in kleine, aber geschmackvoll meublirte Zimmer mit reinlichem Weisszeug geziert, und Alles zeigte, dass Liebe zur Ordnung hier waltete. Während draussen das Gewitter mit tropischer Heftigkeit losbrach, und Schlag auf Schlag den Boden erzittern machte, sass ich behaglich bei einem guten Abendessen und trank aus schön geschliffenen Krystallgläsern noch schöneren Capwein. Wenn auch der in Strömen

*) Grosser Heuschreckenvogel.

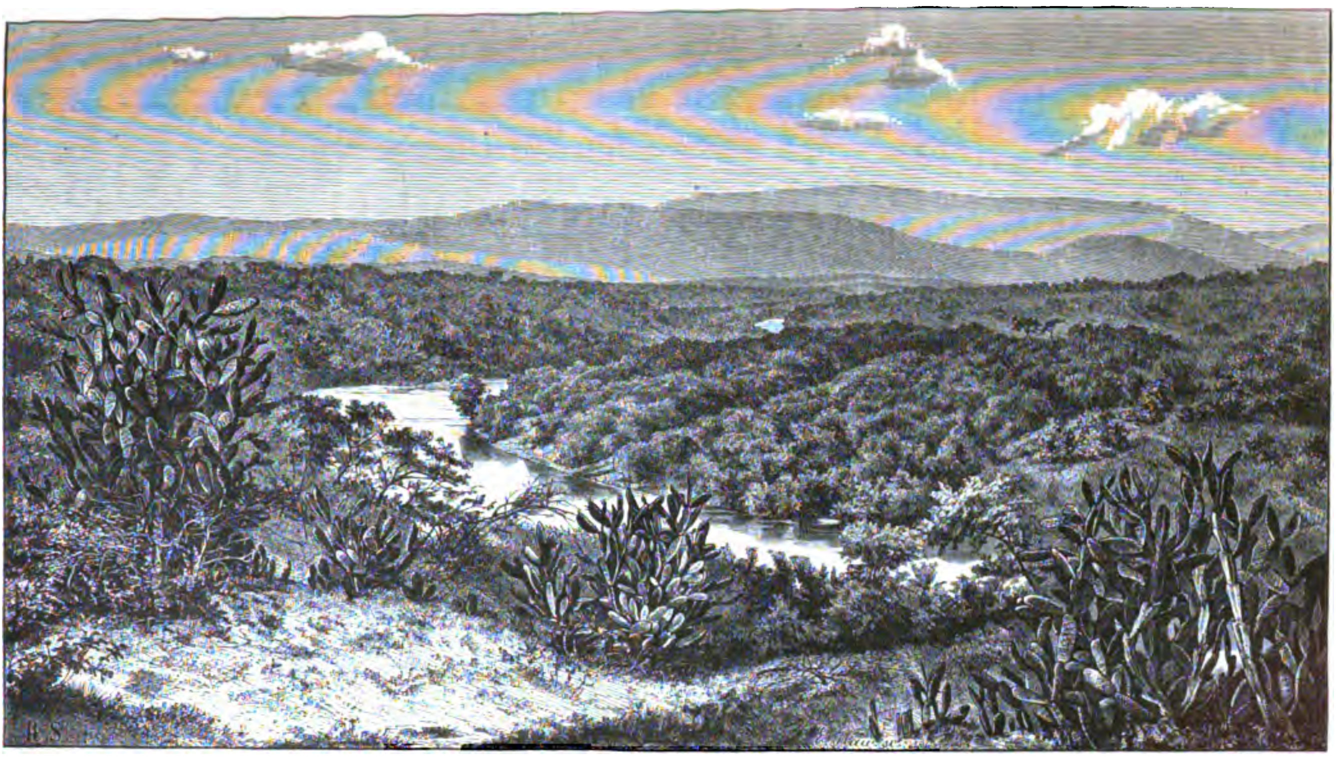


Fig. 14. Aussicht auf den grossen „Fisch-River“ British Kaffraria.

niederfliessende Regen sich an verschiedenen Stellen durch die schwachen Bedachungen Bahn brach, so schien doch dafür gesorgt, dass es nur an Plätzen geschah, wo man nicht davon belästigt wurde, und so bot dieser Ort, Breakfast Vlei genannt, ein treues Prototyp afrikanischer Verhältnisse: Mangel und Ueberfluss, Luxus und Aermlichkeit zu einem Stück vereinigt.

Am nächsten Morgen war das Wetter wieder klar, aber schwül, als ich nach dem aus den Kaffernkriegen berühmten Keiskamma-Fluss aufbrach. Doch nicht allein durch die in der Nähe gelieferten Schlachten ist die Gegend bekannt, sondern auch durch Schönheit der Scenerie, wodurch sich British Kaffraria im allgemeinen vor anderen Gegenden Afrika's auszeichnet. Mildes Klima, fruchtbarer Boden und — eine Seltenheit in diesem Lande — reichliches Wasser rufen auf den anmuthigen Höhenzügen eine ziemlich üppige Bewachsung hervor, welche sich weite Strecken hindurch so dicht schliesst, dass sie in der Ferne den Eindruck eines europäischen Waldes hervorbringt; in der That ist der Anblick dieser bewaldeten Rücken so ähnlich manchen Theilen des nördlichen Schwarzwaldes oder des Thüringerwaldes, dass meine Augen, als ich die Höhen in der Nähe des Flusses herunterkam und die reiche Berglandschaft vor mir ausgebreitet lag, unwillkürlich nach den Dörfern und Städten in den fruchtbaren Thälern suchten. Aber Nichts davon offenbarte sich dem enttäuschten Blick, die Hütte eines Eingeborenen oder ein einsames Farmhaus war Alles, was ich entdecken konnte, und näher herangekommen, stellten sich in dem Walde auch die fremdartigen Formen der Euphorbiaceen und Mimosen dar, die letzte Täuschung zerstörend.

Am Keiskamma-Flusse in einem rings von Bergen eingeschlossenen Thale machte ich Halt, und hier an den dicht bewachsenen Ufern sah ich die ersten wildwachsenden Palmen (Phoenix), nur wenig sich aus dem Pflanzengewirr erhebend und gleichsam ängstlich die schlanken, fiedertheiligen Blätter ausbreitend. Doch zur Stunde wenigstens war keine Gefahr für dieselben, vor Kälte umzukommen, denn furchtbar brannte die Sonne durch die schwüle Gewitterluft in das abgeschlossene Thal herab, so dass die Kleider einen brenzlichen Geruch verbreiteten und ich die Läufe meines Gewehres kaum berühren konnte. Im Schatten zeigte der Thermometer nur $28^1/_2$ °R.; an Stellen, die für Einstrahlung günstig waren, überstieg die Temperatur in der Sonne 44° (die Scala hatte nur so viel Grade).

Trotz der erstickenden Hitze versuchte ich ein Bild der reichen Scenerie aufzunehmen, aber auch hier verlor ich meiner Mühe Preis durch das hartnäckige Widerstreben der grünen Töne, auf eine trockene photographische Platte einzuwirken.

Bemerkenswerth war an diesem Platze noch ein kleines, drolliges Intermezzo, veranlasst durch meinen Kutscher, welcher mich plötzlich mit ängstlicher Stimme herbeirief zu einer kleinen Lache mit dem wissenschaftlich nicht ganz correcten Ausruf: „O, Master, Master come here, there is a snake with stripes and it has four legs on!" *) Schnell eilte ich zu Hülfe und sah, leider zu spät, einen zierlich gezeichneten Skink im Schilfe des Sumpfes verschwinden.

Bald schlossen sich bei der Weiterreise die drohenden Gewitterwolken, trübe und schwer hingen die Nebel auf die hügelige Landschaft herab, von Zeit zu Zeit einen feinen Regen ausschüttend, während in der Ferne der Donner seine dröhnende Stimme hören liess.

Die feuchte Luft schien der Thierwelt behaglicher zu sein wie mir, denn zahlreiche Lamprotornis liessen sich wieder am Wege sehen, eine grosse Landkrabbe (Gaecarcinus) ging mit „Rechts schliesst Euch!" quer über den Weg, die stieren Augen dabei wie ein echter Soldat seitwärts gewendet, eine bunt gezeichnete Landschildkröte (Testudo pardalis Bell.) lugte neugierig unter einem Spekboom **) (Portulacaria afra) hervor, und am Abend traf ich einen Trupp Nashornvögel (Buceros abessynicus L. Gm.); bedächtig schritten die mächtigen Thiere im Felde einher, bis ein wohlgezielter Schuss einen von ihnen niederstreckte, worauf sie langsam die Schwingen entfalteten und weiter zogen.

Noch bei guter Zeit kam ich die letzten Berge vor King-Williams-Town herunter und sah das Städtchen vor mir liegen, dessen einladende Häuser regelmässiger stehen, als es gewöhnlich im geräumigen Süd-Afrika der Fall ist. Inwendig sieht es allerdings nicht so gut aus, und ebenso wie an den anderen Plätzen wird über Mangel an Leben und Verkehr geklagt. In den Strassen war es wohl lebhaft genug, doch nur durch die sehr zahlreiche farbige Bevölkerung, meist Kaffern, zu den Stämmen der sogenannten Red-Kafirs gehörig, da sie sich vor andern durch eine röthliche Farbe auszeichnen, die nicht allein auf die Bemalung zurückzuführen ist. Hier zum ersten Male erhielt ich den Eindruck des Uebergewichtes der farbigen Bevölkerung, die Weissen verschwinden fast zwischen den markigen, dunklen Gestalten mit den entschlossenen, wilden Gesichtern, welche die Strassen

---

*) Herr, komm' hierher, hier ist eine Schlange mit Streifen, die hat vier Beine an.

**) Dieser Baum hat runde, fleischige Blätter, welche eine Lieblingsnahrung der Elephanten bilden.

in ganzen Banden durchziehen zu Fuss oder zu Pferde und zuweilen sogar mit der Büchse in der Hand als Aufseher über Sträflinge fungiren.

Am 26. verliess ich King-Williams-Town unter heftigen Regengüssen, welche den so schon schweren Weg mehr und mehr aufweichten und fast unpassirbar machten. Fette Thon- und Mergelschichten bilden den Grund und diese werden vom Regen so schlüpfrig, dass die Pferde kaum vorwärts können. Zu Anfang führt der Weg durch wellenförmiges Land, bedeckt mit langem Grase in so gleichmässiger Weise, dass die Gegend aussieht wie ein Kornfeld, bevor die Aehren anfangen sich zu neigen. Hier und da unterbricht eine dürftige Mimose oder ein Dornenbusch die einförmige Fläche, und für weite Strecken ragt kaum ein anderes Blatt oder Blume zwischen den Halmen hervor als eine schöne, grossblühende Convolvulusart nebst den feinen Blättern einer niedrigen, staudenartigen Leguminose, der Elandsboonje *) (Elephantorrhiza?). Weiterhin in der Nähe eines Ortes, Frankfurt genannt, führt der Weg über einen steilen Rücken, und hier zeigt die Gegend wieder Baumwuchs, aber die Bäume, meist Yellow-Wood und Keurboom, stehen nicht verbreitet über grössere Strecken, sondern dicht in Flecken zusammengedrängt, sich so scharf gegen die feine Grasfläche absetzend, wie es etwa in einem wohlgehaltenen Parke der Fall ist.

Während im Süden der Colonie der Mangel des Holzes wegen der Bodenbeschaffenheit leicht begreiflich war, suchte ich hier vergeblich nach einem hinreichenden Grunde, das spärliche Vorkommen der Bäume zu erklären, da der Boden in ausgedehnten Districten gut genug ist, um grösseren Waldungen hinreichende Nahrung zu geben, und es auch an Feuchtigkeit nicht gebricht. Es bleibt nur übrig zu vermuthen, dass das ungewöhnlich feuchte Jahr, welches ich gerade durchmachte, mich an vielen Stellen Wasser antreffen liess, wo häufig der Boden vielleicht für Jahre trocken liegt, und dass durch die anhaltende Trockenheit die jungen Bäume zerstört werden. Dagegen spricht nur, dass sich die hier vorhandene fleckweise Bewachsung scheinbar willkürlich vertheilt und durchaus nicht auf die wasserreichsten Stellen beschränkt erscheint, wie es in anderen Gegenden der Fall ist, wo sich grössere Bäume hauptsächlich nur in den Schluchten finden. Dass sich die Gehölze so scharf gegen die Grasflächen absetzen und sich so erhalten, hat zum Theil seinen Grund in den Feldbränden, wodurch alle jungen Bäumchen von Zeit zu Zeit zerstört werden. In diesen Gegenden würden Anpflanzungen eine bessere Aussicht

*) Der knollige bis 2 Fuss lange Wurzelstock dieser Pflanze wird in Späne geschnitten und zum Gerben der Häute benutzt.



auf Erfolg haben, als in den meisten anderen Bezirken der Colonie, doch kennt man den grossen Einfluss ausgedehnter Waldungen auf die Feuchtigkeit und die jährliche Regenmenge zu wenig, um diesen Fragen die gebührende Wichtigkeit beizulegen.

Mühsam kletterten die Pferde den vom immerwährenden Regen schlüpfrigen Weg hinauf und erreichten bald darauf den elenden Ort Frankfurt, auf welchen seine Namensschwester gewiss nicht Ursache hat, stolz zu sein; einige ärmliche Hütten, von Luftziegeln gebaut, machen die Gesammtheit der menschlichen Wohnungen aus, die einen sehr traurigen Eindruck hervorrufen gegen die weissen, reinlichen Häuser vieler anderen Orte. Der schwere, fette Thonboden erlaubt es, Gebäude aus ungebrannten Ziegeln aufzuführen, die hinreichenden Schutz gegen die gewöhnlich trockene Witterung abgeben, aber wenig auf Eleganz Anspruch machen können.

Es ist traurig genug, dass alle diese Orte, hauptsächlich von Deutschen angelegt und mit deutschen Namen belegt, wie Frankfurt, Berlin, Heidelberg etc., sich durch Aermlichkeit auszeichnen, welche Thatsache nicht besonders wunderbar erscheint, wenn man die Deutschen am Cap kennen gelernt hat. Ich habe hier die Bekanntschaft Vieler gemacht, die sich ebenso sehr durch ihr geschäftliches Auftreten, wie durch persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnen, und bin meinestheils stolz darauf ein Deutscher zu sein, aber im allgemeinen ist unseren Landsleuten am Cap kein günstiges Zeugniss auszustellen.

Der Deutsche ist leider, Gott bessere es, von Hause aus so an Druck gewöhnt, dass er im Auslande, wohin er mit dem festen Entschluss geht, sein Glück zu machen, sich nur allzu willig den Verhältnissen fügt und seinem Ziele nachstrebt, ohne in der Wahl der Mittel besonders bedenklich zu sein; er erreicht in Folge dessen auch sehr häufig sein Ziel, d. h. er macht Geld, aber gewiss nicht ohne Grund zieht er sich den Vorwurf der Charakterlosigkeit zu, und sogar der holländische Afrikaner, der genug vor seiner Thüre zu kehren hat, erlaubt sich von „verdammten Mofjes“ (Spitzname der Deutschen) zu reden.

In früheren Zeiten war unsere Nation in Süd-Afrika viel angesehener, doch mit dem Erscheinen der Fremdenlegion ist darin eine grosse Veränderung eingetreten. Nicht allein haben die Legionäre als solche durch ihr Benehmen unserem Ansehen geschadet, sondern auch die zahlreichen Deserteure dieser Truppe, welche noch heut zu Tage das Land überschwemmen. Ohne Zweifel ist diesen Herren ein grosser Theil der Schuld beizumessen, dass das Vertrauen verloren gegangen ist, doch hat man sich

meiner Meinung nach zu sehr darauf gestützt; spricht der Reisende mit einem dort ansässigen Landsmann über den Verlust des Ansehens, so kann man sicher sein, dass die Antwort erfolgt: Ja die Legion —, ich selbst habe aber in Süd-Afrika genug Leute deutscher Abkunft kennen gelernt, die nie in derselben waren, aber was Charakterlosigkeit betrifft, vollständig in dieselbe Kategorie gehören.

Ganz der Gegensatz dazu ist das Auftreten der Engländer*); mit der dieser Nation eigenen Störrigkeit strebt er darnach, seine Anschauungen, Einrichtungen und Gebräuche, wie jedem anderen Lande, so auch Süd-Afrika anzupassen. Er geht lieber zu Grunde, als dass er seinen Grundsätzen etwas vergiebt, und macht er auch nicht so viel Geld wie der Deutsche, so ist er doch von um so grösserem Nutzen für das Land.

Während der Deutsche anfangs, so lange er einigermassen fremd im Lande ist, einen tüchtigen und willigen Arbeiter für den Brodherren abgiebt, verlässt er ihn schleunigst, sobald er hinreichende Kenntnisse von den Verhältnissen des Landes gesammelt hat, um zu glauben, auf eigenen Füssen stehen zu können. Er schlägt sich dann auf jede Weise durch und sucht sich Vermögen zu erwerben, ohne besondere Rücksicht auf seine bürgerliche Stellung zu nehmen. Ist er glücklich gewesen in Erreichung dieses Zieles, so zieht er in den meisten Fällen mit den gesammelten Schätzen weiter, um sie anderswo zu verzehren; zum grössten Nachtheil des Landes, welches auf diese Weise mehr und mehr ausgezogen wird. Beim Engländer gilt dagegen das Sprichwort: Leben und Lebenlassen! was er erwirbt, pflegt er grösstentheils auch wieder auszugeben, und er gewährt daher einer grösseren Anzahl von Menschen Unterhalt. Als Untergebener ist er wegen seines übertriebenen Stolzes und Selbstgefühles nicht leicht zu behandeln, aber, wenn man dies versteht, bietet er eine viel grössere Sicherheit und Zuverlässigkeit. Als Herr geht er beharrlich vorwärts, Verbesserung und Vervollkommnung des Besitzstandes, das ist sein Vergnügen, seine Lebensaufgabe, welcher er ungescheut selbst bedeutende Opfer bringt, und er wird dadurch zum besten Colonisten der Welt.

Zwischen beiden Nationen steht der Holländer, der ursprüngliche Eigenthümer der Colonie, dessen heimathliches Phlegma durch den Einfluss

*) Man begegnet im Inlande einer grossen Menge von Vagabonden, meist irländischer und schottischer Abkunft, welche dem Reisenden unangenehm auffallen, da sie die Hotels zu belagern pflegen. An dieses Gesindel darf man bei dem Begriff „Engländer" nicht denken; es kann auch hier nicht in Betracht kommen, da es keinen Bestandtheil der ansässigen Bevölkerung ausmacht, sondern aus höheren Rücksichten stets von Zeit zu Zeit den Aufenthaltsort wechselt.

der Lebensweise und des Klimas in Afrika sich zu einem Grade von Indolenz und Gleichgültigkeit gesteigert hat, der im Erfolg der Beständigkeit chinesischer Zustände durchaus gleich ist. Unter „Holländern“ sind hier die Abkömmlinge der Einwanderer in der holländischen Zeit zu verstehen, welche allerdings nicht reinen Ursprungs sind. Es findet sich unter ihnen viel fremdes, besonders französisches Blut, diese Elemente haben sich aber untergeordnet und mit den Holländern amalgamirt, deren Sprache und Sitten sie angenommen haben. Sogar die Namen der Familien sind dabei umgeändert worden, so dass jetzt Wewije anstatt Vivier, Voesse für Fouché, Filie für Villiers etc. geschrieben wird. Alle diese Nachkommen der früheren Einwanderer nennen sich mit Stolz „Afrikaner“ und haben meist einen starken Hass gegen sämmtliche „Uitlander“, unter welchen die wirklichen Holländer besonders schlecht angeschrieben sind. Wenn ich an die Behauptungen denke, welche von verschiedenen Schriftstellern über den Einfluss und das Auftreten der englischen Nation am Cap aufgestellt worden sind, so muss ich sagen, ich kann nicht verstehen, wie es möglich gewesen ist, dass solche Urtheile gefällt werden konnten; allerdings der Einfluss ist ein tyrannischer, aber er ist es nur insoweit, als immer die grössere Bildung und höhere Cultur ihre Einwirkung tyrannisch auf die Zurückstehenden ausübt. Ich will die Art und Weise nicht vertheidigen, wie die Engländer in den Besitz der Capcolonie kamen, es war kaum etwas Anderes wie das Recht des Stärkeren, aber sicher ist, dass das Cap ohne dieselben elendiglich verkommen würde.

Der Engländer baut besseres Getreide und Futter, züchtet besseres Rindvieh, Pferde und Schaafe als der eingeborene Afrikaner, welcher Alles der gütigen Mutter Natur überlässt, und zwingt ihn dadurch, wenn er nicht ganz zu Grunde gehen will, herauszugehen aus seinem Schlendrian, oder Raum zu geben. So ist der Boer nach und nach dem englischen Einfluss gewichen hinauf nach den Freistaaten und nach Natal, wo ihm der Vortheil des besseren Bodens eine Concurrenz möglich machte; doch weiter und weiter wird er gedrängt, bis er zähneknirschend nachgiebt, oder auf seinem Eigensinn beharrend, ein kümmerliches Dasein zwischen der fortschreitenden englischen Bevölkerung fristet. Viel haben auch die verkehrten Massregeln der englischen Regierung dazu beigetragen, dass die Boeren endlich in Masse aufbrachen und das Land verliessen; der internationale Hass war aber jedenfalls die Grundursache dafür, die anderen sind nur als Gelegenheitsursachen aufzufassen. Besonders hat die plötzliche, zum grossen Schaden des Landbaues ausgeführte Aufhebung der

Sklaverei der englischen Regierung Feinde gemacht und viele Familien durch die enormen materiellen Verluste zur Auswanderung veranlasst.

Die plötzliche Reduction der Arbeitskraft setzte die Farmer ausser Stand, das Land in grösserer Ausdehnung zu bebauen, und nöthigte dieselben sich Weideplätze zu suchen, auf denen sie den Verlust durch Ausdehnung der Viehzucht ersetzen konnten.

In den meisten Districten von British Kaffraria, welche Provinz erst von den Engländern angelegt wurde, herrscht die Sprache und Sitte dieser Nation vor, die holländischen und deutschen Elemente haben sich untergeordnet und coquettiren häufig genug mit Anglicismus, so dass die englische Bevölkerung verbreiteter erscheint, als sie wirklich ist.

Gegen 5 Uhr rückte ich in Duhne, sive Stutterheim, ein und kam gerade zurecht, um eine Horde Kaffern zu Pferde ankommen zu sehen. Die wilden Gestalten, entweder ganz nackt, oder nur mit der Nationalkleidung, dem Caross, bedeckt, sprangen von den dürftigen Pferden und erfüllten alsbald die Trinkstube, um ihren Körper durch etwas Brandy gegen die feuchte Abendluft zu stärken. Der Wirth des Hotels, welcher sah, dass ich an den farbigen Burschen einiges Interesse nahm, wies mir eine lange, hagere Figur, die sich weidlich an dem edlen Alkohol zu ergötzen schien, als Sandili, den berühmten Kaffernkönig, welcher der englischen Regierung so viel Kopfzerbrechen verursacht hat.



Fig. 15.
Sandili, Häuptling der Gaika (Ama-Ngqika).

Die Umstände waren entschieden gegen mich, indem der feine Regen ununterbrochen niederströmte, und der Zeiger schon nahezu 5 Uhr anzeigte, doch: „Wer den Augenblick ergreift, das ist der wahre Mann!“ dachte ich bei mir und packte eiligst meine photographischen Apparate aus. Die Verhandlungen mit dem edlen Kafferfürsten begannen, und wenn Ihro Majestät auch anfangs 2 L. für die Ehre, sich von mir abnehmen zu lassen, verlangten, so kamen wir endlich doch zum Abschluss mit einer Flasche Brandy, welche ich der durstigen Kehle des hohen Herrn bewilligte. Von einem Zimmer aus visirend, eine alte Mauer als Hintergrund benutzend,

gewann ich das Abbild der theueren Person, welche gleichgültig vor sich hinstarrend draussen im Regen auf dem Stuhle hockte. Seine hohe Meinung sprach er übrigens unumwunden dahin aus, dass die Deutschen Schelme wären, da sie solche wunderbare Sachen zu machen verständen.

Darauf nahm ich noch das Portrait seines ersten Rathgebers auf, welcher das Abzeichen seiner Geheimrathswürde in Gestalt eines dicken Elfenbeinringes am Arme trug, und zeigte darauf feierlichst die Bilder der versammelten Menge. Nie werde ich das homerische Gelächter vergessen, womit die Herren Kaffern das grinsende Gesicht ihres hochgestellten Landsmannes, des Geheimraths, auf der Platte begrüssten, sowie den Bewunderung anzeigenden Schlag auf die Schulter, womit mich Ihre Majestät, Sandili, beehrten: ihr freudiges Erstaunen war zu ergötzlich für mich, der ich schon so oft mit der Furcht und dem Aberglauben der Eingeborenen in Betreff der Photographie zu kämpfen gehabt hatte.

Sandili ist von der Regierung noch jetzt gefürchtet, welche ihn dadurch unschädlich zu machen sucht, dass sie ihm einen täglichen Gehalt von 10 S. bezahlt, um ihm auf diese Weise die Möglichkeit zu gewähren, sich durch Brandwein zu ruiniren. Er ist dafür gewissermassen als Polizeihauptmann über die nächsten Districte angestellt, welche er durch seine Autorität in Ruhe und Ordnung zu halten hat, sodass das alte: Divide et impera der Römer auch hier seine Anwendung findet; Uniform wie ehrenvoller Empfang bei feierlichen Gelegenheiten giebt dem Ganzen den nöthigen Anstrich und verfehlt seine Wirkung auf das einfache Gemüth des Wilden nicht.

Doch auf die Constitution eines Kaffern verliert der Alkohol seinen Effekt oder übt ihn wenigstens, nach den Beobachtungen zu schliessen, welche ich darüber zu machen Gelegenheit hatte, nur sehr langsam aus. Nie hätte ich geglaubt, dass der menschliche Organismus solche Quantitäten von Spirituosen zu bewältigen vermöchte, wie hier von diesen Herren vertilgt wurden; sie tranken den stärksten Brandy wie leichtes Bier aus Wassergläsern, zuweilen bis zu drei Flaschen an einem Tage, ohne wesentlich davon gestört zu werden, während der schädliche Einfluss des unmässigen Alkoholgenusses sich so deutlich an dem schwachen Geschlechte der Hottentotten herausstellt.

Es sollten hier auch einige Exemplare dieses verlöschenden Volksstammes vorhanden sein, was mich veranlasste einen Tag zu verweilen, um ihre Portraits aufzunehmen. Die fraglichen Individuen zeigten sich

zwar wenig meinen Wünschen entsprechend, aber in Ermangelung von besseren verewigte ich ihre lieblichen Züge.

Am andern Morgen packte ich meine Errungenschaften säuberlich ein und setzte mich zu Pferde, um der vorausgegangenen Cart nachzueilen; zu meinem grossen Jammer zeigte sich bei der Ankunft, als ich die Negative auspackte, dass das vom ewigen Regen mürbe gewordene Papier nachgegeben hatte, und, indem die Platten nun gegen einander kamen, sehr schädliche Reibungen zwischen den wilden Burschen stattgefunden hatten. Die Wunden wurden zwar wieder einigermassen kurirt, aber die Schönheit war dahin. „Legt's zu dem Uebrigen", sagte ich mir mit möglichster Seelenruhe, nun schon etwas an diese Schicksalschläge gewöhnt, und tröstete mich mit der Hoffnung, bei nächster Gelegenheit glücklicher zu sein.

Ich richtete mich wieder in meiner Cart ein und fuhr auf Windvogelberg zu durch die wieder fast ganz kahle Grasebene, welche der Weg in behaglicher Breite durchschneidet; bald trennen sich die verschiedenen Wege, bald laufen sie wieder zusammen, je nachdem es der Reisende rathsam gefunden hat, so oder so zu fahren, und das Gras scheint es ordentlich gern als Entschuldigung aufzufassen, um nur nicht wachsen zu brauchen, so rein und sauber sehen diese Wege aus, welche theilweise gewiss für Jahre hindurch nicht benutzt werden. Man fährt in solchem Terrain immer nach der frischen Spur, indem man annimmt, dass, wo ein Wagen durchgekommen ist, wohl auch ein zweiter durchkommen wird, und verlässt den scheinbar ausgezeichneten Weg, sobald sich die Spur in's Feld wendet, unter der sichern Voraussetzung, dass er in der Gegend durch tiefe Löcher, Felsgeröll etc. unpassirbar geworden ist.

Allmälig verändert sich hier die Scenerie, und statt der sanft verlaufenden Rücken treten wieder Kuppen und Tafelberge auf, deren Gestaltung durch die Formen des Table-Mountain, Devil's Pic und Lions-Head, dieses Prototypes eines grossen Theiles der südafrikanischen Gebirge, häufig lebhaft an das Cap erinnert. Die kahle Grassteppe wird hier und da unterbrochen durch die Stämme von Cycadeen (Encephalartos caffra), welche die Höhen gruppenweise bekleiden. Es war dies das erste Mal, dass ich diese sonderbare Pflanzenform im Freien antraf; die schuppigen Stämme sind bei einer Höhe von 4—8' gegen einen Fuss dick und die Wedel dicht gedrängt, von mässiger Länge.

Ein anderes charakteristisches Merkmal afrikanischer Steppen trat nun ebenfalls mehr und mehr in den Vordergrund, nämlich die Ameisenhügel, deren Dome sich weit und breit aus dem Grase erhoben bei sehr wechselnder Grösse, doch gewöhnlich 2—3' hoch. Je nach der Ver-

mehrung der Einwohnerschaft wird die gemeinsame Burg um ein Quartier nach dem andern erweitert, welche wie Schollen der Aussenseite angefügt



Fig. 16. Termitenhügel der Colonie.

werden, in der Weise, dass das Ganze sich immer zu dem abgerundeten Kegel formirt.

Ein reiches thierisches Leben knüpft sich an diese Baue der Termiten: denn nicht allein den Erbauern selbst geben sie Schutz, sondern auch feindliche Schaaren wirklicher Ameisen erobern sich Theile dieser Burgen und man findet sie oft besetzt mit den fremden Eindringlingen, während die rechtmässigen Besitzer vielleicht in einen kleinen Raum zusammengedrängt sind. Verschiedene vierfüssige Thiere schlagen darin ihre Lagerstätte auf, indem sie vom Grunde aus die Kuppeln aushöhlen, wie das Aardvark (Orycteropus capensis Geoffr.), der Schakal (Canis mesomelas L.) und andere; ausserdem bergen sie eine ganze Anzahl ungebetener Gäste aus dem Reiche der Insekten, welche von den Ameisen leben, besonders mehrere Species von Carabicinen (Anthia guttata etc.) sowie einige Arten, die ihnen befreundet sind.

Drohend zogen sich die dunklen Gewitterwolken gegen Mittag um die felsigen Höhen des Windvogelberges zusammen, welchen ich am Nachmittag unter strömendem Regen erreichte, gerade zur rechten Zeit, um eine Kafferncavalcade am Horizonte verschwinden zu sehen. Auf mein Befragen wurde mir mitgetheilt, dass es der Kaffernhäuptling Hanta mit seinem Gefolge war, in dessen Gebiet ich nun eintrat. Schon früher hatte ich viel von diesem riesenhaften Kaffern gehört, welcher bei einer Grösse von mehr als 6 Fuss eine enorme Schulterbreite hat, und ich beschloss einen Tag zu opfern, um die Bekanntschaft auch dieses hohen Herrn zu machen. Bereitwilligst kam mir dabei ein Herr Thompson, als Civil-Commissioner in dem Bezirke angestellt, zu Hülfe und liess Hanta ersuchen,



Fig. 17. Hanta und sein Gefolge vor dem Hôtel zu Windvogelberg.

am Morgen des nächsten Tages nach dem Wirthshaus hinüber zu kommen. Er erschien denn auch unter Begleitung seines ersten Rathgebers Sanzini, und auf das Versprechen hin, sich durch eine Flasche Brandy stärken zu können, unterzog auch er sich der grossen Mühe, 12 Secunden still zu sitzen. Ich konnte bei diesem Häuptling deutlich die Familienähnlichkeit mit seinem Halbbruder Xoxo bemerken, dem ich, wie oben erwähnt, auf Robben-Island begegnet war, nur dass Hanta noch viel kolossaler ist als dieser. Ich kam mir fast wie Sisyphus vor, indem ich diese schwerfällige Masse hin und her wälzte, je nachdem es für meine Zwecke nothwendig war, da ich bei ihm, wie überhaupt meistens in Ermangelung eines anderen Verständnisses zu der handgreiflichen Methode meine Zuflucht nehmen musste. Er war in den letzten Kriegen der executive Theil, so zu sagen der Feldmarschall für Sandili, welcher sich selbst gern fern hielt von der Ausführung seiner eigenen Pläne.

Hanta's Minister, Sanzini, ist ein schönes Beispiel eines wohlgebildeten Kaffern; die Gesichtszüge sind regelmässig und durchaus nicht unedel, die Hände klein, die Finger schlank und zugespitzt, von echt aristokratischem Typus; mit vieler Würde trägt er seinen Elfenbeinring um den Arm und das Halsband von Leopardenzähnen, welche sich durch die dunkle braunrothe Farbe seiner Haut besonders gut abheben.

Nachdem ich den Tag über anhaltend thätig gewesen war, konnte ich mich am Abend in einer sehr interessanten Unterhaltung erholen, die ich mit dem erwähnten Magistrate Herrn Thompson hatte. Sein langer Aufenthalt in der Colonie, sowie seine amtliche Stellung machten ihn genau mit den Verhältnissen der Eingeborenen bekannt, deren Sprache er geläufig spricht, und er theilte mir bereitwilligst seine Erfahrungen mit. Wie fast Alle, welche Studien darüber gemacht haben, ist auch er der Ansicht, dass die Stämme der Kaffern vom Norden Afrika's nach ihren jetzigen Wohnsitzen vorgedrungen sind, wofür, abgesehen von ihrer Körperbeschaffenheit, auch ihre Sitten und Gebräuche sprechen. Hierher gehört die Sitte der Polygamie, die feierliche Begehung der Circumcisio, wobei der ganze Körper sonderbarer Weise weiss bemalt wird, und andere. Bei dem häufigen Wechsel der Wohnsitze, meist unter kriegerischen Verhältnissen, sind alle schriftlichen Documente bezüglich der Stämme, falls solche überhaupt vorhanden gewesen sind, verloren gegangen, so dass jetzt Nichts unter ihnen existirt, wie eine vage mündliche Ueberlieferung, welche sich in der Regel beschränkt auf die mit Blut in das Gedächtniss verzeichneten Namen der Häuptlinge. Der obengenannte Herr hat selbst vielfache

Nachforschungen über das Bestehen irgend welcher anderweitiger Ueberlieferungen angestellt, doch nur einmal ist es ihm gelungen einen Eingeborenen, Fingoe seines Stammes, aufzufinden, welcher behauptete, dass Aufzeichnungen früher vorhanden waren, dass diese aber in den Kriegen zerstört oder verloren gegangen sind. In die Intelligenz und Zuverlässigkeit dieses Fingoe setzte er ein grosses Vertrauen.

Man kann sich indessen schwer eine Vorstellung bilden über die Beschaffenheit der fraglichen Aufzeichnungen, da sich zur Zeit etwas dem Schreiben irgend wie Verwandtes nicht bei ihnen nachweisen lässt und es doch wiederum unwahrscheinlich ist, dass eine derartige Kunst, einmal erlernt, vollständig von dem Stamme vergessen werden könnte. Es ist erstaunlich, dass so wenig Denkmäler und Spuren der früheren Zeit vorhanden sind in einem Lande, welches zuverlässig zu den ältesten der Erde gehört. Ob das Menschengeschlecht in diesen Gegenden wirklich so verhältnissmässig jungen Datums ist, oder ob es in demselben Zustand für Hunderte von Jahren verharrt hat, ohne durch irgend etwas die Erinnerung an frühere Perioden den Nachkommen zu hinterlassen, ist schwer zu entscheiden. Nur soviel steht mit Sicherheit fest, dass ein verachteter, von allen Partheien gemisshandelter Volkstamm, die Buschmänner, die ältesten Einwohner dieses Theiles des Continentes waren, und dass sie also als die ursprünglichen Besitzer des Landes zu betrachten sind, welches jetzt durch die Europäer den Kaffern mit bewaffneter Hand abgerungen wird.

Alle diese östlichen Gebirgsgegenden waren vor dem Eindringen der Kaffern von den Buschmännern bewohnt, die Berge und Flüsse tragen vielfach noch heute ihrer (oder der Hottentotten-) Sprache angehörige Namen, und in den Höhlen und Felsklüften finden sich die Spuren ihrer einstigen Anwesenheit. Dieser interessante Volksstamm, welcher durch seine niedrige und unschöne körperliche Entwickelung allerdings stark an das Affengeschlecht erinnert und daher vielfach von Naturphilosophen herbeigezogen worden ist mit Hinweis auf eine mögliche Veredlung des Menschengeschlechtes aus niedrigen, den Quadrumanen zugehörigen Stufen, war wenigstens nicht in jeder Beziehung auf dem niedrigsten Standpunkte stehen geblieben. Der schwächliche Körperbau des Buschmannes, welcher ihn wenig geeignet machte, durch die Stärke des Armes den Feind zu bezwingen oder das Wild zu erlegen, welches er zu seinem Lebensunterhalte brauchte, wies ihn darauf hin, das Fehlende auf andere Weise zu ersetzen, und so fand er die geheimen Kräfte der Natur aus, um seine Pfeile zu vergiften. Von diesem Volke allein werden in Süd-Afrika

vergiftete Waffen geführt, und zwar ist das Gift der Pfeile eins der stärksten, welche bekannt sind; es tödtet selbst grössere Thiere in wenigen Stunden. Die Bereitung desselben wird geheim gehalten, doch stimmen die Autoren darin überein, dass der Hauptbestandtheil desselben Schlangengift sei; dies wird in bestimmter Weise angemacht mit dem Safte von Euphorbiaceen und einer Zwiebel, der Giftamaryllis (Haemanthus toxicarius), welche mehr klebrige wie giftige Eigenschaften besitzt und daher nicht den wesentlichen Stoff ausmachen kann. Die Ungefährlichkeit der letzten Substanz geht schon daraus hervor, dass die Buschleute denselben Saft zum Kitten ihrer Geschirre benutzen. Die Pfeile werden in kleinen Köchern aus Aloerinde getragen, oder sie stecken in gekreuzter Richtung in der Kopfbinde und bilden so, die Spitzen nach oben gekehrt, einen furchtbaren Kranz, aus dem der Jäger mit grosser Schnelligkeit seine tödtlichen Geschosse versenden kann. Doch nur gegen die Thiere des Feldes bedienten sich die Buschmänner dieser schrecklichen Waffen; es sind wenig Fälle bekannt, dringende Nothwehr abgerechnet, dass Europäer durch dieselben gefallen sind, viel häufiger aber Hottentotten-Hirten und andere Farbige, die sie tödteten, um sich in den Besitz der Heerden zu setzen. Was die Pfeile nicht erreichen, fangen sie in geschickt angelegten Fallen und Schlingen, wodurch es ihnen gelingt mehr Strausse in ihre Gewalt zu bekommen, als der Weisse jemals durch die Büchse oder auf schnellem Pferde zu erlangen vermocht hat.

Mit dem stärkeren Vordringen der Farmer wurde das Wild sparsam und wollte nicht mehr ausreichen für den Unterhalt des Stammes, wesshalb die Buschmänner sich vielfach mit dem Viehdiebstahl abgaben, ohne dass man ihnen begreiflich machen konnte, dass sie dabei irgend welches Unrecht begingen.

Ermüdet durch die ewigen Diebstähle, welche sie nicht zu hindern vermochten, und gereizt durch einige vereinzelte Unthaten, deren übertriebene Berichte wie ein Lauffeuer das Land durchflogen, betrachteten endlich die Boeren dies schwache Volk, dessen einzige Stärke in seiner List bestand, als vogelfrei. Die Landdroste schickten Commandos aus, mit den Befehlen beauftragt, die Unglücklichen in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und vollständig zu vertilgen. Solche Befehle wurden nicht nur gegeben, sondern, es ist schmachvoll genug, es fanden sich auch die Leute sie auszuführen. Die Berichte dieser Commandos sind ganz ähnlich den Schusslisten der europäischen Treibjagden, und der Landdrost notirte seine hundert Buschmänner mit derselben Befriedigung, wie ein Jagdgeber bei uns ebensoviel Füchse verzeichnet hätte.

Von allen Seiten angegriffen fielen die Widerstandslosen in die Hände der Henker, ohne Gnade wurden Männer, Weiber und Kinder niedergeschossen und bedeckten mit ihren Leibern den Boden, der ihnen von Rechtswegen gehörte. Wenige, die als verlassene Waisen im Felde gefunden, oder die durch irgend einen Zufall den Mördern entgangen waren und durch mitleidige Seelen aufgezogen wurden, pflanzten das Geschlecht fort in einzelnen Individuen, welche jetzt noch hier und da als Merkwürdigkeit zwischen der anderen Bevölkerung existiren. Ein kleiner Theil, bestehend aus einigen hundert Seelen, hat sich weiter westlich nach den spärlich bevölkerten Gegenden von Namaqualand gezogen und fristet dort ein kümmerliches Dasein, vielfach angefochten und zuweilen, von Verzweiflung getrieben, Gleiches mit Gleichem vergeltend.*)

An die Zeit des Vernichtungskrieges erinnert auch der Name des Ortes Windvogelberg, welcher von einem Häuptling der Buschmänner, Windvogel, herrühren soll, der, eingefangen von den Boeren, beim Lagern in dieser Gegend sein Entkommen in die Klüfte des Berges möglich machte.

Gekennzeichnet wird der Buschmann, abgesehen von seiner kleinen Figur, durch den unförmlichen Kopf, welcher auf dem Scheitel deprimirt und stark nach hinten verlängert erscheint; die Backenknochen sind weniger hervortretend wie beim Hottentotten, indem sich der Kopf in der Schläfengegend verbreitert und der Unterkieferwinkel stärker hervortritt; die Nase ist flach, der untere Theil des Gesichtes sehr stark hervorgezogen (prognathisch). Die grossen unförmlichen Ohren, sowie die kleinen, unstäten, tief in den Höhlen liegenden Augen tragen nicht dazu bei, die Schönheit dieser Leutchen zu erhöhen, und geben ihrem Gesicht den affenartigen Ausdruck.

Eine eigenthümliche Charaktereigenschaft derselben ist die ungewöhnliche Gabe der Nachahmung, welche sie besitzen und die nicht zu verwechseln ist mit der Nachahmungssucht des Affen, da sich dabei eine verständige Auffassung und lebhafte Phantasie, also rein menschliche Eigenschaften, bemerkbar machen. Nicht allein, dass sie mit ihrer biegsamen Stimme die Laute der Vögel täuschend wiederzugeben im Stande sind, dass sie die Bewegungen von bestimmten Personen, oder von gewissen Thieren auf das treffendste copiren, sondern sie haben sich viel

*) Gegenüber den unter dem Titel „Cape Records" veröffentlichten officiellen Berichten ist es unmöglich, den systematischen Vertilgungskrieg zu leugnen, wie es selbst Lichtenstein gethan hat.

mit der edlen Malerkunst beschäftigt. Ihre Felsgrotten und Höhlen sind bedeckt mit den geschickt ausgeführten Skizzen von Menschen und Thieren, welche richtiger aufgefasst und correcter gezeichnet sind als manche altägyptische und indische Malereien.

Ich hatte von dem Vorhandensein solcher Figuren in der Nähe des Windvogelberges gehört und liess mich die Mühe nicht verdriessen nach denselben zu suchen, wenn auch der Ort ausser meinem Wege lag. Key-Poort ist der Name desselben, womit die Stelle bezeichnet wird, an welcher der Key durch die Gebirgszüge bricht, um seinen Lauf zum Meere zu nehmen. Senkrechte Felswände, welche hier den Fluss einschliessen, zeigen zahlreiche Felsgrotten, die, wenn auch unzugänglich oder schwer zugänglich für den Europäer, doch einen bequemen Schlupfwinkel für den Höhlen bewohnenden Buschmann abgaben. Ich fand, nachdem ich einige Erkundigungen über die Lage eingezogen hatte, leicht den nächsten Boerplatz und forschte bei dem würdigen Baas nach dem Vorhandensein der Buschmann-„Schilderijen"; doch obgleich dieser den Ort wohl kannte und seit seiner Jugend passirte, hatte er nie etwas davon bemerkt. Schon einigermassen an die Dickfelligkeit solcher Herren gewöhnt, störte mich dies weiter nicht, und es wurde denn auch richtig durch einen intelligenten Kaffern festgestellt, dass allerdings derartige Figuren vorhanden seien. Er diente mir auch bereitwilligst als Führer nach dem nicht mehr weit entfernten Key-Poort, welcher sich nach Uebersteigung eines Hügels vor mir öffnete. Der vom anhaltenden Regen angeschwollene Key rollte seine schlammigen Fluthen durch einen engen Pass, und steil erhob sich am rechten Ufer die Felswand, nur einen schmalen Steg freilassend, welchen wir noch nicht weit gegangen waren, als der Führer Halt machte. Seinem ausgestreckten Finger mit den Augen folgend gewahrte ich in bedeutender Höhe über dem Wasser zwei Figuren an einem überhängenden Felsen, und obgleich der Ort anfänglich unzugänglich erschien, gelang es mir doch mit Hülfe meiner Kaffern hinauf zu kommen, so dass ich die Kunstwerke in grösster Nähe in Augenschein nehmen konnte. Sie stellten zwei Thiere dar, einen Ochsen und ein Eland (B. Oreas), 56,5 Centim und 28 Centim lang, von denen ersterer mit rother Ockerfarbe auf den hellen Sandstein gemalt war, während letzteres auf einem dunkel gefärbten Sandstein ausgekratzt wurde; beide Thiere waren in den grossen Verhältnissen correct gezeichnet und deutlich erkennbar, da die Unzugänglichkeit des Ortes wohl die Verderber fern gehalten hatte.

Weiter hinein in dem Pass erreichte ich einen zweiten Ort nahe dem Erdboden, welcher mit zahlreichen Figuren bedeckt war; doch hatten

hier andere Eingeborene später zeitweise ihr Lager aufgeschlagen, und ihre ungeschickten Hände versuchten mit den Kohlen des Lagerfeuers die Schildereien der vergangenen Bewohner nachzubilden, während andere wieder das Zerstörungswerk übten. Immerhin waren viele derselben noch deutlich genug, um erkannt und von den späteren Kritzeleien unterschieden zu werden. Es traten unter den Thieren auf die Gestalten des Strausses, Hundes, Pavianes, mehrerer Antilopen-Arten (Euchore, Oryx), des Quaggas und anderer. Besonderer Erwähnung verdienen zwei menschliche Figuren*), welche in schwarzer Farbe ausgeführt waren, etwa 17,8 Centim. hoch; die Figuren waren nackt bis auf einen Gürtel von Zackenstreifen um die Lenden, die ebenso wie eine bänderartige Verzierung am Kopf roth gemalt war; die eine in gehender Stellung hatte in der erhobenen Hand ein Instrument, welches seiner Gestalt und Grösse nach sehr täuschend einem zugemachten Sonnenschirm gleich sah, ebenfalls mit einem rothen Strich an der Seite verziert. Der Springbock sowie eine andere Antilope waren weiss gemalt, so dass also, abgesehen von dem Auskratzen vier Farben in Anwendung kamen: Schwarz, Weiss, Ocker und Roth**), ein Farbenschatz, der, wenn auch zu arm für einen Raphael, doch reich genug war für die Kunstwerke eines Buschmanns.

Ueber das Alter der Zeichnungen lässt sich schwer etwas bestimmen, da Zufälligkeiten auf das Aussehen derselben jedenfalls mehr Einfluss ausgeübt haben, wie ein Klima, welches wegen der in der Regel herrschenden Trockenheit wenig zerstörend einwirken konnte, zumal da die Figuren meistens an geschützten Stellen angebracht sind. Viele scheinen verhältnissmässig neuen Datums, da man häufig unter denselben Soldaten europäischer Bewaffnung und ähnliche Gegenstände sieht, welche anzeigen, dass die betreffenden Schildereien erst nach dem Eindringen der Europäer in das Land angefertigt wurden. Unter diesen kommen auch Pferde vor, welche unter Zeichnungen grösseren Alters nicht vorhanden sind, da diese Thiere unbekannt waren bis zu der Zeit, wo die Holländer das Cap in Besitz nahmen.

Die Frage wegen der Pferde ist von grossem Interesse; denn angenommen, dass die Eingeborenen des südlichen Afrika von dem Norden her eingewandert sind, so ist es schwer einzusehen, woher es kommt, dass sie keine Pferde mitbrachten, da dieselben doch so allgemeine Verbreitung

---

*) Die interessanten menschlichen Figuren versuchte ich durch Photographie zu copiren, doch der Versuch misslang wegen der Dunkelheit des Ortes.

**) An anderen Orten soll auch Grün vorkommen.



unter den Stämmen des nördlichen Afrika haben. Vermuthlich war das Pferd zu zart, um die mühsame Reise durch die Tropen und die Steppe, wo Mangel an Futter und Wasser noch heutzutage diese Thiere schnell dahinrafft, zu überstehen; manche Forscher beschuldigen die Tsetse als Urheberin dieser auffallenden Erscheinung. Die Tsetsefliege (Glossina morsitans) bewohnt ausgedehnte Districte längs der Flüsse des subtropischen Afrika, welche von den wandernden Horden passirt werden mussten; der Stich gilt als tödtlich für das Vieh, zumal für die Pferde, während Esel, Maulesel und Ziegen unempfänglich gegen das Gift sind, eine sonderbare Thatsache, welche noch nicht aufgeklärt ist. Die Pferde könnten allerdings diesem Insekt zum Opfer gefallen sein, doch ist zu bemerken, dass die Fliege auf bestimmte, meist schmale Streifen bildende Localitäten beschränkt erscheint. Bei gehöriger Ortskenntniss ist es also möglich, indem man das Vieh während der Nacht, wo das Insekt still sitzt, in scharfem Trabe hindurch treibt, der schädlichen Einwirkung zu entgehen. So erhalten die Reisenden in solchen Districten ihr Zugvieh noch heutigen Tages, und es ist nicht einzusehen, wesshalb dies in früherer Zeit nicht auch hätte geschehen können. Warum sollte ausserdem das doch ebenso für dies Gift empfängliche Rindvieh verschont geblieben sein?

Viel wahrscheinlicher ist es, dass die Pferdekrankheit, welche in den ungesunden Jahreszeiten im subtropischen Afrika ganz sicher den Tod dieser Thiere veranlasst, während Ochsen nicht davon befallen werden, die Ursache der auffallenden Erscheinung ist. Wie dem auch sei, so viel steht fest, dass die von den Holländern eingeführten Pferde in Süd-Afrika eben solches Staunen unter den Eingeborenen erregten als in Amerika, und es finden sich daher besonders in der Nähe des Cap unter den Buschmann-Zeichnungen vielfach die Figuren dieser Thiere, welche einen so tiefen Eindruck auf ihre Phantasie gemacht hatten. In Key-Poort, wie erwähnt, fehlten sie, und sie sind überhaupt in den östlichen Provinzen nicht so häufig, da hier das Zerstörungswerk unter den braunen Kindern der Wüste durch Kaffern und Europäer zugleich betrieben wurde und ihnen also nicht viel Musse blieb, Eigenthümlichkeiten der letzteren Nation aufzufassen und nachzubilden.

Nachdem die Gemäldegallerie der Buschmänner gehörig in Augenschein genommen worden war, wurde der Rückweg angetreten, und, bei der Cart angelangt, setzte ich meine Reise nach Queens-Town fort. Noch waren wir nicht weit gefahren, als die tägliche Regentaufe wieder in erquicklicher Stärke hereinbrach, und als ich an der Fuhrt des Key anlangte, zeigte sich der Fluss so angeschwollen, dass er nicht passirt

werden konnte. Endlich erreichte ich es, dass meine Cart in einem Boot übergesetzt wurde, während die Pferde durchschwammen, und für diese grosse Arbeit einer Viertelstunde musste 1 L. an den Besitzer des Bootes bezahlt werden.

Das Uebersetzen hatte mich so aufgehalten, dass der Tag sich schon neigte, als ich unter immer noch strömendem Regen meine Fahrt wieder begann. Die Wege verwandelten sich allmälig mehr und mehr in Ströme und, als die frühe Nacht hereinbrach, fand ich mich noch fern vom Ziele. Der Kutscher erklärte mit vieler Ruhe, er wüsste nicht mehr, wo er wäre und wirklich, abgesehen von der Cart selbst, die ich rings um mich fühlte, ging es mir nicht viel besser; die dichten Wolken machten die mondscheinlose Nacht nicht heller.

Endlich schimmerte uns als ein Hoffnungsstern ein freundliches Licht von Queens-Town her entgegen, und schon regte sich in mir die Freude über das in Aussicht stehende warme Abendessen im trockenen Zimmer, als plötzlich eine strömende, breite Wasserfläche das weitere Vordringen verhinderte. Wir näherten uns dem bei der Stadt vorbeifliessenden Arm des Key, und das hierher von allen Seiten sich sammelnde Wasser hatte den Weg vollständig überfluthet. Der kühne Rosselenker Jacob verweigerte das Weiterfahren, und da es Wahnsinn gewesen wäre, in der stockdunklen Nacht durch das Wasser zu fahren und den angeschwollenen Fluss zu passiren, so blieb mir Nichts übrig, als nass, wie ich war, im Felde zu campiren ohne Nahrung und Feuer.

Wohl und munter erwachte ich am Morgen, der trübe und regnerisch wie der vergangene Tag hereinbrach, doch schlechter war es den armen Pferden bekommen, wie sich in dem nun bald erreichten Queens-Town herausstellte.

Capitel VIII.

Queens-Town — Bloemfontein.

Siloh; klimatische Einflüsse; Regenzeiten; Buschman's Hoek; Burghersdorp; die Heuschrecken; Geierhorst; Thierleben; Colesberg; Buschmänner von Colesberg; erster Anblick der Bechuanen; afrikanische Mondscheinnächte; der Orange-River; die Grigna; Ansicht des Orange-Freistaates; Speisekarte im Felde; Boom-Plaats; Bethanien.

Ich gab den Thieren einen Tag Rast und brach am 1. Februar, wo die Sonne mich wieder einmal mit ihrem seltenen Besuch erfreute, auf nach der Missionsstation Siloh. Der Weg, welcher durch grasbewachsene

Ebenen führt, die nur hin und wieder mit einzelnen Mimosen bewachsen sind, ist doch nicht ohne Interesse durch die wechselnden Bergformen, welche den Horizont nach allen Seiten begränzen; besonders bemerkenswerth erschien mir eine Ansicht von der Mitte des Weges in der Richtung N. N. W., in welchem Bergprofil die Hang-Lip bei Queens-Town besonders in die Augen fällt. Zeitig am Nachmittag erreichte ich die Missionsanstalt, bestehend aus einer Anzahl niedriger, bescheidener Häuschen, rings um eine kleine Kirche gruppirt, an welchen Häuser-Complex sich die runden Hütten der Eingeborenen in ziemlicher Zahl anschliessen.

Ich ward von den Herren sehr freundlich aufgenommen, und mit ihrer Hülfe gelang es mir, einige interessante Specimina des Menschengeschlechts aufzufinden, die ich der Nachwelt als lehrreiche und ergötzliche Conterfeis zu überliefern gedenke. Am Abend wohnte ich einem religiösen Vortrag bei, gehalten für die farbige Bevölkerung von einem Kaffern, Mosuto seines Stammes; die Declamation, sowie das Feuer des Redners, der sich natürlich seiner Muttersprache bediente, liess nichts zu wünschen übrig, und es erschienen denn auch seine schwarzen und gelben Zuhörer sehr ergriffen.

Eigentlich müsste ich zur Bezeichnung der Farbenreihe noch weiss hinzufügen; denn es finden sich unter den Farbigen durch Vermischung mit Europäern alle Schattirungen bis zu einer Weisse, welche der einer spanischen Donna wenig nachgiebt. Die hierher gehörigen Mischlinge unterscheiden sich von rein europäischem Blut nur durch das Haar, welches zwar lang aber gekräuselt ist bei matter, etwas bläulicher Färbung; zuweilen nimmt die Gesichtsfarbe, wenn sie blass ist, einen eigenthümlichen aschgrauen Ton an.

Zufrieden mit meinem Erfolge verliess ich am 3. Siloh und fuhr nach Lesseyton bei erneutem Regen, der aus den tief und trübe hereinhängenden Wolken in feinen Tropfen herniederströmte. Noch bis auf den heutigen Tag kann ich nicht begreifen, warum ich, der gar kein so grosser Verehrer des Wassers ist, zu solchem perpetuellen Kaltwasserbade verurtheilt wurde; man kann in einer Kaltwasserheilanstalt nicht ärger tractirt werden. Ich wusste wohl, dass man hier gegen Mitte und Ende des Sommers häufige, heftige Gewitterregen hat, aber solche andauernde Landregen, wie sie mich fort und fort beglückten, wo der graue, gleichmässig überzogene Himmel sein erfrischendes Nass aus unerschöpfter Urne giesst, sind eigentlich etwas Unerhörtes für Süd-Afrika.

Besonders unangenehm wird das Wetter durch die gleichzeitige Schwüle, welche die Erschlaffung der organischen Faser zu einem sehr

hohen Grade steigert. Dies zeigt sich durch den schlechten Zustand, in welchem sich Brustleidende hier bei feuchtem Wetter befinden, im Unterschied von Europa, wo warme, feuchte Witterung eher reizmildernd einwirkt und der kalte, trockene Nord-Ost der hauptsächlich gefürchtete Wind ist. Der diesem entsprechende Süd-Ost des Cap hat trotz des Staubes, welchen er regelmässig mit sich bringt, nicht den störenden Einfluss auf die Brustleidenden, den man erwarten sollte; sie befinden sich bei dieser Witterung immer besser.

Im allgemeinen darf man aber das Cap nicht ohne Weiteres als einen zuträglichen Aufenthaltsort bei Brustaffectionen bezeichnen; wenn der Luftwechsel als solcher die Besserung nicht bewirkt, das Klima selbst hat auch mancherlei bedenkliche Schattenseiten. Wer einen gesunden, kräftigen Körper hat, der kann sich wohl ungestraft den Schädlichkeiten aussetzen, die dort unvermeidlich sind, wie plötzlicher, jäher Temperaturwechsel, Hitze und Staub in dem einen Theil des Jahres, übermässiger Regen in dem anderen; doch wer einen leidenden Körper hat, dürfte wohl sicherlich günstigere Gegenden zum Aufenthalt finden.

Der Ruf des gesunden Klimas beschränkt sich für die Colonie wesentlich auf das Fehlen schwerer Epidemien, abgesehen von den Pocken, welche zuweilen grassiren, und den in Malariagegenden herrschenden Sumpffiebern, die sich in ungesunden Jahren epidemisch über ihre gewöhnlichen Bezirke als sogenanntes „Low Fever“ der Engländer verbreiten. Die Fieberanfälle sind dabei meist unregelmässig und zuweilen sehr wenig ausgesprochen, die Mattigkeit und die sich mehr und mehr steigernde Entkräftung treten in den Vordergrund.

Rheumatismen, acut oder chronisch, sind stets sehr verbreitet und führen häufig zu Herzfehlern, aber auch andere Erkältungskrankheiten sind zahlreich. Besonders bemerkenswerth ist darunter ein Halsleiden, die Angina tonsillaris, welche Krankheit beim Wehen des Süd-West epidemisch zu werden pflegt. Die Capstädter fürchten diese Luftströmung, Kloofwind genannt, weil sie über die Kluft zwischen Tafelberg und Löwenkopf herabkommt, ganz besonders, und anfällige Personen wagen während dem Wehen desselben kaum das Haus zu verlassen. Er ist ganz im Gegensatz zu dem rauhen, aber gesunden Süd-Ost von milder, feuchter Beschaffenheit, stellt am Cap einen Regen bringenden Wind dar und tritt also im Winter häufiger auf als im Sommer.

Was die Zeit der herrschenden Regen anbetrifft, so nimmt man an, dass die Zitzikamma und die Karoo die Wetterscheide dafür abgiebt. Während im Natallande, dem Norden der Colonie und den Freistaaten,

die Gewitter des Sommers die Hauptregenzeit ausmachen, entsprechend unseren Augustregen, hat der Süden der Colonie und das Cap die meisten Regen im Winter. Die Regenmenge ist aber überhaupt eine sehr unbestimmte und ganz verschieden in den einzelnen Jahren; meist folgen sich eine Reihe trockener und feuchter Jahre in gewissen Perioden, welche häufig aus fünf zu bestehen scheinen. 1863 war dieser Theorie gemäss das letzte einer trockenen Periode, 1864 war ein sehr feuchtes Jahr, es sollten nun eigentlich noch vier ähnliche folgen, indessen litt das Land schon 1865 wieder bedeutend an Wassermangel. Das Beobachten einer Folge trockener Jahre hat wohl viel dazu beigetragen, der herrschenden Ansicht einer sich fort und fort steigernden Austrocknung Süd-Afrika's in weiteren Kreisen Anhänger zu verschaffen.

Dass nun das Land von einer feuchten Periode nicht mehr Nutzen zieht und der Pflanzenwuchs sich nicht kräftiger in einer solchen Zeit erhebt, hat grossentheils seinen Grund in dem Boden. Wenn Optimisten, wie ich deren Viele in Capstadt antraf, versichern, der Boden sei der beste und bedürfe nur Wasser, um Alles zu liefern, was man nur wünschen kann, so erleidet dies, wie ich jetzt aus eigener Anschauung weiss, sehr wesentliche Einschränkungen. Wo zerfallender Granit, Syenit oder Schiefer an den Abhängen der Berge reiches Material für den Pflanzenwuchs gewährt, ist der Boden gut genug, und bei hinreichendem Wasser dürfte er den Fleiss des Landmannes reichlich lohnen; doch der zerfallende Sandstein und Quarzit, wie er in der Colonie auftritt, ist ebenso unfruchtbar wie gewisse Mergelschichten, „Brackground“ genannt, welche weite Districte des Innern bedecken. Diese Mergel, von röthlicher Farbe mit geringem Salzgehalt, sind für Wasser so undurchdringlich, dass selbst nach dem anhaltendsten Regen das Wasser nicht mehr wie zolltief eindringt, und Nichts vermag auf demselben zu wachsen ausser Salicornien und ähnlichen Pflanzen. Viele Thonarten weichen zwar im Wasser auf, sie sind aber so fett und schwer, dass die Luft nicht hinreichend in dieselben eindringen kann, um eine üppige Vegetation zu ermöglichen, so dass grosse Strecken Landes vorhanden sind, welche nie reichen Anbau zu tragen vermögen.

Die Pessimisten, fussend auf diese Eigenthümlichkeiten, verachten das Land gänzlich und meinen, es sei gar Nichts nütze, welches Urtheil z. B. von dem Berichterstatter für die englische Regierung, Sir George Clarke, in Rücksicht auf die Freistaaten gefällt worden ist, die er bezeichnete als „a country not worth having“*); doch gehen auch diese zu

*) Ein Land nicht des Besitzens werth.

weit, da die Natur das allerdings stiefmütterlich ausgestattete Land nicht ganz hülflos gelassen hat. Sie hat ihm die Grassteppen gegeben und die niedrigen Büsche, welche selbst bei gänzlich fehlendem Grase eine gute Nahrung für Schaafe ausmachen und andauernder Trockenheit kräftigen Widerstand leisten; dieselben werden daher mehr geschätzt von dem kundigen Farmer als das vergängliche Gras, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird.

In der That, Schaafzucht bietet eine passende Verwerthung für weite Strecken Süd-Afrika's und wird sich gewiss immer weiter ausbreiten; denn wenn auch in trocknen Jahren die Schaafe zu Tausenden sterben, so entschädigt doch ein gutes Jahr den Züchter mehr als hinreichend für den Verlust.

Am 4. waren durch den beständigen Regen die meist thonigen Wege so erweicht, dass die Pferde sich ziemlich ermüdet zeigten, als sie die schwere Karre, deren Räder sich langsam, mit einem mahlenden Geräusch wie im tiefsten Sande, drehten, bis zu dem Gasthause bei Bushman's-Hoek gebracht hatten. Nie habe ich ein so ödes, unwirthliches Haus gesehen als dieses Hotel, welches gerade aufgegeben und von allen werthvollen Sachen bereits geräumt war: „In den öden Fensterhöhlen wohnte das Grauen", und dieses Gefühl erfasste mich mächtig, als ich in die Räume eintrat, deren Bewohner, sicher von Anfang an nicht besonders reinlichkeitsliebend, die letzte Zeit in Rücksicht auf das baldige Verlassen des Hauses geschwelgt hatten in dem Gedanken, Nichts mehr in Ordnung halten zu brauchen; „doch des Himmels Wolken schauten nicht hinein", und desshalb nahm ich vorlieb, bis der anbrechende Morgen die Möglichkeit gewährte, meinen Fuss weiter zu setzen.

Ich wollte an diesem Tage Burghersdorp erreichen, hätte aber die Hoffnung darauf wohl von vornherein aufgegeben, wenn ich wusste, wie schwer der Weg war. Der steile Pfad zieht sich in Windungen an den kahlen Bergen hinauf und bietet Aussichten in das wilde Thal, begränzt von schroffen Bergketten auf beiden Seiten und hinten in der Ferne ebenfalls durch Gebirge geschlossen. Feuchter Nebel, von dem scharfen, kalten Winde gepeitscht, umhüllte die Kuppen und zog in dichten Massen über die Landschaft, welche dadurch ihren afrikanischen Charakter fast vollständig verlor.

Wenige Stunden später erinnerte aber die plötzlich mit ihren stechendsten Strahlen durchbrechende Sonne wieder deutlich an den Continent, wo man sich befand, und erschöpfte die von den schlüpfrigen Wegen ermatteten Pferde vollständig, so dass ich nothgedrungen ausspannen

musste, als ich noch drei Stunden vom Ziele entfernt war. Ich gab ihnen die letzten Stunden des Tages Rast in der Hoffnung, bei Mondschein meine Fahrt fortsetzen zu können; doch kein Mond erschien, und als ich endlich nothgedrungen weiterfuhr, war es so dunkel, dass ich vor den Pferden hergehen musste, um den Weg zu suchen, bis wir endlich um 10 Uhr glücklich in Burghersdorp eintrafen.

Der Ort bietet wenig Bemerkenswerthes; er ist, wie die meisten dieser Flecken, nur ein Stapelplatz der verschiedenen Artikel, welche für den Binnenhandel gebraucht werden, und erhält sich durch die wenigen Kaufleute, welche diesen Handel betreiben. Ich benutzte den Rasttag, welchen ich den Pferden hier gewährte, zu einem Ausflug auf die benachbarten Berge, deren Formation mir interessant war durch das Auftreten eigenthümlicher Grünsteine und durch einige Insektenspecies, die sich auf den Aloen und einem Gnaphalinm mit zahlreichen gelben Blüthenköpfchen vergnügten. Das Insektensammeln, sonst eine Lieblingsbeschäftigung von mir, hatte seinen Reiz etwas verloren, seitdem die Insekten anfingen, im Innern der Häuser zahlreicher zu werden als ausserhalb, doch bei einiger Ausbeute erwachte der alte Eifer schnell von neuem.

Auch im Felde erschienen jetzt gewisse Insektenspecies, die wenig beliebt sind, nämlich die Heuschrecken, deren Schwärme ich hinter Burghersdorp zum ersten Male antraf. Bis dahin hatte ich wohl ab und zu Heuschrecken bemerkt von sehr mannigfacher Färbung und zuweilen ansehnlicher Grösse, hier trat nun aber eine bestimmte, mittelgrosse Species (Gryllus devastator Licht.), gelblich und röthlich-braun gezeichnet, in ganzen Armeen auf. Sie erschienen in dem flügellosen Stande, in welchem sie von den Holländern Voetgangers oder Rooibatje*) genannt werden, und bewegten sich in langen Colonnen marschirend durch die Dornengebüsche und über den Weg hin, in eiligen Sprüngen retirirend, sobald die Cart ihnen zu nahe kam. Eine bestimmte Richtung konnte ich nicht wahrnehmen, doch sollen sie meist der aufgehenden Sonne entgegen ziehen, wobei sie sich durch schmale Wassergräben nicht aufhalten lassen, wenn dass Wasser nur ruhig ist, sondern behende hindurchschwimmen. Am Abend rasten sie auf den Gesträuchen, welche dann so vollständig von ihnen bedeckt sind, dass kein Fleckchen Rinde, kein Blättchen zu sehen ist; wie eine dicke Kruste überzieht das Insekt jedes Aestchen, und alles Grün ist am Morgen verschwunden, wenn die ungebetenen Gäste abgereist sind.

*) Rothröcke; „rooi" steht im afrikanischen Dialekt für „roode".



Die Gegend öffnete sich, während ich auf Colesberg zu fuhr, mehr, und es trat eine Bergform auf, welche ich die nächsten Tage öfter zu beobachten Gelegenheit hatte; sie zeigt viel Aehnlichkeit mit den Kuppen der Sächsichen Schweiz, doch giebt der Wechsel der Schichten, welche den Gipfel ausmachen, der Form mehr Mannigfaltigkeit und einen eigenthümlichen Charakter. Wie Kronen stehen diese gebänderten Felskuppen auf der kegelförmigen, sanft ansteigenden Hauptmasse des Berges, indem die steil abfallenden Seiten zuweilen sogar überhängend werden. Senkrechte Klüfte zerspalten das Gestein und verwandeln die Schichten in Zinnen, deren Zwischenräume einen willkommenen Horst für Raubvögel abgeben. So traf ich am nächsten Tage (nachdem ich eine wüste Nacht in einem armseligen Farmhause auf einer Art Sopha zugebracht hatte) einen ausgedehnten Geierhorst in einer solchen Felswand an. Die ganze mächtige Wand war weiss übertüncht durch die regelmässige Thätigkeit der reinlichen Bewohner, und mit unablässigem, eintönigem Kreischen umschwebten die gewaltigen Vögel ihre gemeinschaftliche Wohnstätte, von welcher sie schaarenweise ausziehen, wenn es irgendwo etwas im Felde aufzuräumen giebt.

Weite, theils mit Gras, theils mit kleinen Büschen bewachsene Thäler durchfuhr ich nun, wo zwischen den Tafelbergen spitze sehr regelmässige Kuppen dioritischer Gesteine auftraten, welche sich zuweilen in Reihen, Querthäler bildend, durch die Längsthäler hindurchziehen. Die Flächen zeigten sich vielfach belebt von Korhaans (Otis afra L. Gm.), Paauws (Otis Kori Burch., und Otis caffra Licht.), Kaffer-Kranichen (Grus caffer s. Ardea paradisea Licht) und schwarzen Ibis (Geronticus calvus Lath.), wilde Kalkoen genannt; meine Schrote erwiesen sich aber oft zu schwach, um bei der ziemlichen Entfernung, welche sie einhielten, ihnen Schaden zu thun. Von vierfüssigen Thieren trat nur ein zu den Eichhörnchen gehöriges Thier zahlreich auf, Mierkat (Sciurus setosus L.), welches öfters behende über den Weg schlüpfte und, bei seinem Erdloche angelangt, sich neugierig aufrichtete, um nach der Cart hinüberzublicken.

Nach einem guten Nachtquartier bei einem holländischen Farmer, Namens S....n, machte ich mich auf, um das letzte Stück des Weges zurückzulegen. Die Scenerie zeigte mehr und mehr den Charakter des innern Afrika, und die zierlichen Bewohner der Steppe, die Antilopen, liessen sich nun zu meiner Freude im Felde blicken. Bald am Morgen dieses Tages traf ich einen Trupp Springböcke (Gazella Euchore Gray), auf die ich mich anzuschleichen suchte. Obgleich ich nicht näher wie 350 Schritt herankam, konnte ich mich doch nicht enthalten ihnen eine

begrüssende Kugel zuzusenden, welche mir wenigstens das Vergnügen verschaffte zu sehen, wie die von dem Schuss erschreckten Thiere in weiten, graziösen Sprüngen dahineilten, indem sie die in der Ruhe gefalteten, langen, weissen Haare des Rückens fächerförmig ausbreiteten.

Auch geflügelte Steppenbewohner zeigten sich an diesem Morgen, welche ich früher nicht bemerkt hatte, nämlich die Flughühner (Pterocles tachypetes Tem.), hier zu Lande Namaqua-Partrys, genannt, wovon ich die ersten am Wege nach Colesberg schoss.

Gegen Mittag erblickte ich den Coleskop in der Ferne, und einige Stunden später durchfuhr der Wagen die Dioritkuppen, welche zahlreichen, riesigen Maulwurfshaufen vergleichbar, rings um Colesberg stehen und der Umgegend einen rauhen, gebirgigen Charakter verleihen. Der Diorit ist von blaugrauer, granitähnlicher Färbung und variirt sehr stark von grobkörnigen Formen bis zu den feinsten herunter. Höchst auffallend ist die quaderförmige Absonderung desselben, welche zuweilen täuschend das Aussehen der geschichteten Gesteine annimmt. Mächtige Grünsteinadern durchziehen den Diorit in verschiedenen Richtungen, deren zu Tage tretende Theile sich schon in der Ferne bemerkbar machen, indem die Blöcke beim Zerfall des einschliessenden Gesteines stehen geblieben sind und nun durch die regelmässige Stellung gewaltigen, von Cyclopen errichteten Mauern gleichen.

Inmitten der Kuppen liegt Colesberg, wo ich alte Bekannte vom „Saxon“ her vorfand, Mr. G.... e und I.... m, die mich freundlich empfingen, wenn auch die Beschränktheit des Raumes mich nöthigte, meine Karre zu meinem Hause zu machen.

Das Hotel des Ortes zeigte sich so zahlreich besetzt mit sechsbeinigen Gästen, dass mir in Erinnerung an die nächtlichen Schrecken in Mossel-Bay ein Schauder über den Leib lief, und ich diese Höhle des Grauens eiligst floh. Ich hatte mich jetzt schon an das Schlafen in der Cart gewöhnt, und wenn die täglich fallenden, schweren Regen auch hier und da ihren Weg ins Innere fanden, so war es dafür wieder angenehm frisch und kühl.

Zwei Tage gedachte ich hier meinen ermüdeten Pferden Rast zu gewähren und dann sofort nach Bloemfontein aufzubrechen, aber es zeigte sich, dass ich wieder einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte, da ich bald am nächsten Tage die angenehme Nachricht erhielt, der Orange-Fluss oder Groote-Rivier, wie die Afrikaner ihn nennen, sei so angeschwollen, dass man an ein Passiren desselben nicht denken könne. Zwar war es mir nicht lieb, aufs neue einen Aufenthalt zu erfahren; da

ich aber Nichts daran ändern konnte, suchte ich wenigstens meine Zeit so gut als möglich zu benutzen und kramte meine photographischen Apparate aus. Was mich dazu bestimmte, war hauptsächlich der unerwartete Fund eines wirklichen Buschmannes, welcher, durch die Missionäre in den Zeiten der Vernichtung erhalten, hier in Colesberg als Bettler lebte. Die ärmlichen Lumpen der Civilisation vermochten in diesem von Alter und Elend eingeschrumpften Männchen kaum den Eindruck des ihm von der Natur verliehenen affenartigen Aussehens einigermassen zu mildern. Wie blödsinnig starrte er vor sich hin, als ich ihn photographirte, ohne eine Idee über das zu haben, was vorging, und ohne sich darum im geringsten zu bekümmern.

Ich war jetzt auch der Grenze des Bechuanengebietes (sprich: Betschuanen) nahe, und zahlreiche, stattliche Bursche, diesem Volke zugehörig, durchzogen die Strassen, ein interessanter Anblick für mich durch die neue, abweichende Bildung. Die Bechuanen, den Kaffern nahe verwandt, unterscheiden sich von ihnen durch die im Durchschnitt niedrigere Statur und weniger kräftige Entwickelung des Körpers; die Gesichtsbildung ist regelmässig und zuweilen nicht unedel, der Ausdruck ist milder und sanfter. Sie sind biegsamer und daher bildungsfähiger wie die eigentlichen Kaffern, welche, selbst für Jahre unter den Weissen lebend, niemals den ihnen eigenthümlichen Hang zur Unabhängigkeit aufgeben und oft sehr schnell den leichten Firniss der Civilisation wieder abstreifen, sobald sie die Möglichkeit sehen, als unabhängige Männer in der Wildniss zu leben.

Hier tritt die Frage auf über den etwaigen Einfluss der Wohnsitze auf die Entwickelung und Ausbildung des Körpers, wodurch allein viele Forscher versucht haben die Verschiedenheit der Stämme, welche im allgemeinen eine gewisse Verwandtschaft zeigen, zu erklären. Obgleich dieser Anschauungsweise im Princip gar nicht entgegen, muss ich doch nach dem, was man sieht, behaupten, dass die Bedeutung des klimatischen Einflusses und der Lebensweise übertrieben wird.

Gerade die südafrikanischen Stämme haben scheinbar ein glänzendes Beispiel dafür abgegeben, da die Bewohner des östlichen, gebirgigen und wasserreichen Landstriches sich als die stärksten und kriegerischsten zeigen, während die mehr im Innern lebenden, wo das Land weniger fruchtbar und stellenweise sehr wasserarm ist, schwächer und sanfter sind. Auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung stehen die armen Bewohner der Kalahari-Wüste, Bakalahari oder Balala (die Armen) genannt,

die zu den Bechuanenstämmen zählen, und die wenigen Buschmänner, welche in diesen traurigen Landstrecken umherziehen.

Auf diese Thatsache fussend, folgern Livingstone und Andere, dass die Kaffernstämme ihre starke, körperliche Entwickelung dem reichen, fruchtbaren Lande verdanken, welches sie bewohnen, während die Ungunst der Wohnsitze die Bakalahari und Buschmänner verkümmern liess; es scheint aber wahrscheinlicher in Rücksicht auf die Geschichte Süd-Afrika's, dass die Kaffern den besten Theil des Landes inne haben, weil sie von Anfang an die Stärksten unter den Stämmen waren. Wenn man sieht, wie noch bis zum heutigen Tage ein Stamm den andern drängt und vorwärts schiebt, wie ein ewiger Kampf um die Wohnplätze stattfindet, um fruchtbarere, wasserreichere zu erlangen, so muss man annehmen, dass die kriegerischen Kaffern das Land besetzten, welches ihnen am besten zusagte, und die schwächeren Volksstämme in die öden, wüsten Theile des Continentes zurückgedrängt haben, deren Besitz ihren Neid nicht erregte.

Nach den Ueberlieferungen, sowie den Ueberresten der Bevölkerung zu schliessen, waren die Buschmänner, welche die Gebirge im Tamboukilande und um Colesberg bewohnten, nicht kräftiger entwickelt als die armseligen Bewohner der Kalahari, welche ihr Leben unter tausend Entbehrungen auf kümmerliche Weise fristen. Im Gegentheil erhebt sich die Statur bei den letzteren trotz der Unfruchtbarkeit und Oede des Landes; können sie doch in der Wüste am ungestörtesten ihren eigenthümlichen Neigungen, besonders dem unbezähmbaren Hange nach Freiheit folgen und sich über gränzenlose Flächen nach Belieben ausdehnen.

Die natürlichen Anlagen und Neigungen eines Stammes bestimmen die Lebensweise desselben, und aus dieser wieder folgt mittelbar die Entwickelung des Körpers, soweit sie nicht schon in der Anlage begründet war. Der Typus wird jedenfalls nicht schnell durch die Beschaffenheit des Landes verändert, und es ist besonders für Süd-Afrika unstatthaft, eine bedeutende derartige Veränderung anzunehmen, da die Stämme ihre Wohnsitze wahrscheinlich gar nicht seit sehr langer Zeit inne haben.

Schnell vergingen mir unter eifriger Thätigkeit die Tage, welche ich in Colesberg zurückgehalten wurde, so dass ich es nicht sehr schmerzlich empfand, wenn mir jeden Morgen die Nachricht gebracht wurde, der Oranje-Rivier sei über Nacht immer noch gestiegen; der Fluss erreichte am 14. und 15. eine Höhe, wie er sie seit dem Jahre 1840 nicht gehabt hatte, und man sprach von einer Breite gegen 1000 Schritt, was zwar als Uebertreibung bezeichnet wurde, aber zuverlässige Leute schätzten die

Breite auch auf 600 Schritt. Eine solche Wasserfläche ist in Afrika etwas Seltenes und zumal an dem der Quelle noch nahen Theile des Flusses, welcher hier im Jahre 1863 so niedrig gewesen ist, dass man ihn trockenen Fusses passiren konnte.

Die Zeit, wo ich nicht beschäftigt war, verwandte ich zu Spaziergängen mit meinen liebenswürdigen Wirthen, oder einem jungen Arzt, Namens R..d, der erst kürzlich nach Beendigung der Studien aus Europa in seinen Geburtsort zurückgekehrt war.

Wunderbar kühl und angenehm lagert sich in diesen Breiten die Nacht auf der Gegend, wenn die Gewitter vorüber sind; manchen Abend habe ich in Colesberg verbracht, wo der prächtige Mond sich allmälig Bahn brach durch das dichte Gewölk und mit seinem Schein das Leuchten der Blitze bekämpfte, welche rings am Horizont aus den fortgezogenen Gewittern aufflammten. Von geschützter Stelle zwischen den schroffen Felskuppen erglänzte dann wohl hier und da das Feuer eines Kaffernkraales, und die einförmigen, melancholischen Töne des Gubo drangen zu uns herüber als Begleitung eines Gesanges, der jedenfalls mit mehr Pathos und Würde wie musikalischem Gehör vorgetragen wurde. Oder es ertönte das eigenthümliche Geräusch, welches die Kaffern wie die Hottentotten beim Tanzen hervorbringen und wovon die Letzteren ihren Namen erhalten haben sollen; sie geben durch tiefe, summende Laute, sowie durch das Anschlagen der Füsse, den Takt an und verstärken dadurch zugleich die schwache Musik, während sie sich langsam mit wilden, gesticulirenden Bewegungen um das Feuer bewegen. Scheinbar drohend näherten sie sich mir, in einer Reihe vorschreitend, als ich heran getreten war, um ihr wildes Treiben zu beobachten, aber plötzlich machten sie Kehrt und liefen zum Feuer zurück, um dasselbe Spiel aufs neue zu beginnen.

Auch beim Tanzen singen sie von Zeit zu Zeit und führen auf diese Art ihre musikalische Abendunterhaltung bis in die tiefe Nacht ohne jeden Wechsel fort, ein zwar nicht übermässig mannigfaltiges Vergnügen, aber immerhin nicht viel weniger unterhaltend wie so mancher aesthetische Thee in Europa.

Sonntag den 14. Febr. hatten wir wieder einen schönen, klaren Tag, doch erschienen im Laufe des Vormittags anstatt der Gewitterwolken lebendige Wolken von Heuschrecken, welche von dem leichten Winde getrieben über den Ort zogen. Grosse Schaaren senkten sich herab und erfüllten die Luft in den Strassen, durch die weissen, bläulich durchscheinenden Flügel grossen Schneeflocken vergleichbar: Die Voet-

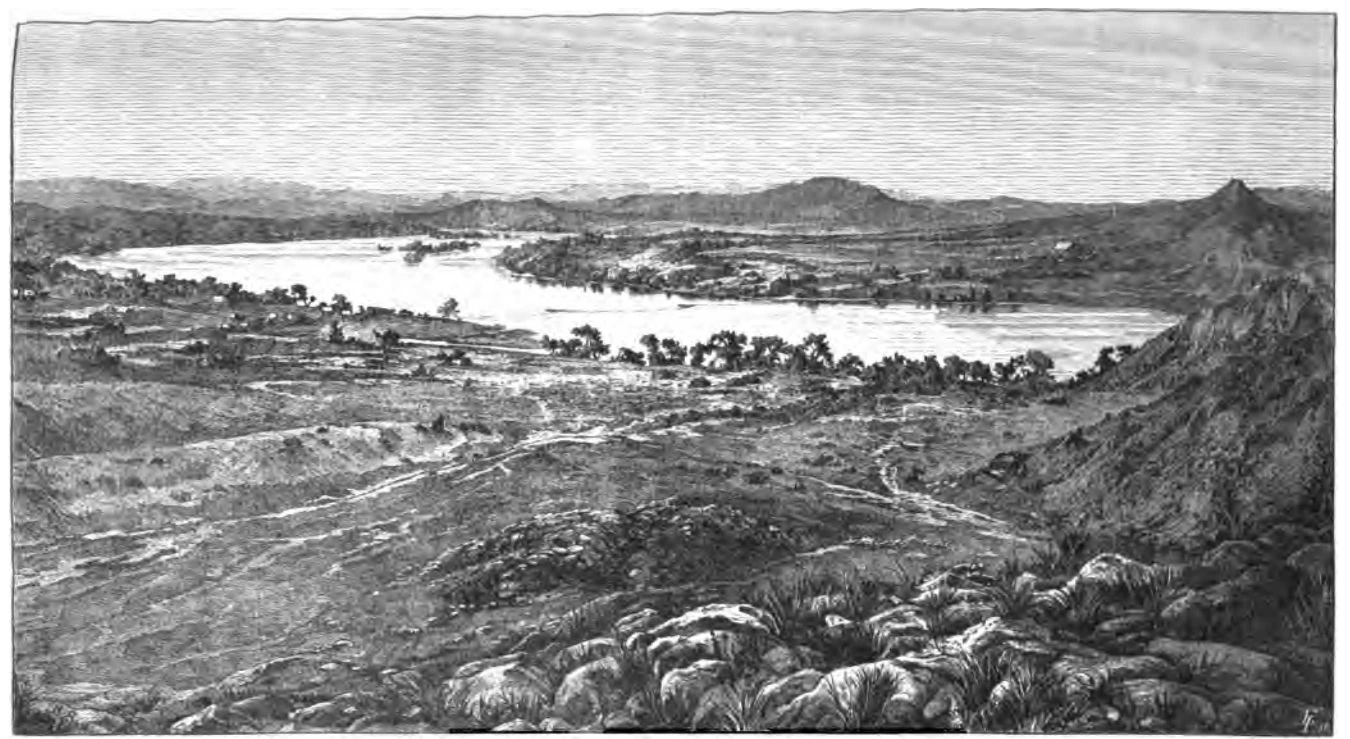


Fig. 18. Der Groote-Rivier bei Rose's Pont von der colonialen Seite gesehen.

gangers waren zu Springhaanen geworden und begannen ihre weiteren Reisen, in diesem Falle in ziemlich östlicher Richtung.

Am 17. endlich, hörte ich, sollte die Fähre über den Orange River wieder arbeiten, und ich machte mich daher zeitig am Morgen auf, um, wenn ich den Fluss passirt hätte, noch bis Philipolis zu fahren. Bald lagen die Felskuppen von Colesberg hinter mir, und nach zwei Stunden rollte die Cart den Abhang hinab, welcher das Bette des Flusses begränzt. Eingeengt durch die dicht zusammentretenden Berge wälzte der Groote-Rivier schäumend seine mächtigen Fluthen durch den Pass und breitete sich dann majestätisch zu einer Fläche aus, welche auch jetzt noch, wo das Wasser bereits gefallen war, einen gewaltigen Eindruck machte. Eben wurde der erste Transportwagen übergesetzt, nachdem eine leichte Cart die gefährliche Probe über die Haltbarkeit des neuen Seiles glücklich bestanden hatte, aber Dutzende von Fuhrwerken der verschiedensten Art, Mengen von Reitern und Vieh lagen auf beiden Seiten, sehnlichst verlangend nach wochenlangem Warten endlich das andere Ufer zu gewinnen. Auf mein Befragen erhielt ich die tröstliche Versicherung, dass vielleicht schon am Abend des nächsten Tages die Reihe an mich kommen würde, übergesetzt zu werden, wesshalb ich ohne Zögern ausspannte, um zunächst mit Ruhe das Terrain zu recognosciren. Es gelang mir einen Farmer von Bloemfontein, dessen Wagen schon an diesem Tage passiren sollte, für mein Vorwärtskommen zu interessiren, und durch seine Vermittelung, sowie Bezahlung eines halben £ extra, erhielt ich das Versprechen, gegen Abend mit ihm zusammen übergesetzt zu werden.

Der Himmel umwölkte sich wieder, und feiner, durchdringender Regen wurde vom Winde dahergepeitscht, während mit afrikanischer Langsamkeit ein Wagen nach dem andern das jenseitige Ufer erreichte. Die dunkle Nacht lagerte sich auf das Wasser, und immer noch wartete ich vergeblich auf Erlösung, da gewahrte ich, dass die Fähre nur mit Vieh besetzt wurde, und schnell entschlossen, liess ich meinen Jacob durch das Chaos von Wagen, Thieren und Menschen hindurchfahren auf die Fähre, indem ich durch entschiedenes Auftreten die Einsprachen gegen die Rechtmässigkeit meines Vorgehens glücklich beseitigte. Das unsichere Fahrzeug, beladen mit noch einer Cart, einem Gespann von 12 Ochsen und einer Menge Menschen, welche zum Abend nach dem Hotel hinüberwollten, setzte sich endlich in Bewegung und hatte etwa die Mitte des Flusses erreicht, als die Ochsen, unruhig geworden, nach dem dicht an sie gedrängten Gespann stiessen, so dass die Spitzpferde sich bäumten und, auf dem schlammigen Boden der Fähre ausgleitend, auf die Deichsel-

pferde zurückfielen. Ein Augenblick unbeschreiblicher Verwirrung und banger Erwartung folgte, Menschen und Thiere schrieen durch einander, und schon glaubte ich die rückwärts rollende Cart im Wasser verschwinden zu sehen, als noch zu rechter Zeit die Nächststehenden durch Eingreifen in die Speichen dieselbe aufhielten, während es mir gelang die im Geschirr verwickelten Pferde loszumachen. Glücklich erreichte ich das Ufer, als der Letzte, welcher an diesem Tage übergesetzt wurde, und da es bereits 9 Uhr war, so blieb mir Nichts übrig, als in dem Hotel am anderen Ufer zu übernachten.

Am nächsten Morgen erst gelangte ich nach Philipolis, bekannt als die frühere Hauptstation der Griqua, welche hier noch vor wenigen Jahren unter ihrem Häuptling Adam Kok residirten. Jetzt hat ein Austausch des Landes stattgefunden, und die Griqua sind weiter nach Osten in den Theil gezogen, welcher als Nomansland bezeichnet wird; doch bezeigen sie sich mit dem Tausche unzufrieden, die neuen Wohnsitze sollen keinen hinreichenden Unterhalt gewähren, und sie wünschen daher ihr früheres Land zurück.

Dieser eigenthümliche Volksstamm besteht wesentlich aus Mischlingen von Colonisten und Eingeborenen, welche sich aus der Colonie an den Gränzen zusammengezogen haben.

Die Geschichte ihrer Entstehung ist etwas verwickelt, da die Griqua ursprünglich einen Hottentottenkraal darstellten, welcher zur Zeit der europäischen Einwanderung in der Nähe des Cap wohnte.

Schon in den ersten Berichten, welche der Gründer der Colonie, van Riebeck nach Holland sandte, wird ihrer unter den verschiedenen Stämmen der Nachbarschaft als eines besonders zahlreichen Erwähnung gethan, also zu einer Zeit, wo noch keine Mischlinge existirten.*)

Frühzeitig aus ihren Wohnsitzen durch die Europäer verdrängt, zogen sie weiter nach dem Innern und nahmen auf ihrer Wanderschaft, um sich zu verstärken, manche fremde Elemente in sich auf, besonders von dem Stamme der Buschmänner, wesshalb sie von Vielen als ein Mischlingstamm mit diesen bezeichnet werden. Auch Bastarde von Europäern und deren Abkömmlinge, von denen sich Viele obdachlos umhertreiben, gesellten sich zu ihnen und übten so grossen Einfluss auf den Stamm aus, dass sie sogar den ursprünglichen Namen aufgaben und fernerhin unter der Bezeichnung „Bastaards“ bekannt waren. Diese Banden wurden nun durch Adam Kok, einen freigelassenen Mozambique-

*) Cape Records pag. 34.

neger, zu einer gewissen politischen Bedeutung erhoben und nahmen durch Volksbeschluss den ursprünglichen Namen des in ihnen aufgegangenen Hottentottenstammes wieder an, da die Bezeichnung Bastaards den Missionären, die dabei die Hand im Spiele hatten, despectirlich erschien.

Die echten Griqua haben meist die Körperbildung wie die Mischlinge der Hottentotten und Buschmänner, sie sind durchschnittlich klein, gelblichbraun, haben kurzes wolliges Haar und breite vorstehende Backenknochen. Ihre Ueberlegenheit über die anderen Stämme verdankten sie nur der frühen Bekanntschaft mit den Europäern und der Unterstützung durch die Missionäre, welche ihnen zu Theil ward.

Die Bastarde von Colonisten und Eingeborenen unterscheiden sich deutlich von den ursprünglichen Griqua. Sie sind meist von ansehnlicher Grösse, kräftigem Körperbau und haben ziemlich langes, gekräuseltes Haar; der Schnitt des Gesichtes ist mehr oder weniger europäisch, die Farbe entweder dunkel, oft auffallend tief, oder durch Hottentottenblut fahl und aschfarbig.

Wer von den Farbigen irgend auf weisses Blut Anspruch machen kann, nennt sich mit Stolz einen „Bastaard“, was die richtige Benennung ist, und würde sich durch die Bezeichnung „Griqua“ wenig geehrt fühlen. Es lässt sich nicht leugnen, dass dennoch im gewöhnlichen Sprachgebrauch besonders von Engländern die Bastarde häufig als Griqua bezeichnet werden. Da dies aber geschieht unter Protest der betreffenden Individuen, muss man eine solche Benennung als unrichtig betrachten.

In Philipolis traf ich das letzte Gasthaus auf meinem Wege nach Bloemfontein und war nun wieder auf meine Cart angewiesen, wenn sich nicht Gelegenheit darbot bei Farmern zu übernachten; ich zog das Erstere trotz der Ungunst des Wetters vor und setzte am nächsten Morgen meinen Weg fort.

Rudel von Springböcken und Blessböcken (Damalis albifrons Gray) belebten die Gegend, doch mieden sie scheu die Nähe der vielbefahrenen Strasse, so dass ich dieselben nur von der Ferne beobachten konnte; sie zogen sich aufmerksam umheräugend an den niedrigen Rücken hin, welche die weiten Flächen durchkreuzen, fast verdeckt von dem üppigen, hohen Grase. Kaum vermochte eine andere Pflanze diesen mächtigen Graswuchs zu durchbrechen, nur der Weg zeigte sich geziert mit Blumen, unter welchen besonders die zartgefärbten Blüthen eines Hybiscus (H. trionum) in die Augen fielen. Aus den wogenden Grassteppen ragen die Berge wie Maulwurfshaufen hier und da am Horizont auf und unter-

brechen wenigstens etwas die weite, ermüdende Fläche. Auf den Höhen wachsen Karree- (Rhus viminalis) und wilde Oliven-Bäume (Olea verrucosa); stellenweise erheben sich einige Mimosen zwischen dem Gestrüppe oder ein anderer Baum mit schlankem Stamm und buschiger Blätterkrone (Cussonia spicata).



Fig. 19. Baumparthie am Bloemfonteiner Berge (Cussonia spicata).

In der Ebene selbst zeigt sich kein Baum, kein Strauch, ausser an den Stellen, wo der fleissige Farmer durch Ueberrieseln des Bodens günstigere Bedingungen für das Wachsthum erzeugt hat. Dort wachsen dann üppige Trauerweiden (Salix gariepensis) und Obstbäume, schon von grosser Ferne die Annäherung an eine Farm anzeigend. Diese Bäume gewähren dem Pfleger Schatten und Nahrung, so lange er an dem Platze weilt, doch sobald er ihn verlässt und weiter zieht, sterben auch diese Anpflanzungen aus, ein deutliches Zeichen, dass die klimatischen Verhältnisse des Landes ohne besondere Pflege keinen Baumwuchs aufkommen lassen.

Indessen wird das Auge nur selten durch den Anblick freundlicher Wohnhäuser erfreut; die Gegend ist sehr spärlich bevölkert, und man ist beim Reisen im Freistaate ganz auf sich selbst angewiesen. Ich hatte mich daher auch einigermassen verproviantirt, doch der nur geringe Raum, welcher für meinen Comfort übrig geblieben war, erlaubte keinen

grossen Luxus. Die Speisekarte war in dieser Zeit eine sehr einfache: Zum Frühstück gab es Butterbrod, hinuntergespült mit Brandy und Wasser, wenn nicht ein auf der Höhe der Civilisation stehender Farmer mich mit einer Tasse Café beglückte; Mittags dagegen wurden meist drei Gänge gereicht: 1) Fisch, d. h. einige Sardinen in Oel, 2) Braten, nämlich etwas kaltes Geflügel, von der Jagdbeute herrührend, oder wenn St. Hubertus nicht günstig gewesen war, Biltong*) mit Butter und Brod, 3) zum Nachtisch einige trockene Biscuits, wiederum mit Brandy und Wasser befeuchtet. War die Kost auch nicht sehr üppig, so mundete sie doch in der frischen Luft vortrefflich, und man lief nicht Gefahr sich den Magen zu überladen. Als ich Europa verliess, war ich ein entschiedener Gegner des Brandy und erachtete ihn für besonders gefährlich; aber seitdem ich gezwungen wurde Wasser zu trinken, welches soviel Schlammtheile enthielt, dass man einen Frosch im Becher nicht bemerkt hätte, fand ich diesen Stoff, dem Wasser in mässigen Quantitäten zugesetzt, entschieden vortheilhaft und jedenfalls dem Wein vorzuziehen.

Gegen 11 Uhr Mittags erreichte ich Boom-Plaats am Kromme-Elbok und fand den Fluss so angeschwollen, dass an ein Passiren desselben nicht zu denken war, wesshalb ich ausspannte und mein Bivouak etablirte in der Hoffnung, der Fluss würde am Nachmittag fallen. „Doch es strömet unendlicher Regen herab, von den Bergen stürzen die Quellen, und die Bäche, wie Ströme sie schwellen.“ —

Mit sehr zweifelhaften Gefühlen sah ich, wie der Fluss am Nachmittag durch den beständig niederfliessenden Regen immer höher stieg und endlich seine Ufer ganz zu überfluthen drohte. Die Situation fing an, etwas unbehaglich zu werden, und ich befahl daher meinem Jacob, der jetzt seine Künste als Koch zeigen sollte, Feuer anzuzünden. Unter den obwaltenden Verhältnissen wäre dies gewiss nicht mehr wie ein frommer Wunsch für die meisten Europäer gewesen, da der Himmel immer noch sein erfrischendes Nass ergoss und Alles damit durchtränkte. Holz war natürlich nicht vorhanden, und es musste demgemäss mit nassem kürzlich vom Fluss angeschwemmtem Röhricht auf nassem Grunde Feuer angemacht werden. Der Afrikaner löste dies Problem: Stückchen Papier mit Pulver eingerieben dienten als Zunder, mit Hülfe dessen einige trockenere Stengel zum Brennen gebracht wurden; sorgsam hegte er die schwache Flamme und fachte sie durch eingestreuten Talg wieder aufs neue an, wenn sie zu verlöschen drohte, bis das Feuer hinlängliche Kraft

*) Biltong: rohes, an der Luft getrocknetes Fleisch.

gewonnen hatte, das nasse Röhricht zu trocknen und sich so selbst Nahrung zu verschaffen. War die Flamme auch nur spärlich, so reichte sie doch aus, um etwas Thee zu kochen, wodurch die Gemüthlichkeit schon bedeutend erhöht wurde.

Ganz zufrieden gestellt legte ich mich am Abend in der Cart schlafen, doch am Morgen wurde mein Gesicht gewiss um einen Zoll länger, als es sich zeigte, dass der Fluss höher war, wie je zuvor. Zwar war schon Alles von dem Regen durchweicht, Instrumente und Gewehre mit dichtem Rost überzogen, aber von jeher ein Feind des Umkehrens, beschloss ich am Platze, wo ich war, dem Regen Stand zu halten, bis Jupiter pluvius günstiger gestimmt wäre.

Ein unglücklicher Hase, den sein schwarzes Geschick am vergangenen Tage vor mein Rohr geführt hatte, wurde am wieder entzündeten Feuer gekocht und machte unser Mittagsmahl aus. Der spärliche Proviant ging nun aber auf die Neige, und vergeblich trotzte ich der Alles durchdringenden himmlischen Feuchtigkeit, um etwas Wild zu erlegen: Das Gewehr war ebenso unter Wasser gesetzt wie ich selbst und versagte mit vieler Hartnäckigkeit, als sich einige Hasen auf den felsigen Höhen blicken liesen; Perlhühner, welche sich im Gestrüpp am Flusse aufhielten, waren nicht aufzufinden, wenn ich mit dem Gewehr erschien, und entgingen ebenfalls meinen Nachstellungen, so dass ich ohne Jagdbeute, aber wohl durchgeweicht zu meinem Lagerplatz zurückkehrte.

Der Ort, wo ich mich damals befand, ist übrigens ein berühmter: die felsigen Höhen haben schon Menschenblut getrunken, da am Boom-Plaats 1848 im August ein Gefecht stattfand zwischen den Engländern und Boeren. Die Letzteren hatten beide Ufer besetzt, die englischen Truppen kamen, gegen den Fluss vorrückend, unter das Kreuzfeuer derselben und büssten viele Leute ein; doch zeigten sich die Boeren nicht kühn genug, um die vortreffliche Position zu halten. Als die Engländer mit dem Bayonnet die Höhen stürmten, gaben sie schleunigst „Pad“, und die grossen Hüte der Davonlaufenden bedeckten als eine lustige Siegesbeute die Wahlstatt.

Der düstere Abend brach wieder über mich herein, ohne dass sich irgend eine Hoffnung auf das Fallen des Wassers zeigte, während ich mit einer gewissen Wehmuth mein letztes Stückchen Brod verzehrte; noch war etwas Biltong übrig und ich konnte wohl einen Tag länger aushalten, was dann aber geschehen sollte, wusste ich nicht zu sagen. Der neu anbrechende Morgen schickte mir einen Sonnenstrahl in die Cart und mit ihm zugleich die Hoffnung auf Erlösung: Der Fluss war über Nacht



Bethanien im Orange-Freistaat.
Berliner Missionsstation.

bedeutend gefallen und fiel im Laufe des Tages mehr und mehr. Noch einmal sah ich die Sonne von diesem Platze aus untergehen, doch als sie wiederum heraufstieg am vierten Tage, setzte ich mich aufs Pferd und durchritt den Fluss, um die Furth zu probiren. Glücklich gelangte ich hinüber und eilte baldigst bis zu dem nahegelegenen Farmhause, um etwas Brod für meinen ausgehungerten Jacob und mich zu kaufen, das ich dann im Triumph zurückbrachte. Nachdem auch mein Knappe seinen Hunger gestillt hatte, passirten wir den Fluss, welcher immer noch so hoch war, dass das Wasser in die Cart lief und die etwa bisher trocken gebliebenen Sachen durchnässte.

Froh, das Hinderniss überwunden zu haben, fuhr ich weiter und ergötzte mich für einen halben Tag an dem seltenen Sonnenschein, dann brach der Regen aufs neue in Strömen hernieder, und als ich Riet-Rivier erreichte, welcher dicht an Bethanien vorbeifliesst, war mein Weg noch einmal durch die schlammigen, rauschenden Fluthen gehemmt. Hier fehlte es aber nicht an Gesellschaft, mehrere Wagen und Carts waren durch den Fluss aufgehalten und, obgleich die Leute selbst wenig übrig hatten, halfen sie mir mit etwas trockenem Biscuit aus. Mein Jacob, den ich zu Pferde ausgeschickt hatte, um Brod in der Nachbarschaft zu kaufen, kehrte mit leeren Händen zurück, da die Farmer ihn schnöde abgewiesen hatten. Wir verzehrten unser kärgliches Mahl in gutem Humor, wozu der Umstand nicht wenig beitrug, dass das Wetter sich aufklärte und ein baldiges Fallen des Flusses versprach. War er auch bis zum Morgen des nächsten Tages, der prächtig hell und klar anbrach, gestiegen, so fiel das Wasser doch nun mit grosser Schnelligkeit, eine günstige Aussicht für den folgenden Tag eröffnend. Schon am Nachmittag durchschwammen Kaffern den Fluss zu Pferde und gewährten dadurch die Möglichkeit einer Communication mit dem anderen Ufer.

Ich sandte auf diese Weise einen Empfehlungsbrief zugleich mit einer Bitte um Brod nach Bethanien hinein und erhielt auch alsbald Nahrungsmittel zugesandt; Herr Wuras selbst kam ans Ufer, mich per Distanz zu begrüssen und zum Aufenthalt einzuladen. Am Morgen des 25. gewann ich in wiederum beinahe schwimmender Cart das andere Ufer und rückte in Bethanien ein, zufrieden, dass nun endlich der Weg nach Bloemfontein offen vor mir lag.

Die Station Bethanien ist eine sehr alte Mission; der Vorsteher derselben, Herr Wuras, fungirt daselbst schon 32 Jahre; ihr Besitz an Land ist ausgedehnt und werthvoll, wenn auch die Baulichkeiten selbst Manches zu wünschen übrig lassen. Im Hause des Herrn Meiffert fand

ich ein sehr freundliches Unterkommen und wurde von demselben in jeder Weise bei meinen Arbeiten unterstützt.

Die Eingeborenen, welche sich den Missionären angeschlossen haben, gehören vorzugsweise dem Stamme der Korana an, die zu den Hottentotten zählen. Man trennt nämlich diese in drei Gruppen: Die eigentlichen Hottentotten, in der Colonie wohnhaft, die Korana nördlich vom Orange-River und am Vaal-Fluss hinauf, die Namaqua nach der Westküste zu wohnhaft. Diese Namen sind ebenso wie der Gesammtname des Stammes erst später entstanden, ursprünglich nannten sie sich nach Kraalen, welche theilweise untergegangen sind oder sich zu grösseren Abtheilungen vereinigt haben, indem sie den Namen des Hauptkraales an die Spitze stellten. Der nationale Typus der drei Gruppen hat viel Abweichendes, wenn sie auch alle die Hauptcharakteristika des Hottentotten, d. h. die schmalen geschlitzten Augen, die nach oben verengerte Stirn, flache aufgestülpte Nase und spitzes Kinn bei gelblicher Hautfarbe und wolligem Haar zeigen. Ohne Abbildungen ist es aber kaum möglich, eine klare Vorstellung der Verschiedenheiten zu geben, und es kann daher an diesem Orte nicht weiter darauf eingegangen werden.

Im allgemeinen sei nur bemerkt, dass die Korana starke Spuren einer Beimischung von Buschmannblut zeigen, eine ursprüngliche nahe Verwandtschaft mit denselben muss aber entschieden in Abrede gestellt werden.

Die ausserordentlich schwierige Sprache des Stammes, in welcher 4 Schnalzlaute vorkommen, die durch verschiedene Aspiration in 12 zerfallen, hat einzelne Worte, welche in der Buschmannsprache ähnlich lauten, doch sind dieselben ebenso sporadisch, wie das Auftreten der charakteristischen Körpermerkmale des Buschmann und müssen daher wohl auf Vermischung zurückgeführt werden.

Unter eifriger Thätigkeit gingen mir die beiden Tage, welche ich in Bethanien zubrachte, schnell vorüber. Am Morgen des 27. Febr. nahm ich Abschied von meinen freundlichen Wirthen, um die letzte Tagereise nach Bloemfontein zurückzulegen. Den Kaffer-Rivier, dessen Furthen durch die steilen Ufer berüchtigt sind, passirte ich ohne Aufenthalt und hatte nun keinen Fluss mehr vor mir, wesshalb ich mit Ruhe einen Spaziergang an dem mit Weiden und Gestrüpp bewachsenen Ufer unternahm. Schaaren bunter Finken belebten das Pflanzengewirr, unter welchen am meisten die Cardinalfinken (Estrelda rubricata) durch ihr prächtig rothes Gefider in die Augen fielen; die Weiden boten zahlreichen wilden Tauben einen willkommenen Aufenthalt, während auf dem Flusse selbst sich wilde Enten

und Wasserhühner herumtrieben. Auch die Insektenwelt wurde durch das warme klare Wetter herausgelockt, und wenn auch die Mosquitos die am zahlreichsten vertretene Species darstellten, so fanden sich doch auch einige interessante Coleopteren.

Um Mittag spannte ich wieder ein und bald trat die flache, gedehnte Gestalt der Bloemfonteiner Berge mehr und mehr hervor; bevor ich aber die sich lang hinziehenden Ebenen durchfahren hatte, brach die Nacht herein und es war gegen 9 Uhr, als ich endlich vor dem Hotel des Ortes anlangte. Ich beabsichtigte zunächst incognito zu bleiben, aber mein Freund, Dr. Kellner, der sich daselbst niedergelassen hatte, kundschaftete mich alsbald aus und führte mich noch denselben Abend in dem Hause seines Schwagers, des Dr. Krause ein, wohin ich am nächsten Morgen mit Sack und Pack übersiedelte.

Capitel IX.

Bloemfontein — Benachbarte Farmen.

Bloemfontein; Rechtszustände im Freistaat; Mosheshwe; Ausflug nach Modder-Rivier; Niedermetzelung von Korana bei Boshof; Heuschreckenschwärme; reiche Jagdgründe; Hyänen; Gewitter; Mosquitos; B..n's Farm; Jagd auf Springhasen; Buschmänner; Besuch bei Ch....n; Leben in der Steppe; die Perlhühner.

Nun ging es an das Auskramen und Revidiren der Apparate und Gewehre, welche vom Regen auf eine entsetzliche Weise mitgenommen waren, so dass ich mehrere Tage zu thun hatte, um dieselben wieder einigermassen in Stand zu setzen. Ausflüge in die Umgegend zu Pferde oder in der Cart boten, als das Wetter sich sicherer gestaltete, eine angenehme Unterhaltung, und die Zeit ging mir auf diese Weise schnell dahin. Bald begleiteten mich dabei meine photographischen Apparate, bald die Gewehre, doch wurden die letzteren bevorzugt, da die Umgegend von Bloemfontein wenig für die ersteren bietet.

Der Ort, dessen Ausdehnung trotzdem, dass er die Hauptstadt des Orange Freistaates darstellt, sehr unbedeutend ist im Vergleich mit den Städten der Colonie, hat viel verloren durch das Aufgeben des Freistaates von Seiten der Engländer.

Damals hatte der verehrliche Volksraad dort seinen Sitz und machte Gesetze mit einer Ruhe und Gemüthlichkeit, wie man sie nur im afrikanischen Boer findet. Die Staatsverwaltung lässt Manches zu wünschen übrig, aber selbst beim besten Willen sind die Führer nicht im Stande, den Uebelständen in geeigneter Weise abzuhelfen, da das Land durch Partheiungen zerrissen ist, welche sich gegenseitig bekämpfen und ein entschiedenes Vorwärtsgehen unmöglich machen.

Es ist ein freies Land, daran kann man nicht zweifeln, denn Jeder thut und lässt, was er will, und kehrt sich wenig an die vorhandenen Gesetze.

Ein Bauer war verurtheilt die Kosten eines Processes zu bezahlen, weigerte sich aber dem Ausspruch der Richter Folge zu leisten, da er glaubte im Recht zu sein. Es wurde Execution geschickt, um die Kosten von ihm aufzubringen, der Bauer nahm jedoch kaltblütig sein Gewehr, um die Beamten niederzuschiessen, falls sie sein Vieh anfassten, worauf diese wieder abzogen. Ein zweites Mal geschickt, fanden sie ihn nicht daheim, nahmen das Vieh und führten es fort, der Bauer kam aber unterdessen nach Hause, folgte ihnen nach und setzte sich mit bewaffneter Hand wieder in den Besitz desselben. Darauf wurden die Processkosten durch eine Collecte aufgebracht, ohne dass dem Manne irgend etwas wegen des Widerstandes gegen das Gesetz geschah.

Ein Farmer erstach einen anderen im Streit und wurde gefangen gesetzt, um vor Gericht gestellt zu werden. Zwölf Monate wartete er im Gefängniss auf die Untersuchung, dann fand er es wahrscheinlich zu langweilig, brach aus und liess nur einen Zettel zurück, dass er meinte jetzt lange genug gesessen zu haben. Er ging nach Trans-Vaal und lebte dort unangefochten als Farmer; Niemand hat weiter von der Sache Notiz genommen.

Der mit dem Abzug der Engländer eingerissene Schlendrian wird wohl auch in Zukunft sich nicht sehr verändern, wenn die äusseren Verhältnisse nicht vielleicht zwingend einwirken oder England den Freistaat wieder annectirt. Für diese Umwälzung agitirt eine starke Parthei im Lande, welche jede Massregel der patriotischen Parthei zu untergraben und lächerlich zu machen sucht; sie beabsichtigt den Staat in eine so grosse Verwirrung zu versetzen, dass das Land keine andere Hülfe sieht, als sich in die Arme der englischen Regierung zu stürzen.

Von dieser Regierung ist auf einem Hügel in der Nähe des Ortes ein Fort angelegt worden, von wo aus man die Umgegend vollständig beherrschen kann, und es sollte dasselbe noch sehr bedeutend ausgedehnt



Fig. 21. Der obere Theil von Bloemfontein vom Fort aus gesehen.

werden, um eine sichere Schutzwehr bei einem etwaigen Kriege mit den Kaffern zu geben. Doch der Freistaat hat nichts dazu gethan, das Werk zu vollenden, und die rostigen Kanonen haben bis jetzt nur unter den eigenen Bürgern Schaden angerichtet. In einem kurzen Zeitraum sind durch diese Geschütze, wenn sie bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert wurden, nicht weniger wie 5 Unglücksfälle vorgekommen.

Die Aussichten bei einem Kriege sind daher keine sehr günstigen, zumal da der Boer selbst nicht sehr viel vom Fechten hält und, so lange er es vermeiden kann, hübsch fern bleibt von den gefährlichen Vergnügungen, wo es blaue Bohnen oder Assegaien abgeben kann; nur wenn er in die Enge getrieben wird und dem Kampf nicht mehr ausweichen kann, ist er tapfer.

Die Kaffern selbst sind zum Glück auch keine grossen Helden und hegen vor dem Feuergewehr einen heiligen Respect. In neuerer Zeit haben sie sich zwar in den Besitz von Büchsen gesetzt und der Basuto-König Moshesh befehligt sogar ein uniformirtes Rifle-Corps, sie zeigen sich aber sehr ungeschickt im Gebrauch dieser Waffen und müssen die Ueberlegenheit ihrer Gegner darin anerkennen.

Moshesh, „der grosse Häuptling der Basuto“, trieb damals Politik der freien Hand, wie sie kaum von einer europäischen Grossmacht herrlicher ausgeübt wird: von den Engländern als gefährlicher Gegner des Freistaates gehätschelt, strebte er darnach, es auch mit den Boeren nicht zu verderben, indem er sich von entscheidenden Fragen meistens fern hielt. Sollte eine Gränzstreitigkeit oder dergleichen geschlichtet werden, so befiel seine Majestät ein Schnupfen oder ein anderes Unwohlsein, was sein Erscheinen verhinderte.

Die Boeren fürchten die Eingeborenen, gleichzeitig verachten sie dieselben auch in hohem Grade; man hält es für eine tiefe Erniedrigung, einem Schwarzen die Hand zu reichen, und will sie überhaupt nicht als Menschen anerkennen.

Als im Volksraad mehrmals ein Redner von „de zwarte Mensche“*) sprach, stand ein anderer auf und machte ihn darauf aufmerksam, dass er den Anstand nicht so weit vergessen sollte, diese Nation Menschen zu nennen; sie wären „schepsels“ (Geschöpfe im verächtlichen Sinne), aber keine Menschen.

Ein kleiner Theil der Eingeborenen geht als freie Arbeiter bei den Weissen in Dienst, dieselben gebehrden sich aber sehr unabhängig. Sie

---

*) Die schwarzen Menschen.

gehören meist gewissen Stämmen an, welche ihre Armuth zwingt, fremde Dienste zu suchen. Wohnhaft in Kraalen nahe dem Orte, kommen sie am Tage herein, um ihren Verrichtungen gegen einen mässigen Lohn obzuliegen, und kehren am Abend in die Hütten zurück. Das erworbene Geld wird weislich gespart, bis es ausreicht, um etwas Vieh anzuschaffen, und der Besitz mehrt sich so allmälig, bis der Kaffer reich genug ist, eine Frau zu kaufen. Dann hat er Alles, was er braucht, und kehrt damit häufig in das Innere zurück, selten hält ihn das Verlangen nach weiterem Erwerb im Dienste seines Herrn zurück. Anhänglichkeit kennt er nicht, für Dankbarkeit findet sich in seiner Sprache nicht einmal ein Wort.

Die Frauen werden regelmässig von den Aeltern durch Kauf erworben, und der Begüterte schafft sich deren so viele an, als sein Besitzstand ihm erlaubt. Der Preis ist sehr verschieden und wird nach Vieh berechnet, 3—6 Stück Rindvieh und einige Schaafe sind ein mässiger Preis für eine Frau. Die Väter freuen sich, wenn ihnen Töchter geboren werden, weil das ihren Reichthum vermehrt, und halten streng auf die Sittlichkeit derselben, da sie durch unsittlichen Lebenswandel im Preise sinken würden.

Später nimmt man es nicht mehr so genau, besonders in Betreff der Luxusfrauen, von denen jede ihre eigene Hütte hat. Als man an Moshesh, der zum Christenthum bekehrt werden sollte, die Anforderung stellte, seine überzähligen Frauen zu entlassen, fragte er ganz naiv: Wie er denn nachher seine Gäste logiren sollte?

Ich selbst kam nicht in die Verlegenheit seine etwas weit gehende Gastfreundschaft ablehnen zu müssen, wenn es auch mein Plan war den Häuptling zu besuchen. Anfangs verhinderte mich der Mangel eines geeigneten Fuhrwerkes an der Ausführung, und später begannen die Unruhen so bedeutend zuzunehmen, dass es unthunlich war, nach Thaba Bosigo, Moshesh's Residenz, zu gehen.

Die gegebene Musse benutzte ich im März besonders zu zoologischen Studien, wofür die nächste Umgegend manches interessante Material bot. An vierfüssigen Thieren ist die Fauna um Bloemfontein nicht reich; es finden sich an den Hügeln einzelne Exemplare einer kleinen, braunen Antilopenart, Steenbok genannt (Calotragus campestris Gray), ferner Klippschliefer und mehrere Arten Hasen, von denen eine rothbraune mit kurzen Läufen und schwarzer Blume, Rooi-Haas (Lepus saxatilis), die Gestalt des Kaninchens hat. Zwei Species von Mierkat (Sciurus setosus und Herpestes flavivittis) und eine ganze Anzahl verschiedener Mäuse

zum Genus Gerbillus gehörig, machen ziemlich den Rest der häufiger vorkommenden Säugethiere aus.

Von Geflügel ist mehr vorhanden: Die beiden Korhaane, der grosse blaue (Otis caerulescens Tem.) und der kleine schwarze (Otis afroides Smith) beleben die Gegend, und der letztere schreit den unberufenen Störer seiner Einsamkeit ärgerlich mit schnarrender Stimme an, sich dadurch selbst dem Feinde verrathend. Andere zu den Trappen gehörige Vögel, der kleine und der grosse Paauw (Otis Kori Burch. u. Otis caffra Licht.) steigen vorsichtig umherblickend durch das hohe Gras und entfalten schleunig die mächtigen Schwingen, sobald sie Gefahr wittern.

An Raubzeug fehlt es nicht in diesen Gegenden, denn ausser den Aasgeiern finden sich zahlreiche, zum Theil sehr schöne Falken und Weihen, von ersteren häufig ein weiss und silbergrau gefärbter (Astur musicus Daud.), der die Wege zu lieben scheint, von letzteren eine braune Art mit

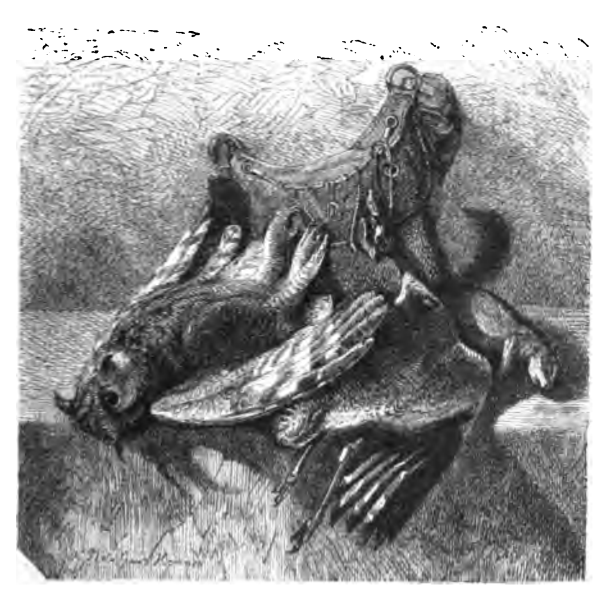


Fig. 22. Steen-Uil, Korhaan und Mierkat.

einer weisslichen Zeichnung auf der Brust, (Circus Swainsonii Smith). Ferner zeigt sich häufig eine Ohreule (Bubo capensis Daud.) auf den felsigen Kuppen, die wie unsere Graseule am Tage fliegt, eine Schleiereule (Strix capensis Sm.), sowie mehrere seltene Arten kleinerer Eulen.

Besondere Erwähnung verdient noch der Secretair (Gypogeranus serpentarius Ill.), welcher seines grossen Nutzens wegen in der Colonie gesetzlich geschützt ist. Häufig sieht man diesen Vogel dicht am Wege mit der ganzen Würde eines Polizeibeamten einherstolziren, den Federschopf am Hinterkopfe hoch aufgerichtet und dann plötzlich mit ausgebreiteten Schwingen halb laufend, halb fliegend einer Schlange oder Eidechse nachjagen, den Bewegungen des Thieres in geschickten Wendungen folgend. Er hat ein scharfes Auge auf das vagabondirende Gethier des Feldes und bringt Alles, was seine Späherblicke entdecken, im Kropfe in sicheren Gewahrsam. Darin finden sich Schlangen und Eidechsen, Heuschrecken und Käfer, junge Schildkröten und Frösche traulich mit einander vereint, sie werden sämmtlich verspeist ohne Ansehen der Person.

Das Flughuhn der Colonie (Pt. tachypetes Tem.) macht hier einer anderen, dunkel gefleckten, grösseren Art Platz (Pt. gutturalis Smith.), während das Francolinhuhn der Colonie auch im Freistaate vorkommt. Von Tauben zeigte sich hier zuerst in grösserer Anzahl eine äusserst zierliche Art mit langem Schwanz von der Grösse einer Lerche, welche sich häufig auf den Schutthaufen der Höfe aufhielt, die sogenannte Namaquaduif (Oenas capensis Lath.). Diese Orte waren auch stets belebt von einem ganzen Heer von Finken mannigfacher Färbung und Gestalt (Coraphites verticalis und frontalis Lichtenst., sowie Estrelda Astrild vorherrschend), die zuweilen so massenhaft vertreten und so zudringlich sind, dass die Farmer sich genöthigt sehen, zu grausamen Massregeln ihre Zuflucht zu nehmen, um die Gärten etwas vor den Räubern zu sichern; sie vergiften nämlich die armen Dinger im grossen Masstabe durch Ausstreuen von Getreide, welches mit Arsenik oder Strychnin getränkt ist. Häufig ertönt im Gefilde der wohlbekannte Ruf der Wachtel, welche dann plötzlich mit lautem Schwirren unter den Füssen des Suchenden aufsteigt. Von diesem letzteren Vogel giebt es hier zwei Formen, die bekannte, der europäischen entsprechende (Cot. dactylisonans) und eine kleinere, sehr hübsche mit schwärzlich gefärbtem Kopf und Hals, die Brust braun gefleckt (Var. v. C. dactylis.?). Die Wege sind belebt von dem sogenannten Kibitz (Charadrius coronatus L. Sm.), welcher durch ganz Süd-Afrika verbreitet ist, von einem Vogel, Traber genannt (Tachydromus bicinctus Tem.), weil er mit grosser Schnelligkeit vor den Pferden herläuft, dem Wege folgend, endlich die spitzigen, schmalen Flügel ausbreitet, ein Stück weiter fliegt und so mehrmals dasselbe Spiel wiederholt.

Aus diesen Vögeln, welche ein sehr gutes Essen abgeben, bestand



hauptsächlich unsere Beute in der Umgegend von Bloemfontein, wenn wir bewaffnete Spaziergänge unternahmen; doch brachten wir zuweilen auch durch weitere Ausflüge Abwechselung in das Vergnügen.

So unternahmen wir einen Jagdzug nach dem Modder-Rivier, einem Nebenfluss des Orangeflusses, dessen Ufer wie die der meisten hiesigen Flüsse dicht mit Mimosen (Acacia horrida) bewachsen sind. Schon auf dem Wege dorthin erlegten wir eine Menge Vögel und machten uns dann am Flusse, nachdem wir unser Frühstück zubereitet und mit gutem Appetit verzehrt hatten, auf, um wilde Tauben (Columba risoria Lath.) in den Dickichten zu schiessen. Diesen Theil der Jagd längst den Ufern darf ich übrigens nur passionirten Jägern empfehlen, die Schwierigkeiten des Bodens sind sehr gross, die Ausbeute nur gering.

Die Ströme des Wassers, welche sich zur Regenzeit in den Fluss ergiessen, bilden tiefe, steil abfallende Ravinen, welche durch zahlreiche Verzweigungen förmliche Irrgänge bilden; der fortgespülte, ausgewaschene Thon bedeckt den Grund mehrere Fuss hoch und bietet scheinbar einen festen Boden, unter dem Fusse aber giebt die vielleicht dünne, durch Trocknen gebildete Kruste nach, und man versinkt tief in den zähen Schlamm. Solche Ravinen muss man fortwährend passiren, wenn man dem Flusse nahe bleiben will, um die in den Trauerweiden sich aufhaltenden Tauben zu erlangen. Wir gaben diese beschwerliche Arbeit, als die Sonne höher stieg, bald auf und hielten uns ausserhalb der Schluchten.

Plötzlich raschelte es in einem dichten Busche neben mir und eine Antilope, es war ein Duiker (Cephalophus mergens Gray), sprang daraus hervor. Rechnend auf die geringe Entfernung drückte ich mein mit Rebhühnerschroot geladenes Gewehr auf dieselbe ab, doch der Lauf versagte zu meinem grossen Aerger, und ich konnte dem Bock den zweiten Schuss erst zusenden, als er gerade hinter den Büschen verschwand. Ich glaubte gefehlt zu haben, da ich auf dem Anschuss keinen Schweiss fand, und setzte meinen Weg fort, ärgerlich über mich selbst und mein Unglück, was mich auch veranlasste baldigst umzukehren.

Wenige Hundert Schritt von dem Platze, wo ich geschossen hatte, stand zu meiner Freude der Bock, der sich als schwer angeschossen erwies, vor mir auf und that sich bald wieder nieder; mit Hülfe zweier herbeigeholter Kaffern fanden wir ihn schnell auf und ein Fangschuss lieferte ihn mir in die Hände.

Es ist fast regelmässig der Fall, dass dieser Bock nicht im Feuer bleibt, da er ebenso zähe wie verschlagen ist, und man verliert ihn dess-

halb häufig, wenn man ohne Hunde jagt. So wie der Bock dieses Mal aufstand, macht er es gewöhnlich, d. h. er springt plötzlich, vielleicht dicht neben dem Schützen in die Höhe und taucht sofort im nächsten Busch wieder unter, welche Eigenthümlichkeit ihm den Namen „Duiker“ (Taucher) verschafft hat. Das Fleisch der kleinen Antilopen ist sehr schmackhaft und bringt eine angenehme Abwechselung in den meist sehr einförmigen Speisezettel, wenn man in einem Orte lebt. Unsere Beute fand daher bei der Rückkehr lebhafte Anerkennung von Seiten der Hausgenossen.



Fig. 23. Duiker, Traber, Kiewit, Turtelduif etc.

Andere Ausflüge lieferten ähnliche Ergebnisse mit Ausschluss der Antilope, da dieselben auf dem linken Ufer des Modder-Rivier in dieser Jahreszeit selten sind; im Winter, wo die Trockenheit und der demzufolge

im Innern eintretende Futtermangel die Thiere drängt, rücken sie weiter nach Süden und kommen dann von Hunger und Durst getrieben selbst bis in die Dörfer; so geschah es z. B. während der furchtbaren Trockenheit im Jahre 1863, wo ganze Schaaren von Wild in die Ortschaften einbrachen und grösstentheils umkamen.

Auch der anderen Seite des Flusses stattete ich in dieser Zeit einen Besuch ab, der einen wissenschaftlichen Zweck zur Grundlage hatte. Mein Ziel war Boshof, in dessen Nähe man noch Schädel finden sollte von Korana's und Buschleuten, welche an einem bestimmten Platze unfern des Dorfes niedergeschossen worden waren.

In dem letzten Kriege nämlich, welchen der Freistaat 1856 mit Moshesh hatte, brachen die Korana und Buschmänner vom Vaal-Fluss her, die günstige Gelegenheit benutzend, unter Mord und Brandstiftung in das Land ein. Das gegen dieselben ausgeschickte Commando trieb sie zurück, verbrannte ihre Kraale und nahm etwa 40 der Bewohner gefangen. Diese Gefangenen wurden unter der Aufsicht von treugebliebenen Fingoe's von Boshof aus nach Bloemfontein abgeschickt, um dort vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Kurz nachdem sie das Dorf verlassen hatten, rottete sich eine Bande von Bauern, etwa 14 an der Zahl, zusammen, eilte ihnen nach, nahm sie den Hütern ab und schoss dieselben, zusammengebunden wie sie dastanden in dichtgedrängten Haufen, sämmtlich ohne Gnade und Barmherzigkeit nieder. Die Leichen schleiften sie wenige Schritte seitwärts vom Wege, wo die Skelette von den Hyänen und Aasvögeln präparirt noch bis heute als ein schreckliches Beispiel menschlicher Grausamkeit zu sehen sind. Diesen Ort wollte ich in Augenschein nehmen, um womöglich noch einen oder den andern Schädel zu finden, obgleich ich schon gehört hatte, dass die meisten aufgesammelt worden seien.

Am 22. Morgens brach ich auf in Begleitung zweier Herren aus Boshof, um die Strecke von einigen 80 Meilen an demselben Tage zurückzulegen.

Mehrere Stunden waren wir durch die Grassteppe gefahren, als es am Horizont auftauchte wie langgezogene, dunkelbraune Höhenzüge, welche von Dünsten überlagert werden, indem die Conturen verwischt und wolkenartig erschienen; schnell kam die Cart der sonderbaren Erscheinung näher und bald bemerkte ich, dass die ganze Masse selbst gegen mich anrückte. Dadurch wurde es klar, dass wir es mit Heuschreckenschwärmen zu thun hatten von einer Ausdehnung, gegen welche die Schaaren von Colesberg sich nur verhielten wie eine Compagnie im Vergleich zu

einer Armee. Millionen und abermals Millionen wälzten sich heran, von dem lebhaften Winde getrieben, und schnell waren sie über uns, Luft und Erde mit ihren Leibern erfüllend. Das Rauschen der unzähligen Flügel, das Knirschen der Kiefer derer, die am Boden das Gras abnagten, machte ein höchst eigenthümliches Geräusch, etwa wie ein gewaltiger Hagelschauer. Das Ganze blieb dabei in fortwährender Bewegung, beständig sah man sich Schaaren derselben erheben, während andere herabkamen und das von den Vorgängern etwa übrig gelassene Gras vollständig vertilgten.

Die kolossale Massenhaftigkeit dieser Insekten in dem laufenden Jahre liess sich nur erklären durch den Umstand, dass sie eine ganze Reihe von Jahren gar nicht oder nur sparsam erschienen waren, zurückgehalten durch die Trockenheit. Nun, wo plötzliche reichliche Regen den Boden in grösserer Tiefe aufweichten, gelangten die während der Zeit aufgespeicherten Eier mit einem Male zur Entwickelung. Dieselben können nämlich lange ohne zu verderben im Boden liegen, bis günstige Verhältnisse ihr Auskommen befördern.

Häufig ziehen die Heuschrecken vor dem Regen her, und so geschah es auch hier; denn kaum waren wir eine Stunde weiter gefahren, als der Regen in Strömen niederfiel. Nachdem der Ausbruch einmal erfolgt war, thürmten sich die Gewitter auf allen Seiten auf, fast jeder Blitz traf den Boden, da die Wolken niedrig über den Hochebenen stehen, und schlug krachend in die Erde oder spaltete die Felsen der kahlen Höhen.

Wir passirten den Modder-Rivier gerade noch zu rechter Zeit, bevor das Wasser stieg und setzten unsere Fahrt fort, als es leider schon ziemlich spät am Nachmittag war. Ich sage leider, denn wir gelangten bald jenseits des Flusses in Jagdgründe von einem Reichthum an Wild, wie ich es bisher wohl in Büchern gelesen, aber nie geglaubt hatte. Nur wer selbst Jäger ist, kann begreifen, welches Vergnügen es bereitet, wenn man solche ausgedehnte Flächen vollständig schwärmen sieht von jagdbaren Thieren der verschiedensten Art. Grosse Heerden von Wilde-Beesten (Catoblepas Gnu H. Smith) zogen auf beiden Seiten des Weges hin und jagten sich in lustigen Sprüngen durch die Flur; hier und da trennte sich ein ehrwürdiger, alter Bulle von der Heerde und näherte sich bis auf etwa vierhundert Schritt der Cart, dieselbe mit eigenthümlichem Schnurren begrüssend. Ward dann eine Kugel nach ihm gesandt, so sprang er, den Kopf zur Erde, den Schwanz hoch in die Luft haltend, ärgerlich im Kreise herum und schnarchte uns, plötzlich stehen bleibend, aufs neue an.

Vergeblich versuchte ich es, aus meiner deutschen Büchsflinte eine

Kugel so weit zu treiben; auch wenn ich sehr hoch darüber hielt, schlug sie doch immer kurz, da die Flugbahn des Geschosses in dieser Entfernung schon zu steil abfällt.

Ausser den Gnus belebten Schaaren von Blessböcken und Springböcken die Gegend, soweit das Auge reichen honnte, bis sie am Horizonte nur noch als hellere, bunte Streifen in der Grassteppe erschienen. Zuweilen tauchte dazwischen die sonderbare Gestalt der Strausse auf, wie sie, in Reihen marschirend, unter balancirendem Flügelschlage schnellen Laufes über die Ebene dahinzogen.

Gegen Abend, als wir uns einer mit Mimosen bewachsenen Ravine näherten, erfreute uns ein zahlreicher Trupp Paviane mit seiner hohen Gegenwart und verschwand unter possirlichen Sprüngen zwischen dem Gebüsch. Auf diesem throute in beschaulicher Ruhe unfern des Weges ein mächtiger zu den Adlern gehöriger Raubvogel, Lammerfanger genannt (Aquila naevioides Cuv.), und gerade als er, Unrath witternd, sich empfehlen wollte, holte ich ihn vom Baume herunter; die Flügelweite war 5′ 9″.

Eine Gattung Wild, das gewöhnliche und das „bonte Quagga" (Equus Quagga Harris u. E. Burchellii Bennet), welches sonst diese Gegenden auch zahlreich besucht, erblickten wir damals zufällig nicht; abgesehen von diesem hatten wir aber in der kurzen Zeit von zwei Stunden die hauptsächlich vorkommenden Arten alle beobachtet. Als die Nacht völlig hereingebrochen war, bemerkten wir noch öfters, wenn der Mond auf Augenblicke zwischen den Gewitterwolken hervorbrach, oder ein besonders heller Blitz die Gegend erleuchtete, die Springböcke ganz nahe am Wege, doch war jetzt natürlich an kein Schiessen mehr zu denken. Um 9 Uhr Abends machten wir noch einmal Ausspann bei immer noch strömendem Regen und scharfem, schneidend kaltem Winde, und legten dann die letzte Strecke bis Boshof zurück, wo wir um 12 Uhr Nachts anlangten.

Am 24. machte ich mich auf in Begleitung eines Herrn, der den Ort genau kannte, um selbst nachzusehen, was etwa noch von Skeletten vorhanden sei, und gelangte nach kurzer Fahrt auf den Mordplatz. Zahlreiche von den Geiern zerstreute Menschenknochen zeigten, dass wir richtig waren, zuweilen fand sich auch eine ganze Wirbelsäule oder ein Becken, doch von den Schädeln konnte ich nur Bruchstücke entdecken. Ich sammelte zwei Becken und drei Unterkiefer auf, in Ermangelung besserer Beute und kehrte dann nach Boshof zurück, woselbst ich wenigstens einen der Schädel, welcher früher aufgesammelt war, käuflich an mich brachte; 3 andere erhielt ich später durch die Güte verschiedener Herren.

Die Umgegend des Dorfes wird bewohnt durch Korana unter einem Häuptling Namens Zwart Jaan, dessen Conterfei ich nebst denen einiger Leute von ihm während meines Aufenthaltes in Boshof aufnahm, obgleich diese Eingebornen wenig Typisches zeigen in Folge starker Vermischung mit Kaffern- und Buschmannsblut; Gesichtsbildung, sowie Grösse und Figur weichen sehr stark von einander ab.

Als die Arbeiten beendigt waren und ein mehrtägiges klares Wetter Hoffnung machte, den Fluss passirbar zu finden, wurde in der Nacht um drei Uhr aufgebrochen und der erste Ausspann mit Tagesanbruch gemacht. Bald nachher kam ich wieder in die wildreiche Gegend, wo mir ein naseweiser Springbock bis auf 200 Schritt nahe kam; da konnte ich mich denn doch nicht enthalten ihn durch eine einladende Kugel zum Bleiben zu nöthigen, was er auch bereitwilligst that. Es war ein prächtiger Bock,

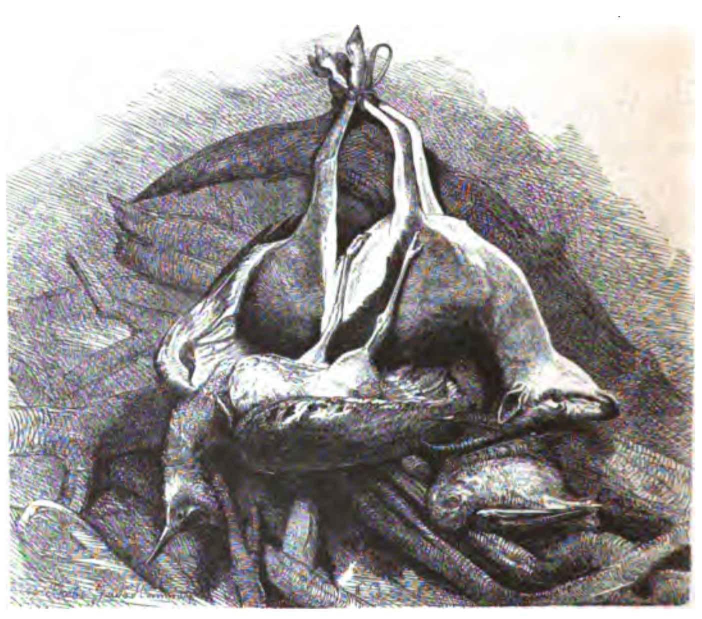


Fig. 24. Springbock, grosser Paauw und Steen-Uil.

und ich hatte mit meinem Kutscher gehörig daran zu schleppen, bis wir ihn in die Cart brachten. Beim Weiterfahren bot sich noch mehrmals Gelegenheit zu Schüssen auf grössere Entfernung, aber auch an diesem Tage ohne Erfolg. Nur als ich an der obenerwähnten Ravine, Wolven-

Spruit genannt, Ausspann machte, bemerkte ich einen grossen Paauw unfern einfallen und kroch auf allen Vieren an ihn heran, bis er ziemlich schussgerecht war. Eine Kugel, die im Liegen nach ihm gesandt wurde, schlug wahrscheinlich zu hoch, da ich im Liegen die Distanz nicht wohl schätzen konnte, aber weil er mich nicht sah, hielt er, und eine Poste aus dem zweiten Lauf machte seinem Leben ein Ende.

Was den Namen des Ortes, Wolven-Spruit, anlangt, so hat man dabei nicht zu denken, dass er denselben wegen dort vorkommender Wölfe führt; Wölfe giebt es in Süd-Afrika nicht, man bezeichnet aber mit diesem Ausdruck allgemein die Hyänen, welche allerdings zahlreich in jenen Gegenden vorkommen. Als ich in den Dickichten nach Perlhühnern suchte, bemerkte ich häufig die mächtigen Spuren von dem Thier, doch kam mir keins derselben zu Gesicht. Mein Jacob wagte sich aus Furcht vor ihnen niemals in die dichten Büsche, und in der That war seine Furcht nicht ganz ungegründet. Wenige Tage später, als er von Bloemfontein ausgeschickt wurde nach einer 5 Stunden entfernten Farm zu reiten und die Nacht mit zu Hülfe nahm, wurde er von den Hyänen verfolgt und verbrannte einen Theil seiner Decke und Lumpen, um sie fern zu halten, bis er endlich ein Farmhaus erreichte.

Die Dreistigkeit dieser Thiere ist in der Nacht ausserordentlich, und wenn auch wenig Beispiele bekannt sind, dass sie erwachsene Menschen angefallen haben, so vergreifen sie sich doch an Kindern und auch an Pferden, wovon mir damals mehrere Beispiele vorkamen. Die beliebteste Manier sie sich vom Halse zu schaffen, ist das Vergiften mit Strychnin, daher Wolven-Vergif genannt, welches ihnen in ausgelegten Stücken Fleisch beigebracht wird.

Kurz nachdem ich Wolven-Spruit verlassen hatte, wo die Sonne sengend herabbrannte, umhüllte sich der Himmel, und eine halbe Stunde später sass ich wieder so vollständig in den Gewittern, wie nur je. Zugleich fielen heftige Hagelschauer, die Wege verwandelten sich in zähen Schlamm und, als ich mit Mühe den Fluss erreichte, erwies er sich, wie schon vermuthet, als unpassirbar. Um das Aeusserste zu versuchen, wurde beschlossen nach einer weiter oben gelegenen Fuhrt längs des Flusses hinauf zu fahren, doch als die gänzlich abgetriebenen Pferde mich endlich hingebracht hatten, war auch dort an kein Durchkommen zu denken, so dass ich gezwungen wurde, noch weiter nach einer mehrere Stunden entfernten Stelle zu fahren.

Nachdem den Pferden eine Stunde Rast gewährt worden war, versuchte ich es, diese Fuhrt zu erreichen, die Wege waren aber zu schwer,

im Schritt ging es vorwärts, und als die stockfinstere Nacht hereinbrach, waren wir mitten im Felde. Jacob ging vor den Pferden, ich führte die Zügel, und so fuhren wir in die Nacht hinein, immer in der Hoffnung, den Fluss vor uns zu haben und immer getäuscht, bis wir den Weg verloren und gezwungen waren zu bleiben, wo wir waren.

Wieder verbrachte ich eine Nacht im Freien, wo der Regen, vom Winde gepeitscht, gegen die undichte Cart schlug und das Heulen des Sturmes nur zuweilen von dem mächtig rollenden Donner übertönt wurde. Melodisch mischte sich dazwischen das Summen unzähliger Mosquitos, welchen der bedeckte Raum eine erwünschte Zuflucht bot. Da war kein Kleidungsstück dicht genug, das sie nicht durchstachen, kein Ritz so schmal, dass sie nicht hineinkrochen. Ich hatte mir mein Gesicht mit doppelten Tüchern verhüllt, doch auch das zeigte sich nutzlos gegen die Bösartigkeit dieser geflügelten Ungethüme.

Als endlich nach schlaflos durchwachter Nacht der Morgen anbrach und ich aus der Cart sprang, sah ich den Fluss zu meiner Freude nicht weit vor mir liegen, und eine kurze Fahrt von einer halben Stunde brachte mich an die Fuhrt, die ich glücklich passirte. Obgleich Bloemfontein von diesem Ort aus nicht fern ist, brachte ich doch fast den ganzen Tag zu, bevor ich es erreichte, da die Pferde sich durchaus nicht von den Strapazen erholen konnten. Am 28. März spät Nachmittags langte ich endlich wieder in meinem Hauptquartier an bei kaltem, regnerischem Wetter.

Nachdem ich nun einige Zeit im Orte gerastet und meine Vorbereitungen getroffen hatte, rückte ich aufs neue aus, nach der benachbarten Farm eines Engländers mit Namen B..n, einer im Orange Freistaat sehr bekannten und wegen seiner herzlichen Freundlichkeit beliebten Persönlichkeit. Ich hatte den alten B..n, wie er mehr seines langen, weissen Bartes, wie seiner Jahre wegen gewöhnlich genannt wird, in Bloemfontein kennen gelernt, und er lud mich freundlichst ein, zu ihm herauszukommen, um seine Raritäten in Augenschein zu nehmen.

Ich nahm diese Einladung bereitwilligst an, da unter den Sehenswürdigkeiten auch eine ganze Anzahl Buschleute sind von der reinsten Abstammung, die man noch im Lande findet, und die Mr. B..n mehr der Merkwürdigkeit wie des Nutzens halber hält. Freitag den 8. April langte ich mit meinen Siebensachen auf seinem Platze an und richtete mich in dem Wohnhause, welches das Ansehen eines Raritätenkabinets hat, häuslich ein.

Das niedrige mit einer Veranda umzogene Gebäude ist unter dieser reich ausgeschmückt mit den ausgestopften Köpfen der verschiedenen in

der Umgegend heimischen Antilopen und deren Hörnern; dazwischen grinst hier und da das furchtbare Gebiss einer Hyäne oder eines Löwen, als Spolia opima eines eifrigen Jägers, der in der Zeit allein, wo er an diesem Platze wohnt, 25 Löwen mit eigener Hand erlegt hat.

Die Wände der Zimmer sind geschmückt mit den Waffen und künstlichen Geräthen der wilden Stämme Afrika's; man sieht da den Bogen und die vergifteten Pfeile des Buschmanns neben der Assegai und dem Kiri des Kaffern, die geschnitzten Pfeifen und bunten Kürbisflaschen derselben, sowie ihre einfachen musikalischen Instrumente. Der Kaminsims trägt Gläser mit Eidechsen und Schlangen nebst in Leder ausgeführten, menschlichen Figuren, die Trachten der Eingebornen darstellend, von diesen selbst verfertigt, während aus einem Glasschrank in der Ecke Todtenschädel ihr ernstes: Memento mori! dem Beschauer zurufen.

Das Haus wird auf der einen Seite eingefasst von einem Zwinger, auf der andern von einem Garten, welche Oertlichkeiten bevölkert sind mit

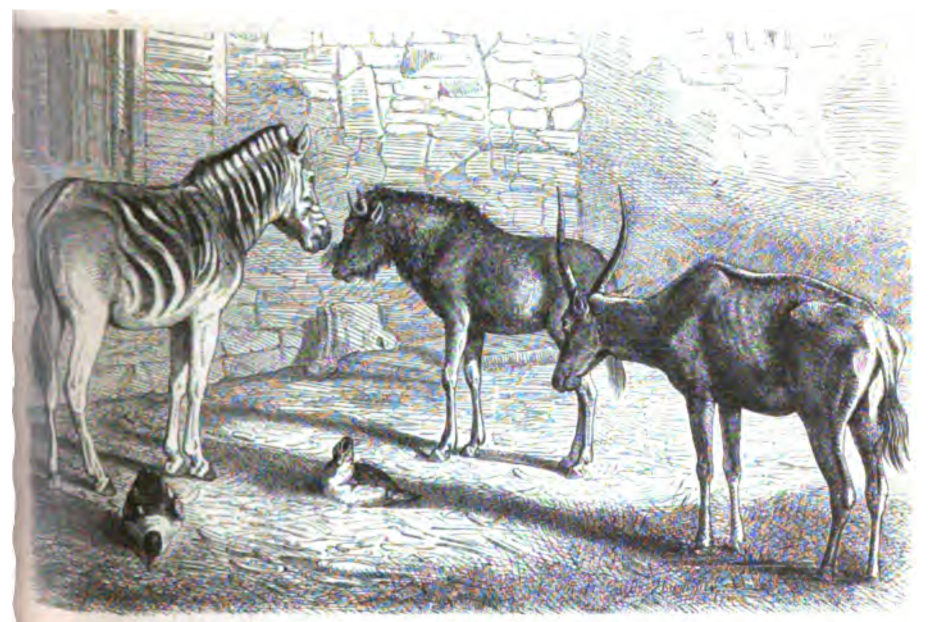


Fig. 25. Quagga, junges Wilde-Beest und Blesbok.

mancherlei Gethier, das sich in buntem Gewimmel durcheinanderjagt. Im Garten treiben sich junge Strausse von verschiedener Grösse umher und sammeln in ihrem mit Recht berühmten Magen Alles, was ihnen vor den

Schnabel kommt; der Unterschied von Geniessbar und Ungeniessbar besteht für sie nicht, es handelt sich nur darum, ob es sich verschlingen lässt oder nicht. Der Zwinger ist belebt von verschiedenen Antilopen, dem Quagga und mannigfaltigem wilden Geflügel, zwischen welchem der Secretair mit würdiger Miene auf- und abstolzirt. Eine der Buschmänninen hatte beim Waschen eine grosse Cobra gefangen und brachte dieselbe lebend herbei, so dass wir das Vergnügen hatten, zuzusehen, wie der Vogel beim Kampf mit einer gefährlichen Giftschlange verfährt. Vorsichtig ging derselbe im Kreise um das Reptil herum, welches sich in höchster Wuth bäumte, die Haut des Nackens schildförmig erweiternd. Endlich hatte er seine Zeit abgepasst, und ein blitzschneller, kräftiger Tritt auf den Hals zerbrach der Schlange das Rückgrat und lieferte sie wehrlos in seine Gewalt. Nun wiederholten sich die Tritte in schneller Folge, bis das Leben vollständig erloschen war und der Vogel sich stolz auf dem besiegten Feind aufrichtete.

Bald fühlte ich mich heimisch inmitten dieses zoologischen Gartens im Kleinen, und meine photographischen Arbeiten gaben mir hinreichende Beschäftigung, so dass die acht Tage, welche ich in Mr. B..n's Hause verbrachte, schnell genug vergingen. Ab und zu machten wir Ausflüge in die Umgegend, doch waren wir nicht sehr glücklich, da das Wild aus dem Innern noch nicht herunterrückte und das wenige vorhandene durch häufiges Hetzen zu scheu geworden war, um es mit Sicherheit zu erlangen.

Früher war die Gegend gut besetzt mit Wild, doch seit der Anwesenheit des Prinzen Alfred ist es für gewöhnlich spärlich. Zu Ehren dieses hohen Herrn wurde nämlich auf B..n's Farm eine Jagd veranstaltet, die grosse Jagd von Harte Beest-Hoek, wobei mehrere Tausend Barolongs der Nachbarschaft die Thiere einkreisten und nach dem Platze heruntertrieben. Es sollen gegen 20—30,000 Stück Wild eingeschlossen gewesen sein, von welchen ein grosser Theil getödtet wurde. Der Prinz selbst schoss mit eigener Hand an diesem Tage 23 Blessböcke, keine grosse Heldenthat, wenn man weiss, dass dieselben, von Furcht gefesselt, wie Schaafe auf 100 Schritt Entfernung vor ihm standen, und er doch 7 Kugeln brauchte, ehe es ihm gelang den ersten niederzuwerfen.*)

Eine eigenthümliche aber nicht uninteressante Jagd übte ich hier zum ersten Male aus, das ist die auf Springhasen (Pedetes Caffer Ill.). Dieses Thier lebt in Erdhöhlen, deren Zugänge es am Tage verschlossen

*) Ein Kaffer gehörte auch unter die Jagdbeute; wer ihn aber erlegt hat, ist nicht bekannt.

hält und welche es nur in der Nacht verlässt. Man muss es daher bei Mondschein schiessen, und ich schlich mehrere Nächte an Orten herum, wo es häufig sein sollte, ohne indessen eins zu Gesicht zu bekommen. Ich hatte mich in der dritten Nacht, ermüdet von dem vergeblichen Suchen ins Gras hingestreckt, doch die Mosquitos weckten mich bald wieder auf und brachten mir den Heimweg in Erinnerung, als ich in dem herrlichen Mondschein einen weissen Fleck unfern von mir sich bewegen sah; das Gesuchte war offenbar vor mir, und während ich regungslos dastand, kam



Fig. 26. Der gestrijpte Muishond, Springhaas, Watermeloen, Bitterappel, Doornboom etc.

das sonderbare Thier, von der Grösse eines Hasen, aber mit langen Hinterläufen und langer Ruthe, in weiten Sprüngen bald hinter den Büschen verschwindend, bald wieder erscheinend, näher an mich heran, bis mein Schuss

es niederwarf. Die Jahreszeit schien nicht günstig zu sein, denn früher wurden hier an einem Abend ein Dutzend und mehr geschossen, diesmal aber war ich der einzig Glückliche von vier Personen, die danach ausgegangen waren.

Das Portraitiren der Buschleute ging im Allgemeinen gut von Statten, doch fand ich es schwierig oder unmöglich die älteren Männer zum Stillsitzen zu bewegen. Der Grund davon ist der übermässige Genuss des



Fig. 27. Buschleute im Oranje-Frij-Staat.

Dacha, eine Art wilder Hanf, welcher in seiner Wirkung dem Cannabis indica ganz ähnlich ist. In Süd-Afrika wird das getrocknete Kraut der Pflanze unter dem Tabak geraucht, und die Hottentotten sowie die Buschleute sind diesem Genuss in dem Grade ergeben, dass sie dafür alles Andere im Stich lassen. Der Farmer, welcher diese Leute als Arbeiter zu benutzen gedenkt, baut deshalb Dacha, weil er weiss, dass er dieselben durch Nichts sicherer auf seinem Platze erhalten kann, als wenn er ihnen die Möglichkeit gewährt, ihrer Leidenschaft zu fröhnen.

Als die Zwecke, welche mich hauptsächlich zu dem Ausflug bestimmten, grösstentheils erreicht waren, kehrte ich nach Bloemfontein zurück. Dort hatte ich erst einen Tag verweilt, als Dr. Kellner mich veranlasste,

ihn als Assistent nach Winburg zu begleiten, wohin er eines Unglücksfalles halber gerufen wurde.

Wir fuhren die 66 Meilen bis Winburg in einem Tage ohne besondere Ereignisse und ohne jeden Aufenthalt, ausser dass wir am Abend ein kleines Rencontre mit einer Hyäne hatten. Das Thier erschien plötzlich vor den erschreckten Pferden, kreuzte den Weg und blieb in geringer Entfernung stehen. Da wir fremde Pferde hatten, von denen ich nicht wusste, wie sie vor dem Schuss standen, so sprang ich schnell von der Cart herunter und lief auf die Hyäne zu, in der Hoffnung, sie würde mich näher herankommen lassen; aber schnell empfahl sich der werthe Besuch und die Posten, welche ihm in die Dunkelheit nachgesandt wurden, konnten ihn nicht zum Bleiben bewegen. Um 10 Uhr kamen wir in Winburg an, zu spät um zu helfen, denn eine Stunde nachher starb der Verunglückte.

Der öde, traurige Ort hatte für uns, nachdem unsere Gegenwart nicht mehr nöthig war, zu wenig Anziehendes, um länger daselbst zu verweilen, und wir kehrten daher schon am nächsten Tage zurück. Doch fuhren wir diesmal nicht in einer Tour durch, sondern verbrachten eine angenehme, wenn auch kalte Nacht unter freiem Himmel bei einem prächtigen Feuer. Am nächsten Tage legten wir die übrige Strecke bis Bloemfontein zurück und sahen uns unterwegs fleissig nach Wild um, aber mit geringem Erfolg: Ein paar Namaqua Partrijse (Pterocles gutturalis Smith), wilde Tauben, eine wilde Ente (Poecilonitta erythrorhyncha Eyton), ein Hammerkopf (Scopus umbretta L. Gm.) und einige andere Vögel war meine ganze Jagdbeute.

Ein einzelner Springbock trieb sich verzweiflungsvoll auf den Plätzen umher, wo vielleicht früher seine lieben Anverwandten dem tödtlichen Blei zum Opfer gefallen waren; sonst liess sich kein grösseres Wild blicken.

Spät am Abend trafen wir wieder in Bloemfontein ein, von wo ich bald darauf einen Ausflug nach der benachbarten Farm eines Herrn Namens Ch....n, unternahm. Ich ging dahin weniger in der Hoffnung auf einige interessante Jagdparthien, als vielmehr um das Vergnügen der Gesellschaft dieses Herrn sowie seines Bruders zu geniessen, welcher Offizier in der englischen Marine ist, jetzt aber gerade der Jagd wegen bei seinem Bruder zum Besuch war.

Der Besitzer des Platzes ist der Typus einer Klasse von Farmern, welche, ausgezeichnet durch Bildung, unabhängig durch ein mehr oder weniger grosses Vermögen, Afrika zu ihrem Wohnsitze erwählen aus Hass der europäischen Gesellschaft und aus Liebe zu dem freien, ungebundenen Leben in der Steppe.

Nachdem er in früheren Jahren einen grossen Theil der Welt durchreist hat, sitzt er jetzt ruhig auf seiner einsamen Farm und züchtet Schaafe, als wenn es nichts Höheres, Wünschenwertheres in der Welt gäbe. Es sind diese Leute die wahren Einsiedler unserer Tage, welche den einsamen Platz für ihr beschauliches Leben, den ihnen das übervölkerte Europa nicht gewähren kann, in den entlegenen Gegenden fremder Continente, an den Gränzen der Civilisation suchen. Sie sind die Philosophen, welche wie Rousseau es leugnen, dass die Cultur den Menschen glücklicher macht, und freiwillig zu dem patriarchalischen Leben zurückkehren, nachdem sie die Hohlheit unserer civilisirten Gesellschaft erfahren haben. Gute Bücher, von Zeit zu Zeit der seltene Besuch eines Freundes, gewähren Unterhaltung in der Einförmigkeit eines Lebens, welches viel Anziehendes hat, wenn es auch nicht jeden Charakter befriedigen kann.

Ich fühlte mich für die Tage meines dortigen Aufenthaltes wenigstens recht behaglich, wenn wir Abends in dem einfach meublirten Zimmer am flackernden Kaminfeuer sassen und die Bilder vergangener Tage vor meinem Geiste vorbeizogen, beim Vergleichen der Länder, durch die uns frühere Reisen geführt hatten.

Trat ich dann hinaus aus dem kleinen, einsamen Häuschen, so dehnte sich die öde, afrikanische Steppe vor mir aus, soweit die Augen das nächtliche Dunkel durchdrangen; die hohlen, gurgelnden Töne der blauen Kraniche, welche hoch in der Luft einherzogen, das Gebell des Schakals in den benachbarten Bergen, oder zuweilen das widrige Geheul der Hyäne durchbrach allein das Schweigen der Nacht und rief die fern herumschweifenden Gedanken in die Gegenwart zurück. —

Der Morgen führte uns dann hinaus in das Feld, um zu jagen, und zurükgekehrt, hatten wir hinreichende Beschäftigung mit dem Präpariren des erbeuteten Wildes. Mehrere Tage verbrachten wir an einem Theile des Modderflusses, wo zahlreiche Perlhühner (Numida mitrata Pall.), wilde Enten etc. zu finden sein sollten. Ein verlassenes Haus am Flusse war das Hotel, wo wir abstiegen, der Fussboden unsere Lagerstätte, die Reisedecken unser Bett. Bald flackerte ein lustiges Feuer in dem Kamin und erleuchtete spärlich den öden Raum; wenn auch der kalte Nachtwind durch die leeren Fensterrahmen und mehrere Löcher im Dache, welche der Blitz zu verschiedenen Zeiten geschlagen hatte, scharf hindurchwehte und die Fledermäuse mit leise flappendem Flügelschlage um unsere Köpfe flogen, so störte das doch nicht den Schlaf nach einem ermüdenden Tagewerke.

Ich war noch am Abend hinausgegangen in die Mimosendickichte am

Flusse, und bald verkündete mir ein vielstimmiges, lautes Schnattern, dass die Perlhühner sich unfern auf den Bäumen zur Ruhe gesetzt hatten, wo sie sich offenbar um ihr Nachtlager stritten. Schnell war ich ihnen nahe und holte mir mehrere der Störenfriede, die sich auf den Aesten scharf gegen den Nachthimmel absetzten, herunter, wodurch sich die Ruhe sofort herstellte.

Am anderen Morgen suchten wir die Ufer mit Hunden ab und fanden auch die Hühner auf, von welchen mein Gefährte 4 Stück schoss, während mir kein einziges zu Schuss kam. Ich sah hier deutlich, was gute englische Gewehre in der Hand eines sicheren Schützen zu leisten vermögen; denn selten sprach es vergeblich aus dem Rohre Mr. Ch....n's, und die drei Dram Pulver, welche es schoss, trieben die Schroote auf Entfernungen, für mein Gewehr unerreichbar. Um Mittag gingen wir nach einer benachbarten Pfanne, auf der sich zahlreiche Enten aufhielten; hier kam nun einmal die Reihe an mich, ich schoss 4 Stück, während mein Freund leer ausging. Nach einer zweiten Nacht in dem öden Hause packten wir unsere Beute auf und kehrten nach der Farm zurück, wo ich mir das Wild abconterfeite.

Capitel X.

Politische Lage des Freistaates.

Charakter der Kaffern; Eindringen der Basuto in die Grenzen des Freistaates; der Volksraad; herrschende Krankheiten; Quacksalbererei der Boeren; Doctoren des Freistaates; theueres Leben.

Die ersten Tage des Mai sahen mich wieder in Bloemfontein, in welchem Orte seit dem 5. der Volksraad tagte, um über Krieg und Frieden mit den Kaffern zu entscheiden. Die früher vom britischen Gouvernement aufgestellte und der Orange-Republik übergebene Gränze gegen die Basutos wird durch diese wenig respectirt, und der Gouverneur der Colonie hatte die Boeren bereits Monate durch das Versprechen hingehalten, selbst zu kommen und die Gränze recht zu machen. Der Freistaat hatte geduldig gewartet und die Unverschämtheit der Kaffern ertragen in der Hoffnung auf baldige Abhülfe. Nun wurden die Briefe des Gouverneurs

immer zweifelhafter und die schwarzen Herren trotziger, so dass die Boeren sich auf Selbsthülfe angewiesen sahen.

Um die Tragweite dieser Thatsachen zu begreifen, muss man den eigenthümlichen Charakter der Kaffern kennen. Diese Race ist ohne Zweifel eine der feigsten, welche die Erde trägt; doch beim geringsten Zeichen von Furcht auf Seiten des Gegners bekommt der Kaffer Muth und kennt dann in seiner Wildheit keine Gränzen. Er übertrifft an Grausamkeit und Blutgier den amerikanischen Wilden, der ihn an edlen Eigenschaften und Muth weit überragt. Für gewöhnlich versteckt der Kaffer seine Feigheit hinter ein trotziges, anmassendes Benehmen, welches bei seiner imponirenden Persönlichkeit wohl geeignet ist, Furcht einzuflössen, sowie er indessen ernstlichen Widerstand findet, giebt er sofort nach.

Selbst bei der bedeutendsten Uebermacht haben die Eingeborenen im Felde niemals den Boeren Stand gehalten, doch wehe dem Unglücklichen, der ihnen wehrlos in die Hände fällt; er ist zu preisen, wenn die Assegai seinem Leben ein schnelles Ende bereitet. An der Leiche selbst üben sie ihre Wuth noch aus und lassen nicht eher ab, als bis der zerfetzte Körper einen möglichst schauderhaften Anblick gewährt.

So bot ein damals in der Nähe von ihnen Erschlagener das echte Bild eines Kaffernmordes. Nicht nur, dass der Kopf an verschiedenen Stellen mit den Kiri's zerschlagen und mit 5 Messerstichen durchbohrt war, sie hatten ihrem Opfer auch den Hals vollständig abgeschnitten, den Leib von der 4. Rippe an aufgeschlitzt und durch einen Kreuzschnitt das Innere ganz blossgelegt.

Bei der Behandlung des Kaffern gilt vor Allem das französiche Sprichwort: Ce n'est que le premier pas, qui coûte; von vornherein bei der geringsten Anmassung zurückgewiesen, denkt er gar nicht mehr an sein Begehren, doch geschieht dies nicht, so steigert sich seine Unverschämtheit ohne Gränzen. Sehr bezeichnend ist mir dafür ein Fall, welcher sich vor einigen Jahren in Bethanien bei einem Kaufmann ereignete, der gegen 30 Kaffern zur Verladung der Waaren im Dienste hatte. Dieselben hörten, dass der Häuptling Maroko Krieg angefangen hätte, und verliessen den Platz sämmtlich, obgleich einige noch Lohn zu fordern hatten.

Nach mehreren Monaten kamen sie wieder, als der Mann gerade allein auf seinem Platze war, und verlangten nicht nur den rückständigen Lohn, sondern auch für die Zeit, welche sie entfernt gewesen waren. Als ihre Forderung zurückgewiesen wurde, drohten sie, dass sie sich an den in der Nähe weidenden Zugochsen des Mannes vergreifen würden, worauf dieser sagte, er wolle sie lieber bezahlen. Er ging ins Haus und erschien mit

geladenem Gewehr wieder, um den Ersten, der das Vieh anfassen würde, niederzuschiessen. Sofort gaben die eben noch Trotzigen nach und beschieden sich mit der zukommenden Bezahlung, zugleich ihre ferneren Dienste anbietend; und der Mann nahm sie wieder in Arbeit, er kannte den Charakter der Kaffern so gut, dass er wusste, sie würden die einmal zurückgewiesene Anmassung nicht wieder erneuern.

Ganz anders wurde in letzter Zeit an der Gränze verfahren. Die einsamen Farmer in den Wittebergen wagten es im Hinblick auf ihre Familie nicht, Widerstand zu leisten, wenn ein Haufe Kaffern ihr Gebiet betrat, ihr Vieh stahl und allen möglichen Unfug trieb. Zähneknirschend gaben sie nach, sie wichen der ersten Anmassung, und nun brachen die Kaffern, wie ein Strom durch einen Damm, unaufhaltsam in ihre Gränzen ein.

So erschien ein Trupp auf einem Boerplatz und der Führer verlangte unter Drohungen von dem Besitzer, dass er sofort das Haus und den Ort räumte, der Kaffer wolle von jetzt an darin wohnen. Der Farmer fügte sich endlich, als er sah, dass auf Hülfe nicht zu rechnen sei, lud seine Sachen auf den Ochsenwagen und machte sich bereit, sein Besitzthum zu verlassen. Da rief ihn der Häuptling zurück und erlaubte ihm, dazubleiben: „er hätte nur sehen wollen, ob der Boer auch thun würde, was er befehle", und die Kaffern halfen dem Gedemüthigten nun sogar die Sachen wieder an Ort und Stelle zu bringen. Es zeigt dieser Fall die masslose Unverschämtheit derselben, welche selbst ohne bestimmten Zweck sich geltend macht, so lange es ungestraft geschehen kann.

Die Witteberge, früher zahlreich bewohnt, wurden fast ganz von den weissen Ansiedlern verlassen, weiter und weiter griffen die Eingeborenen um sich, und doch entschied der Volksraad einstimmig: Kein Krieg!

Dabei ist nicht zu denken, dass die Boeren glaubten, die Herren Kaffern würden mit der Zeit ein Einsehen haben und von selbst wieder in ihre Gränzen zurückkehren, im Gegentheil, dieser Beschluss eröffnete die Perspective in eine blutige Zukunft. Die Farmer, damals für einen Krieg nicht gerüstet, warteten ihre Zeit ab, wo sie dann mit aller Kraft, die unterdessen noch weiter vorgedrungenen Eingeborenen angreifen und die alte Rechnung ihnen sammt den Zinsen auszahlen konnten.*) Auch

*) Der hier vorausgesagte Krieg ist, wie bekannt, unterdessen bereits in Scene gegangen und hat, trotz der kolossalen Uebermacht auf Seiten der Basuto und der Uneinigkeit und erbärmlichen Kriegführung auf Seiten der Farmer, zu Gunsten des Freistaates geendet. Der letzte ist durch Vermittelung der englischen Regierung kürzlich beigelegt worden.

wenn das afrikanische Phlegma den Boer vom Kriege zurückgehalten hätte, so würde der Kaffer doch sicher so lange sich Uebergriffe erlaubt haben, bis der Selbsterhaltungstrieb dem Ersteren die Waffen in die Hand drückte.

So zogen sich die Wolken drohend am politischen Horizonte zusammen, und die Lage der Gränzdistrikte war eine verzweifelte zu nennen, aber in Bloemfontein merkte man wenig davon. Der Volksraad ging auseinander, harmlos wie er gekommen war, ohne auch nur Schutzmassregeln von irgend welchem Belang für die bedrohten Distrikte veranlasst zu haben.

Die Stadt wurde darauf wieder sehr still, und man hatte volle Musse zu einem beschaulichen, arbeitsamen Leben, zumal da ausserhalb der vorgeschrittenen Jahreszeit wegen wenig zu unternehmen war.

Ich verbrachte den grössten Theil des Maimonates mit Zusammenstellung meines Tagebuches bis zu diesem Datum in der Voraussetzung, dass ich später wenig Zeit dafür haben würde.

Es ist der Mai als der erste Wintermonat schon ziemlich kalt, aber gerade in dieser Jahreszeit zeigt sich die Pracht des hiesigen Klima's am günstigsten. Ein frischer, angenehmer Wind weht über die dann fahle Grassteppe und erhält die Luft selbst unter Mittag kühl; die Nächte sind allerdings kalt und häufig zeigt sich am Morgen der Boden mit Reif bedeckt, aber die trockene, regelmässige Witterung bewahrt den Körper vor Erkrankung.

Die Freistaaten sind die Landstriche, welche man preisen muss, wenn man südafrikanisches Klima empfehlen will, die Uebelstände der Kolonie und des Cap treten hier nicht hervor. Auch wenn sich die Wolken im Winter sehr dicht aufthürmen, erfolgt doch selten ein Ausbruch, und nie ist der Regen von langer Dauer. Der Süd-Ost, welcher sich hier allerdings auch bemerkbar macht, ist nicht in dem Grade lästig, wie weiter südlich, so dass trüber, umzogener Himmel bei frischer, zuweilen empfindlich kalter Luft die einzigen Unannehmlichkeiten in seinem Gefolge sind. Während der Zeit, welche ich im Freistaate verweilt habe, ist der Wind niemals so ungestüm geworden, dass man seine Stärke unbequem empfunden hätte, und auch der Staub war dem zu Folge nur mässig. Im Frühjahr dagegen sollen heftige Stürme häufig sein, wo sich dann der Staub massenhaft erhebt, wie ein dichter Nebel über die Gegend gezogen kommt und Alles mit einer wahren Kruste überzieht.

Die Gesundheit des Klima's tritt klar zu Tage, wenn man die in diesen Landstrichen herrschenden Krankheiten ins Auge fasst; Schwind-

sucht ist an Einheimischen unbekannt, ich selbst habe nur Ausländer, die schon sehr krank hierher kamen, daran starben sehen; andere, bei welchen das Uebel noch nicht so weit vorgeschritten war, befanden sich ausgezeichnet.

Die hauptsächlichsten Krankheiten, veranlasst durch heftigen Temperaturwechsel und andere klimatische Einflüsse, sind Hals- und Lungenentzündungen, von welchen die ersteren unter der diphtheritischen Form sich häufig epidemisch verbreiten und viele Kinder dahinraffen.

Aber trotz des vortrefflichen Klima's ist doch der Boer selten gesund, was wohl in der unverständigen Lebensweise und dem Fehlen jeder geistigen Anregung seinen Grund hat. Ausser der „Verkoudheid*)“, welche hier wie in der ganzen Welt eine grosse Rolle spielt, sind es gewisse Symptomencomplexe, über die gewöhnlich geklagt wird und die mit bestimmten Namen belegt werden.

Obenan steht in Folge der trägen Lebensweise und reizlosen Kost die „Aanbeijen“, Hämorrhoidalleiden, deren Verbreitung eine sehr grosse ist, und die vom Boer aber auch im Kopfe, in der Brust u. s. w. gesucht werden; ferner die „Benaauwdheid“, worunter bei Männern Asthma, Schwindel, bei Frauen hysterische Leiden verstanden werden; endlich die „Zinkings“, jedes beliebige rheumatische Leiden, obgleich ursprünglich für Kopfrheumatismen gemeint. Ist der Boer frei von diesen Leiden, so hat er gewiss irgend wo „Steeke“, was eine sehr häufige Klage ist; beliebige andere Affectionen, welche mit fieberhaftem Allgemeinbefinden einhergehen, werden als „Koorts-Ziekte“ bezeichnet; Krampfanfälle, besonders bei Kindern hier zu Lande zahlreich vorkommend, fasst man ebenfalls als eine besondere Krankheit auf und belegt sie mit dem Namen „Stuipe“.

Diese etwas populäre Anschauung wäre an und für sich nicht so schlimm, der Fehler ist nur der, dass sämmtliche Affectionen, in ein derartiges Schema gebracht, auch demgemäss von den Leuten selbst nach den Regeln der „opregten Halleschen Medicijn“ kurirt werden. Bevor der Doctor gerufen wird, sind meistens schon sämmtliche Mittel der Hausapotheke nach einander, oder, was auch häufig genug ist, zu gleicher Zeit probirt worden.

Wohl in keinem Lande ist der Unfug der Patent-Medicinen so arg, wie in Süd-Afrika; nicht nur in den Apotheken, sondern in jedem beliebigen Laden im Lande werden für theueres Geld unter den hoch-

*) Erkältung.

trabendsten Namen eine ganze Reihe von Arcana verkauft, welche nur zum kleinsten Theil dem Laien zu empfehlen sind. Meistens sind es gewisse Excitantia oder Drastica, die den wunderbaren Heilmitteln zu Grunde liegen, letztere zuweilen in entsetzlicher Zusammenstellung und Dosis; doch dies behagt dem Bauer gerade, er will für sein Geld etwas sehen und fühlen. Wenn die Pille ihn so recht im Leibe zwickt und er für 24 Stunden sich nicht zu lassen weiss, dann lobt er die Medicin und ist mit dem Doctor zufrieden, die gelinden Mittel finden nicht seinen Beifall. Wird ihm etwas in flüssiger Form verschrieben, so muss es eine hübsch grosse Flasche voll sein, für eine kleine will er Nichts bezahlen. Der Arzt, welcher seinen Vortheil versteht, giebt daher ein Mittel, welches bei uns als Tropfen in einer Unzenflasche gegeben werden würde, mit 24 Unzen Wasser vermischt und lässt es gläserweise trinken; dann berechnet er nach dem Gewicht den Preis, und der Boer bezahlt gern, weil er viel für sein Geld bekommen hat.

Was die werthen Collegen in Süd-Afrika anbelangt, so lässt sich darüber im allgemeinen wenig Rühmliches sagen; die tüchtigsten Doctoren sind daselbst, wie in der ganzen Welt, deutsche Aerzte, unter welchen ich mehrere von bedeutender wissenschaftlicher Bildung kennen gelernt habe. Sie sind auch am meisten beliebt, und die schwache Opposition, welche an manchen Orten durch die englische Parthei dagegen versucht wird, leidet gewöhnlich baldigst Schiffbruch.

Solche Collegen sind aber als rarae aves zu bezeichnen, die gewöhnliche Sorte der im Inlande Practicirenden besteht aus gewesenen Apothekern, Chirurgen, Barbieren und allem möglichen Gelichter von grösserer oder geringerer Gefährlichkeit für das Publikum.

An diese schliessen sich die Missionare und andere in ihrem Fache vielleicht recht gebildete Leute an, welche mit einem oberflächlichen Buche über Pathologie und Therapie in der Hand, gewöhnlich „Graham's Domestic Medicin“, sich alles Ernstes für Aerzte halten und mit der grössten Kaltblütigkeit die gefährlichsten Mittel verschreiben, ohne im Stande zu sein, eine Diagnose zu stellen.

Doctor und Apotheker vereinigen sich in der Regel in einer Person, jeder Arzt bereitet und verkauft die von ihm selbst verschriebenen Mittel, worin sein Hauptverdienst besteht; für eine Consultation, sowie für die Besuche wollen die Leute nicht gern bezahlen, und die Patienten werden dem zu Folge mit Medicinen überhäuft, um die Rechnungen gewichtiger zu machen.

Mir ist der Fall vorgekommen, dass einer Frau, welche an einem

unheilbaren Herzfehler litt, 3 verschiedene Tropfen verschrieben wurden, die in bestimmtem Verhältniss gemischt und mit einem Glase aus einer vierten, 32 Unzen haltenden Flasche genommen werden sollten; die Rechnung dafür würde sich etwa so stellen: 1 Flasche von 32 ℥, a S. 1 = S. 32; 3 Flaschen von je 2 ℥, a S. 5 = S. 15, macht für Medicin £ 2 S. 7. Folgt die Berechnung der Besuche etc., wobei der Doctor ausserhalb des Ortes im allgemeinen £ 1 ansetzt für jede Stunde, die er von seinem Standquartier entfernt ist.

Diese uns enorm scheinenden Preise sind nicht ausser Verhältniss mit denen, welche von den Handel- und Gewerbetreibenden gefordert werden. Eine Familie kann in der Stadt, wenn sie anständig auftreten will, nicht unter £ 1000 jährlich auskommen, für welche bedeutende Summe doch nur das Nothwendigste beschafft werden kann.

Wenige Leute sind so gestellt, dass sie, wie man sagt, ein Haus machen können; dazu kommen die vielen, kleinen Feindseligkeiten und Partheiungen, welche eine aus allen Theilen der Welt zusammengeworfene und in einen kleinen Raum zusammengedrängte Gesellschaft nothwendig zerreissen müssen, wodurch das gesellige Leben in diesen Landstädtchen ein sehr dürftiges wird. Meist leben die Familien für sich, verkehren kaum mit einem oder dem anderen Nachbar und sprechen gern von dem Zeitpunkt, wo die Umstände es erlauben werden, nach Europa zurückzukehren. Manche kaufen sich auch an und wohnen auf der Farm, welche wenigstens die Möglichkeit giebt ungestört und unangefeindet zu leben, während man doch in der Stadt wenig oder Nichts aufgiebt.

Ich meinestheils floh gern von Zeit zu Zeit den kleinstädtischen Ort, um wieder einmal die freie Luft der Steppe zu athmen. So machte ich mit Herrn Ch....n im Anfang des Juni den ersten Jagdausflug auf grösseres Wild, das jetzt wegen des Winters bedeutend näher an Bloemfontein herangerückt war. Zu dieser Parthie, welche natürlich im landesüblichen Ochsenwagen unternommen wurde, hatte ich mir, gewarnt durch die bei der Fahrt nach Boshof gemachten Erfahrungen, eine englische Small Bore Rifle beigelegt, deren langes cylindrisches Geschoss bis auf 1000 Schritt mit grosser Sicherheit traf. Diese zwar einfach und schmucklos gearbeitete, aber zuverlässige Waffe wollte ich jetzt einweihen, während mein Jagdgefährte eine allerdings vortheilhaftere, englische Doppelbüchse führte, deren Visire bis auf 400 Schritt reichten, mit konischer, schwerer Kugel.

Capitel XI.

Jagdausflug in die Steppe — Boshof.

Fata morgana; Aasgeier; Schwierigkeiten der Orientirung; Distanzen abschätzen; die Termiten; zweite Fahrt nach Boshof; Familienleben der Boeren; Doppers; Ausgrabungen.

Im Ochsenwagen, unserem beweglichen Hause, zogen wir hinaus in das Feld und lagerten uns in der Nähe kleiner Wasserbecken, Pfannen genannt, um welche sich das Wild zusammenzieht. Die Thiere waren nicht so zahlreich als gewöhnlich und erwiesen sich ziemlich scheu, so dass mein weittragendes Gewehr zur vollen Geltung kam. Ich schoss mein erstes Wilde Beest aus einem Trupp auf 700 Schritt, und selbst auf diese Entfernung hatte die Kugel das ganze Becken oberhalb des Hüftgelenkes zerschmettert und war erst auf der anderen Seite unter der Haut ermattet; ein einzelnes Gnu erlegte ich auf 400 Schritt, einen Springbock auf 300 Schritt.

Diese Art zu jagen ist aber weder die gewöhnlichste noch die practischste, Schüsse auf die oben angegebenen Entfernungen werden nur ausnahmsweise gemacht, da man in der Regel dem Wilde mit Hülfe der Pferde aufjagt. Auch wir hatten unsere Gäule mitgenommen, Ch....n 4, ich 2, die meinigen waren aber bei dem eintretenden Mangel an Gras und wegen der überstandenen Reise nicht in dem Zustande, um als Renner Grosses zu leisten, während die anderen frische Pferde waren, die nun in Ermangelung anderer Nahrung mit Kafferkorn gefüttert wurden.

So lange man die Thiere nicht nöthig hat, laufen sie gekniehaltert im Felde, d. h. es wird der Riemen am Halfter um ein Vorderbein geschlungen, wodurch man schnelles Laufen verhindert; die afrikanischen Pferde sind so daran gewöhnt, dass sie sich durch dieses Hinderniss gar nicht belästigt fühlen. In der Nacht werden sie gespannt, indem man die vorderen Fesseln durch einen Riemen eng zusammenbindet; sie können dann die Vorderfüsse nur gleichzeitig bewegen und daher nur sehr mühsam laufen. Gewöhnlich halten sich die Pferde ruhig beim Wagen, in so fern sie nur Wasser und Futter in der Nähe haben und kein Platz in der Umgegend ist, den sie genau kennen; ausnahmsweise laufen aber selbst gespannte Pferde in der Nacht meilenweit zurück nach der Farm, von der sie gekommen sind.

Am Morgen, wo der kalte Wind den Schläfer frühzeitig munter macht, erhebt man sich, lugt heraus aus dem Wagen und die erste Frage ist: Wo sind die Pferde? Die Farbigen mit den scharfen, an die Steppe gewöhnten Augen haben die Thiere schnell selbst in grösserer Entfernung entdeckt und werden nun ausgeschickt, sie zusammenzutreiben.

Unterdessen brodelt ein Kesselchen mit Café an dem spärlichen Feuer von Reisern oder häufiger von trockenem Kuhdünger, und der zwar etwas trübe, aber kräftige Trank verscheucht das leichte Frösteln des Morgens. Die Toilette nimmt im Felde nicht viel Zeit in Anspruch, die Ausrüstung ebensowenig; der Schiessgürtel, an dem die schmale Kugeltasche und das Pulverhorn hängt, wird umgeschnallt, das unterdessen herbeigekommene Pferd gesattelt, und damit ist Alles zum Aufbruch vorbereitet. Nachdem der Jäger ein Stück Brodkuchen, wie er von den Schwarzen auf dem Rost gebacken wird, als Morgenimbiss genossen hat, ergreift er seine Büchse, schwingt sich in den Sattel, und dahin geht es in den herrlichen, frischen Morgen hinaus.

Was ist nun das Ziel, welches uns leitet? Wohin sollen wir uns wenden in der unabsehbaren Fläche? Da ist kein Zaun, der uns einschränkt, kein Gränzstein, der sein drohendes: Memento! dem Jäger zuruft. Frei von allen beengenden Gränzen der Civilisation, frei von jeder Sorge des alltäglichen Lebens, frei von aller Krankheit und Noth, — so fühlt man sich in der winterlichen Steppe des inneren Afrika. Niemand, der nicht selbst die Zauber dieser Gegenden gekostet hat, kann sich eine Vorstellung machen von dem wonnigen Gefühl, mit dem man hier auf frischem Pferde durch die Gefilde einherjagt.

Von bläulichem Duft überlagert, dehnt sich die Fläche rings um uns aus, nur der Horizont ist besetzt mit mannigfaltig gestalteten Bergformen, bald wie riesige Häuser, bald wie Dome erscheinend, durch die Fata morgana, welche alle entfernten Gegenstände in wunderbarer Weise umgestaltet.

Sieh! Die mächtigen Kuppeln, welche sich dort hinten in der Ferne erheben, sie sind nichts als die Trauerweiden einer bereits unter dem Horizont verschwundenen Farm, welche, durch die Luftspiegelung gehoben und vergrössert, dem Wanderer wiedererscheinen. Was sind das für Seen dort hinten, in denen sich die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen spiegelt? Jene ganze Bodensenkung scheint erfüllt zu sein mit köstlichem Wasser! Alles eitel Trug und Blendwerk, geehrter Fremdling; die untersten Luftschichten, durch die Strahlung vom Boden erwärmt, reflectiren das Sonnenlicht und spiegeln Seen vor, wo der Verschmachtende die dürre

Steppe vergeblich nach einem Trunk Wasser durchsuchen würde. Doch da drüben, abgewandt von der Sonne, das muss Wasser sein! Allerdings, das ist Babers Pan, das grösste Becken dieser Gegend, dort sollen wir den Wagen nach vollbrachtem Tagewerk wiederfinden.

Unfern erhebt sich eine felsige Kuppe aus der Ebene, rings dehnen sich Flächen mit niedrigen Büschen bewachsen aus, dahin wollen wir uns wenden; die Springböcke lieben das Bos-Veld. Schnell ist der Ort erreicht und rechtfertigt die gehegte Erwartung, indem sich mehrere Trupps der Thiere im Gefilde blicken lassen. Da verschwinden einige derselben in zierlichen Sprüngen hinter der nächsten Erhebung, vermuthlich halten sie nicht weit hinter derselben. Lassen wir das Pferd ruhig stehen, es kennt das Geschäft und wird seinen Platz nicht verlassen; wir schleichen heran an den höchsten Punkt, sehen hinüber und richtig, dahinter stehen die Antilopen, nicht weiter wie 200 Schritt entfernt.

Dort dem vordersten Stück gilt es, die Büchse senkt sich ruhig, ein Augenblick noch und der Schuss donnert durch die schweigende Ebene. Fort eilen die erschreckten Thiere, doch das gewählte Opfer bleibt zurück und thut sich bald nieder, es erweist sich als waidwund geschossen. Bald ist es in unsern Händen, aber noch haben wir damit das Werk nicht vollendet, es gilt jetzt das erlegte Wild zu sichern; dazu gehört, dass es ausgebrochen wird und dann entweder sogleich auf dem Pferde zum Lagerplatz gebracht, oder zunächst an dem Orte gelassen, aber gegen das Raubzeug gesichert wird.

Dies Letztere erreicht man, indem man die Bauchhöhle mit Gras ausstopft und das Thier mit Büschen bedeckt, an welche man ein Taschentuch oder dergleichen als Scheuche befestigt; fehlt es an Büschen, so kann man das Wild in Erdhöhlen, Ameisenhaufen oder dergleichen verstecken, um es späterhin abzuholen.

Nachdem Alles vollbracht ist, springen wir wieder in den Sattel, und weiter geht es jener fernen Hügelkette zu.

Was ist das für eine Gesellschaft von Kuttenträgern, die dort feierlich im Kreise um einen unförmlichen Gegenstand herumhocken? Derselbe scheint ihre ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, so dass wir ganz nahe herankommen können, ohne sie zu stören in ihrer Beschäftigung. Wir kennen diesen Orden schon, es sind die Aasvögel, welche hier gerade in Arbeit sind, ein verendetes Gnu nach ihrem einfachen Ritus zu begraben.

Die Dreistigkeit und Fresslust dieser Vögel ist ausserordentlich;

schon bevor das geschossene Wild den letzten Athemzug gethan hat, zeigen sie sich hoch in der Luft und schweben in weiten Kreisen über dem Orte hin, bis der Jäger die Beute verlässt, worauf sie alsbald in dichten Schaaren auf den Frass herabstürzen.

Lassen wir sie schwelgen bei ihrem eklen Mahle, da anziehendere Bilder unseren Augen erscheinen. Wir kommen jetzt mitten hinein in das Wild, auf allen Seiten ziehen Schaaren von Wilde-Beester und Blessböcken flüchtigen Laufes über die Ebene; durch geheimnissvollen Drang getrieben, wandern sie durch die Flur, alle in derselben Richtung, von welcher sie ungern abzuweichen scheinen. Was die Thiere treibt, wohin sie eilen, Niemand vermag es zu sagen; sicher ist, dass der Wind nicht die alleinige Ursache dieser Erscheinung ist. Häufig laufen sie allerdings der herrschenden Luftströmung entgegen, doch ist diese Richtung nicht beständig, so dass noch andere Ursachen mit im Spiele sein müssen. An bewegten Tagen beeinflusst die Witterung, welche das Wild von dem Jäger bekommt, die Bewegungen desselben, indem es öfters gelingt einen Trupp Wilde-Beester etc. durch geschickte Manöver znm Umdrehen zu bringen.

Der Jäger nähert sich unter dem Winde und jagt den Thieren soviel als möglich auf; plötzlich ändert er aber seine Richtung, wendet sich halb gegen den Wind und die Thiere bekommen dadurch Witterung von ihm. Wenn dies geschieht, so dreht das führende Stück in der Heerde zuweilen um, und während die übrigen eins nach dem andern folgen, bilden sie einen Knäul, in welchen der Schütze mit Gemächlichkeit seine Kugel zu schicken vermag.

Dies plötzliche Umwenden kommt aber auch unabhängig vom Winde vor, und es dürfte daher im einzelnen Falle schwer sein zu beweisen, dass die Witterung den Grund dafür abgegeben hat. Der Afrikaner nennt dies eigenthümliche Manöver der Gnu's: Sie machen die Mühle. Der erste wandernde Trupp, welchem der Jäger am Morgen begegnet, giebt ihm die Richtung für den betreffenden Tag an, er weiss dann, wo er das Wild zu suchen hat, und richtet darnach seinen Plan ein. Die genaue Bekanntschaft mit diesen Gewohnheiten der Thiere macht den Einheimischen dem Fremden sehr überlegen; der Erstere wird mit geringer Mühe drei Mal so viel sehen und in Schussweite bekommen als der Letztere, welcher aus Unkenntniss dem Wild vielleicht gerade aus dem Wege reitet.

Wir sind aber heut nicht so unglücklich, verschiedene Schaaren kreuzen unseren Weg, ein Trupp Wilde-Beester nicht weiter als 400 Schritt. Stetig dringen sie vorwärts in einer bestimmten Richtung, dort jenen Punkt müssen sie passiren, dahin geht nun auch unser eiliger Lauf. Jetzt

heisst es, den Sporen *) in die Flanke zu setzen, da man das Pferd nicht schonen darf, wenn man dem flüchtigen Wilde vorausjagen will. Der Vorsprung wird gewonnen, das Ziel ist erreicht, und das erste Stück der Heerde passirt dasselbe nicht weiter wie 100 Schritt entfernt. Jetzt schnell herunter vom Sattel, die bereitgehaltene Büchse gespannt, und sowie auch das letzte Stück der Heerde vorbei ist, wird den Davoneilenden die verderbliche Kugel nachgeschickt.

Da die Thiere meist in einfachen oder doppelten Reihen laufen, so ist das Ziel unter diesen Verhältnissen ein ziemlich grosses; aber das durch die Aufregung der Jagd und den scharfen Ritt wallende Blut trübt das Auge und macht die Hand des Jägers zittern, so dass manche Kugel unschädlich zur Seite geht und mit singendem Ton von dem harten Boden wieder aufsteigt. Das Geräusch, welches das Geschoss beim Einschlagen macht, ist es hauptsächlich, was den Schützen benachrichtigt, ob er getroffen hat oder nicht; der Kundige unterscheidet leicht den eigenthümlich scharfen, krachenden Ton, mit dem die Kugel den Knochen durchbricht, von dem matten Geräusch, welches sie auf der Erde verursacht, oder dem harten Schlag, mit dem sie gegen einen Stein fährt, so wie dem dumpfen, hohlen Ton beim Durchdringen des Bauches. Der einheimische Jäger zählt auch mit schnellem Blick während des Rittes den Trupp, um nach dem Schuss zu wissen, ob ein Stück gefallen ist, da das Gestrüpp oder Bodensenkungen das erlegte Wild häufig verdecken. Oefters erfreut der scharfe Schlag der Kugel das Ohr des lauschenden Schützen, und doch geht das Wild fort, vergeblich verfolgt von dem wieder aufgesessenen Jäger, wenn ein nicht tödtlicher Fleck getroffen ist. Etwas erleichtert wird das Verfolgen verwundeter Stücke dadurch, dass die Heerde das schweissende Thier nicht unter sich duldet, sondern mit Gewalt austreibt, wesshalb man dasselbe nicht so leicht aus den Augen verliert. Ist ein Hinterlauf gebrochen, so ist das Wild dem Jäger, insofern dieser ein ausdauerndes Pferd hat, in der Regel verfallen, doch mit zerschmettertem Vorderlauf geht es meist noch so schnell, dass man gezwungen ist die Jagd aufzugeben.

So ziehen wir unter wechselndem Glück durch das Feld dahin, da erscheint plötzlich ein Trupp Blessböcke in der Scene und reizt unsere Jagdlust aufs neue. Reiten wir dort über jenen kleinen mit einzelnen Büschen bewachsenen Hügel und schneiden dadurch den Thieren den Weg ab! In vollem Galopp sprengen wir an, doch das eben noch so willige Pferd wird auf einmal störrig, und bei dem unerwarteten Aufhalten desselben räumt

*) Man trägt in Afrika gewöhnlich nur einen, den linken.



der Reiter beinahe den Sattel. Weder im Guten noch im Bösen ist es über die Höhe hinwegzubringen, oder es bewegt sich wenigstens nur höchst bedächtig im Schritt vorwärts. Da sieht man bald den Grund dieses sonderbaren Benehmens, das kundige Thier hat den Ort schon von fern als eine Colonie von Springhasen und Mierkatzen erkannt, die das Erdreich in grosser Ausdehnung unterwühlen und sehr gefährlich für die Pferde machen.

Aber selbst bei der grössten Vorsicht ereignet es sich doch sehr häufig, dass man in Löcher geräth, die sich plötzlich zwischen den Büschen aufthun, und Ross und Reiter küsst dann meistens den Boden. Die Gewandtheit der Leute beim Stürzen ist bewunderungswürdig, zumal wenn man bedenkt, dass die eine Hand zum Halten der geladenen Büchse gebraucht wird. Stets wirft sich der Reiter zur rechten Zeit seitwärts und mit der einen Hand das Aufschlagen auf den Boden abwehrend, hebt er in der anderen das Gewehr hoch, um es vor dem Zerbrechen zu bewahren; schwere Unglücksfälle sind selten, obgleich das Stürzen sehr häufig ist.

So stürzte Mr. Ch. in den zwei Tagen, wo wir zusammen waren, 5 Mal durch das Einbrechen des Pferdes in Löcher, ohne sich irgendwie Schaden zu thun, oder seine Büchse zu beschädigen. Das eine Mal war er gerade einem Trupp Blessböcke aufgejagt und machte sich bereit abzuspringen, um zu schiessen, als das Pferd fiel und ihn nach vorn zu Boden schleuderte; obgleich er dabei mit dem Kopf auf die Erde schlug, sprang er doch sofort auf und schoss eine der Antilopen, bevor sie über 200 Schritt hinaus waren. Ich selbst bin mehrmals zu verschiedenen Zeiten gestürzt, ohne mir im geringsten Schaden zu thun. Man lernt es bald, Ruhe und Kaltblütigkeit dabei zu behalten, sowie die nöthigen Vorsichtsmassregeln dafür zu treffen; zu diesen gehört, dass man nie anders als mit aufgeklappten Sturzbügelfedern reitet und, bevor man abspringt, die Steigbügel fahren lässt, um nicht in diesen hängen zu bleiben. Der Afrikaner trägt verständiger Weise nie einen grösseren, harten Körper in den Taschen, damit er beim Fallen sich nicht an ihm verletzen kann; ein kleines Einschlagemesser von gewöhnlicher Form ist Alles, was er bei sich führt, und dies ist ausreichend zum Ausbrechen des Wildes. Das Gewehr soll auf dem rechten Schenkel aufgestützt oder vorn quer über dem Sattel getragen werden, aber nie über der Schulter, da man sonst, wenn man nach vorn zu stürzt, gerade auf dasselbe zu liegen kommt.

Wohl! Unsere Blessböcke sind unter der Zeit wahrscheinlich schon zu weit entfernt, um ihnen noch länger nachzujagen, und ausserdem steht jetzt die Sonne im Mittag, zu welcher Zeit sie durch die dünne Luft er-

barmungslos auf die Steppe herniederstrahlt. Wir wollen zurückkehren, doch fragt es sich nun: Wo ist der Wagen zu suchen? Kreuz und quer hat uns das Verfolgen des Wildes geleitet, hinweg über Hügel, durch Ravinen hindurch, und jetzt liegt ringsumher die Ebene mit der gleichen Bewachsung, dem gleichförmigen Aussehen sich für Meilen und Meilen hinziehend. Der Compass führt nicht zum Ziele, da es unmöglich ist, sich beim Jagen die jedesmalige Aenderung der Richtung zu merken, und es bleiben daher für die Orientirung nur die fernen Bergkuppen am Horizonte übrig; diese muss man sich bemerken in ihrer Gestalt und Stellung zu einander, um seinen Weg wieder zurückzufinden. Ausserdem lernt man aber auch in der eintönigsten Steppe gewisse geringe Unterschiede der Bodenformation, sonderbar gestaltete Büsche, Ameisenhaufen oder herumliegende Knochen zu beobachten als Merkzeichen für die Gegend, da man sonst doch den Wagen, der in einer Bodenvertiefung steht, verfehlen kann.

So verlor vor einigen Jahren ein englischer Kapitain Shelley, der zur Jagd in das Innere ging, nördlich von Kuruman seinen Wagen und konnte ihn trotz aller Mühe nicht wiederfinden. Nachdem er mehrere Tage vergeblich darnach gesucht hatte, blieb ihm Nichts übrig, als allein nach Kuruman zurückzukehren. Drei Wochen, nachdem er von dem Wagen abgekommen war, traf er wieder in diesem Orte ein, wo ihn die Missionare, obgleich sie ihn früher kannten, für einen der Farbigen hielten, so sehr hatten ihn die Strapazen und das ausgestandene Elend entstellt.

Wir sind diesmal unseres Weges sicher; denn wenn wir die Richtung nach jenem fernen Berge einschlagen, müssen wir die Spur finden, welche der hier durchgekommene Wagen am Morgen zurückgelassen hat, und ihr folgend, erreichen wir ihn sicher. — Da ist die Spur, deutlich zieht sie sich über dem Boden hin, noch ein kurzer Ritt, und die Pfanne glänzt uns entgegen, an deren Rand wir die Zugochsen und Reservepferde sich herumtreiben sehen. Beim Wagen angelangt, finden wir den Gefährten schon zurückgekehrt, die Erlebnisse des Morgens werden berichtet und neue Plane gemacht, während man das einfache Mahl, bestehend aus geröstetem oder gekochtem Wildfleisch und Reiss, einnimmt. Nach kurzer Rast wird ein frisches Pferd eingefangen, aufgesattelt und wieder ausgezogen in die Flur, wo wir jetzt am Nachmittag das Wild und zumal die Springböcke viel zahmer finden, als am Morgen. Die ermattende Sonne scheint ihren Einfluss auch auf die Thiere des Feldes geltend zu machen. Spät am Abend kehren wir heim zum Lagerplatz, von dem der Wagen in der Zwischenzeit aufgebrochen ist, um die Jagdbeute von den bezeichneten

Plätzen herbeizuholen. Die Leute sind gerade von dieser Fahrt zurückgekehrt und beschäftigen sich nun mit dem Zerlegen der Thiere, welche rings um den Wagen den Boden bedecken.

Es folgen jetzt die Abendunterhaltungen, welche bestehen in der nochmaligen Recapitulation der genossenen Jagdfreuden, vergleichender Betrachtung der Gewehre und Pferde, einer Parthie Piquet etc., oder im Lauschen auf das drollige Geplauder der Farbigen. Dort am Boden um das Feuer, welches seinen matten Schein auf die Umgebung wirft, sitzt ein Kleeblatt von ebenso pittoresker wie humoristischer Gestalt: Als Hauptperson zeigt sich darin unser Haushofmeister, eben mit dem Zubereiten des Abendessens beschäftigt, welches lustig in der Pfanne prasselt; dieser Bursche mit dem braungelben Gesicht, in dem Dummheit gepaart mit Gutmüthigkeit deutlich zu lesen ist, erscheint ganz erfüllt von der Bedeutung seines Amtes und der Verantwortlichkeit seiner Stellung, so dass er nur ab und zu sich die Zeit nimmt, ein Wort in die Unterhaltung einzustreuen. Diese wird hauptsächlich geführt zwischen einem Kaffer, dem obersten Vorgesetzten der Ochsen, und einem Bastaard, dem Aufseher über die Pferde. Der Bastaard, aufgebläht durch seine hohe Abkunft, sowie den Umgang mit Weissen, in deren Diensten er schon längere Zeit gestanden hat, erhebt sich stolz über den armen Kaffern, welcher, die Beine an den Leib gezogen, am Feuer hockt und seine schmalen Hände in die lodernde Flamme hält, scheinbar ohne irgend welches Gefühl zu empfinden. Die schlanken Glieder des Letzteren sind nur von dem Caross bedeckt, sein Wollkopf ist ohne Schutz gegen die Nachtluft, während der Erstere in vollständiger Kleidung sich als Stutzer vorkommt, wenn auch seine Hosen so bunt aussehen wie die Karte von Deutschland, und die einzelnen Fetzen ebenso locker zusammenhängen wie die Staaten dieses Landes vor 1866. Mit der besonderen Geschicklichkeit der Farbigen, die kleinen Fehler ihrer Mitmenschen aufzufassen, und der ganzen Bosheit der Mischlingsracen zieht er gegen den Kaffern los, der die Angriffe mit einer Verschmitztheit parirt, wie sie dieser Nation oft eigen ist. Selten bleibt er die Antwort schuldig, zum wenigsten erfolgt ein eigenthümlich prononcirtes: Im, im! mit bezeichnendem Blick. So geht das Geschwätz in schlechtem Holländisch den ganzen Abend fort, bis das erlöschende Feuer die Plaudernden zur Ruhe bringt, und bald verkündet ihr Schnarchen, dass das Geheul der Hyänen und Schakale in der Umgegend ihren Schlaf nicht stört; in der Nähe des Wagens hört man nur noch das zeitweise Schnaufen der über Nacht an der Deichsel festgebundenen Ochsen und das leise Knistern in der Asche des verglimmenden Feuers. —

Dies Bild, wie ich es hier zu entwerfen versucht habe, soll eine Vorstellung geben von der Art und Weise, wie die Jagd in den südafrikanischen Steppen betrieben wird. Es giebt aber nur die Umrisse, da im Einzelnen die Scenen mit grosser Mannigfaltigkeit wechseln und die Kenntniss der für den Jäger wichtigen Punkte allein ein Buch füllen würde.

Eine der grössten Schwierigkeiten ist dabei das Abschätzen der Distanzen, weil die Steppe so flach und kahl ist; es fehlt an zwischenliegenden Objekten, welche in anderen Gegenden die Entfernungen viel leichter kenntlich machen. Man vermag allein nach der scheinbaren Grösse des Wildes d. h. nach dem Sehwinkel zu urtheilen, und darin täuscht wieder die Luftspiegelung so sehr, dass der Ungeübte meist irre geleitet wird. Erst durch lange Praxis vermag man die Distanzen annähernd richtig zu schätzen, die erste Zeit bleibt das Schiessen Nichts, wie ein Probiren auf gut Glück. Ein Umstand kommt dem Schützen dabei zu Hülfe und macht auch das Fehlschiessen zu einer nützlichen Uebung, nämlich, dass man auf dem spärlich bewachsenen, trockenen Grunde in der Regel die Kugel aufschlagen sieht und also den begangenen Fehler selbst controliren kann.

Auch aus meiner Büchse war während zweier Jagdtage gar mancher Uebungsschuss der Art gefallen, doch für den Anfang durfte ich wohl mit dem Erfolge zufrieden sein, und sattelte daher am dritten Morgen mein Pferd, um nach Bloemfontein zurückzureiten, woselbst mannigfache Beschäftigungen meiner warteten.

Mitte Juli war das Wetter empfindlich kalt und die mangelhaften Einrichtungen dagegen hatten zur Folge, dass man sich sehr unbehaglich fühlte. Ein spärliches Kaminfeuer von Oliven- oder Mimosenholz ist Alles, was zur Vertreibung der Kälte gethan werden kann; bei der Unzulänglichkeit des Holzes brennt man meistens nur in einem Zimmer Feuer, im ganzen übrigen Hause ist die Temperatur so niedrig, dass die Finger beim Schreiben erstarren und man kaum im Stande ist, längere Zeit still auf einer Stelle zu sitzen. Die undichten Thüren und Fenster, sowie die schwachen Bedachungen sind unvermögend die Wärme zurückzuhalten, so dass man auch in geheizten Zimmern ausser in der unmittelbaren Nähe des Feuers friert.

In den wenigsten Häusern finden sich gedielte Fussböden, was als grosser Luxus betrachtet wird. Gewöhnlich besteht der Boden aus rohen Backsteinen, welches afrikanische Parquet auch in afrikanischer Weise gebohnt wird; es wird nämlich wöchentlich einmal der Reinlichkeit (!) halber

mit frischem Kuhmist überstrichen. Nun, das Sprichwort sagt ja: Ländlich, sittlich! und man kann den Leuten die eigenthümliche Vorstellung von Reinlichkeit wohl zu gute halten, zumal da sie glauben, dass durch jene Procedur das Ungeziefer abgehalten wird.

Unter diesem wird eine sehr schlimme Sorte, die Termiten oder Rijsmieren, leider nicht dadurch zurückgeschreckt; sie statten immer ab und zu ihren angenehmen Besuch ab und scheinen dabei die Ueberraschungen zu lieben. Bald erscheinen dieselben in grosser Zahl nach Durchbrechung des Fussbodens unter den Antilopendecken, welche darauf ausgebreitet sind, emsig beschäftigt, sie vollständig zu verzehren; man verbittet sich den Besuch, vertreibt sie durch irgend ein Mittel, und ein paar Tage darauf zeigen sich die Verderber vielleicht oben an der Decke ebenso eifrig bemüht die gefirnisste Leinwand an derselben zu zernagen, nachdem sie hinter der Tapete senkrecht an der Wand in die Höhe gestiegen sind. Die Schnelligkeit dieser Thiere bei ihrem Zerstörungswerk ist ausserordentlich, die Hartnäckigkeit, mit der sie immer wieder an einer anderen Stelle erscheinen, mehr merkwürdig als angenehm. Dabei sind sie gar nicht wählerisch, sondern vertilgen ohne Unterschied Alles, was ihre gewaltigen Kiefer klein bringen können, mit wenigen Ausnahmen. Zu diesen gehört, wie es scheint, Juchtenleder wegen des starken Geruches, denn während die Termiten einen aus Leinwand gefertigten Ueberzug meines Koffers in wenigen Tagen auffrassen und aus Saffianleder geschnittene Riemen daran stark zernagten, rührten sie doch den aus Juchten gefertigten Koffer selbst nicht an. Die beste Vorsorge gegen solche Unannehmlichkeiten sind aber Blechkästen für alles, was die Rijsmieren mit Vorliebe fressen, und ausserdem Aufmerksamkeit, damit man sie schnell vertreiben kann, sowie sie aufstossen. Das sicherste Mittel dazu ist Insektenpulver in die Löcher zu streuen oder Terpentin hineinzugiessen; Manche wenden auch mit Arsenik getränktes Stroh zur Vergiftung an. Wenn man unter dem Fussboden eine Lage Salz ausbreitet, so soll dies die Termiten am Durchbrechen verhindern, wie von glaubwürdigen Leuten versichert wird. Eine so einfache Vorsichtsmassregel dürfte sicherlich zu empfehlen sein bei jedem Hausbau, da der Schaden, welchen die Thiere anrichten, eben so gross ist als der Aerger, den man bei dem vergeblichen Kampf mit den unterirdischen, kleinen Ungethümen empfindet. Bleiben sie ungestört, so richten sie sich endlich häuslich ein, worauf man, nach einigen Wochen zurückkehrend, mitten in seinem Zimmer einen Bau derselben antrifft.

Auffallend ist, dass die Termiten immer da aufstossen, wo etwas für

sie zu fressen ist, und zwar dringen sie stets von verborgener Stelle aus ein, so dass man annehmen muss, sie wittern die Nahrung schon in der Erde; nie habe ich es beobachtet, dass sie unter einem am Boden stehenden Blechkasten ihren Gang durchgebrochen hätten, selten, dass sie irgendwo frei zu Tage gekommen wären.*) Die schnelle Ausbreitung der Termiten in einem Hause wird sehr befördert durch die schlechte Beschaffenheit des verwendeten Baumaterials. Die Backsteine, aus denen die dünnen Mauern zusammengekleistert sind, haben mehr die Beschaffenheit von Luftziegeln, wie von gebrannten Steinen. Einen festen, guten Ziegel würden sie sicherlich nicht so schnell durchbrechen, obgleich mit der Zeit auch das beste Material ihren unwiderstehlichen Kiefern weichen muss. Oefters hörte ich bei Nacht das Knirschen derselben, wenn die Unholde an meinen Sachen arbeiteten, doch zum Glück befand sich der grösste Theil in Blechkästen geborgen und der angerichtete Schaden erwies sich als nicht bedeutend. Auch war ich in dieser Zeit viel im Zimmer anwesend und konnte ihnen auf den Dienst passen, wenn sie sich allzusehr auszubreiten drohten.

Unterdessen kam der Monat Juli heran und sah mich gegen meine eigene Erwartung immer noch in Bloemfontein. Obgleich ich daselbst nicht über Langeweile klagen konnte, weil sich hinreichendes Material für Studien vorfand und mannigfache interessante Bekanntschaften mir Unterhaltung gewährten, so sehnte ich mich doch zu sehr weiter hineinzukommen nach dem Innern, um nicht zuweilen Ungeduld zu empfinden. Ich hatte mich mit einem der bedeutendsten Farmer des Freistaates verabredet, nach Transvaal zu gehen bis Zout-Pans-Berg hinauf, doch zu meinem grossen Bedauern erwies sich sogleich mein erster derartiger Versuch zu reisen erfolglos; der Herr, zu den holländischen Afrikanern gehörig, fand es aus unbekannten Gründen nicht für angemessen der Verabredung treu zu bleiben, und ich wartete vergeblich auf seine Ankunft, bis ich endlich die Nachricht erhielt, er habe den Plan ganz aufgegeben.

Da es unthunlich war, nun noch ein neues Arrangement zu treffen, musste ich es für dieses Jahr aufgeben, meine Reise weiter nach dem Innern auszudehnen und bereitete mich darauf vor, nach Natal zu gehen. Bevor ich dahin aufbrach, hatte ich am 10. Juli noch einmal eine Fahrt

*) Brechen sie an einer unbedeckten Stelle durch, so schieben sie ein Häufchen Erde, wie die Maulwürfshügel im Kleinen, vor sich her, da sie das Licht zu vermeiden suchen.

nach Boshof zu unternehmen, wohin ich eines Krankheitsfalles halber gerufen wurde. Diese Fahrt, welche nicht als eine Vergnügungsfahrt bezeichnet werden kann, gewährte mir schreckliche Einblicke in das Familienleben der Boeren und zeigte mir den Charakter derselben von seiner ungünstigsten Seite. Die Patientin, zu der ich gerufen wurde, war die Frau des reichsten Farmers der Gegend, der den Platz besessen hatte, ehe daselbst ein Dorf existirte. Das Terrain liegt zwischen dem Modder- und Vaal-Rivier und wird daher als das Middel-Veld bezeichnet, und die Frau des Farmers, welche dem Hauswesen in würdiger Weise vorstand und beständig einen ordentlichen Hofstaat von Fremden um sich hatte, nannte man wohl scherzweise: Die Königin des Middel-Veldes.

In der That zeichnete sie sich auch durch ihre imponirende Erscheinung vor andern Sterblichen aus, da sie noch in gesunden Tagen nicht weniger wie 250 Pfund wog bei verhältnissmässiger Grösse. Jetzt fand ich die arme Frau in einem sehr beklagenswerthen Zustand, indem seit längerer Zeit begonnene Wassersucht allmälig einen furchtbaren Umfang erreicht und die vorher schon schwer bewegliche Person in eine hülflose Masse verwandelt hatte. Längst hatte sie den Tod erwartet, und die Behandlung durch einen Quacksalber mit Calomel verbesserte ihren Zustand nicht. Der Sarg und die Kissen waren schon seit 4 Wochen vorbereitet zur Aufnahme der Leiche, aber weil die Kranke durchaus nicht starb, schickte man endlich nach dem Doctor, damit die Sache ein schnelleres Ende gewönne. Der Mann, obgleich schon bejahrt, wünschte eine andere junge Frau zu heirathen und wartete sehnsüchtig auf den Tod der alten; dritte Personen, der Familie nahe stehend, theilten mir unumwunden mit, dass ich eigentlich nur gerufen würde, um die Kranke schnell todt zu machen, welchen Ausgang die Kundigeren mit Recht von der Punction erwarteten. Trotzdem, dass ich vielfach dazu gedrängt wurde, weigerte ich mich doch dieselbe auszuführen, da es der äusserst geschwächte Zustand der Patientin verbot. Der Mann beruhigte sich endlich, als ihm die Hoffnungslosigkeit des Falles auseinander gesetzt worden war und, nachdem ich noch einige andere Kranke besucht hatte, wurde die Rückreise nach Bloemfontein angetreten, wo ich, Tag und Nacht fahrend, nach 5tägiger Abwesenheit wieder eintraf.

Die Magerkeit der Pferde und der schlechte Zustand des Feldes erlaubte nur langsam zu reisen, so dass wir öfters bei Farmhäusern vorsprachen; fast überall fand sich Krankheit, in einigen wirkliches Elend. Besonders die Frauen waren nur ausnahmsweise gesund, indem die meisten über Uterusleiden oder Leberkrankheiten zu klagen hatten, und sie erwar-

teten vom Arzt, dass er diese chronischen Uebel durch ein schnell wirkendes Mittelchen kurire, während man deutlich sah, dass die ungesunde Lebensweise den Hauptgrund dafür abgab.

Gewöhnlich steht die Frau zwischen 7 und 8 Uhr auf, wäscht sich vielleicht etwas und watschelt dann bis zu ihrem Lieblingsplatz im Zimmer, wo sie sich möglichst bequem niederlässt. Von diesem steht sie nicht leicht wieder auf, als um die Mahlzeiten zu geniesen und Café einzugiessen, der bei wohlhabenden Leuten beständig über Feuer gehalten zu werden pflegt. Die fette Kost sowie der ab und zu zur Erfrischung genommene Genever tragen auch dazu bei, den Umfang der Frauen zu vermehren, und führen mannigfache Krankheiten herbei, welche die Trägheit bestärken, bis durch diesen Zirkel von Schädlichkeiten ein frühzeitiger Tod herbeigeführt wird.

Die Stellung der Frauen ist stets in genauem Zusammenhange mit der Bildungsstufe der Nationen. Während sie bei den gebildeten Völkern emancipirt sind und den Männern gleichstehen an Würde, vertreten sie bei den wilden Stämmen nur die Stelle von Arbeiterinnen, welche allen Haushalt und bei einigen auch den Ackerbau zu besorgen haben, so dass dem Manne nur die Jagd und der Krieg übrig bleibt. Bei den Kaffern findet dies z. B. statt, und die Frau treibt den Mann selbst dazu an, mehrere zu nehmen, weil sie dadurch Theilnehmerinnen in der Arbeit bekommt, die einer allein zu schwer sein würde; Eifersucht kennen sie nicht.

Die Boeren, ausgehend von angesehenen Familien Europas, welche vielleicht zu den gebildetsten ihres Landes zählten, sind unter afrikanischem Himmel weit in der Geisteskultur zurückgeschritten, und die Frauen sind gleichzeitig wieder eine Stufe tiefer gesunken, wonach sie etwa die Stellung einnehmen, die sie zu den Zeiten der biblischen Patriarchen inne hatten. Sie gehören zum Hauswesen, ohne jedoch auf die Leitung desselben einen bestimmenden Einfluss auszuüben, oder auch nur den Ehrgeiz zu haben, darnach zu streben. Wie in den alten Zeiten die Diener und Dienerinnen die ausgedehnte Wirthschaft und die Heerden unter der direkten Aufsicht des Herrn besorgten, so verrichten jetzt in Afrika die Schepsels*) diese Arbeiten, ohne dass die Frau des Hauses sich viel darum bekümmert.

In dem ihnen angewiesenen engen Kreise vegetiren sie, bis ein frühes Alter sie auch für diesen untauglich macht, und dann wartet der Mann sehnsüchtig auf den Tod der Frau, um sich vielleicht 14 Tage später

*) Der gewöhnliche Ausdruck für die farbigen Dienstboten.



mit einer jungen Frau zu vermählen. Da dieses frühe Wiederverheirathen allzu anstössig wurde, hat der Volksraad in neuester Zeit das Gesetz gemacht, dass der Mann erst drei Monate nach dem Tode seiner Frau eine andere nehmen kann, und dass die Frau neun Monate warten muss. Doch kommt es nicht sehr häufig vor, dass ein Weib mehrere Männer hat, während in der Regel ein Mann zwei bis drei Frauen verbraucht (!).

Die Liebe, diese allmächtige Triebfeder in der Seele des denkenden Menschen, spielt keine sehr grosse Rolle im Herzen des phlegmatischen Boer. Der Mann überlegt sich, dass er eine Frau für seinen Haushalt nöthig hat, er trifft seine Wahl und säumt nicht lange mit der Ausführung. Er sattelt sein Rösslein mit einem neuen „Zadelkleedje"*), verziert seinen Hut mit schönen Straussenfedern oder einem bunten Bande und reitet, nachdem er seinen äusseren Menschen so herausstaffirt hat, zu der Farm, wo er seine Freierei anzubringen gedenkt. Irgend ein Vorwand, etwa eine Frage nach weggelaufenem Vieh oder Aehnliches leitet meist die Unterhaltung ein; man nöthigt ihn herein, er setzt sich mit zum Abendessen, und im Laufe der Unterhaltung nähert er sich mehr seinem Ziele. Nach dem Abendessen begeben sich die Aeltern bald zur Ruhe, der Gast bittet aber um die Erlaubniss aufbleiben zu dürfen, wobei ihm seine Zukünftige Gesellschaft leistet. Nun, wo sie ohne Zeugen sind, geht er offener mit seiner Absicht heraus, fragt, ob sie ihn leiden möge, und, was die Hauptsache ist, erkundigt sich nach ihrem Besitzthum. In der Regel erhalten die Kinder bei ihrer Geburt einige Stück Vieh zum Geschenk, welche, bis sie herangewachsen sind, sich zu einer mehr oder weniger ansehnlichen Heerde vermehren. Hat das Kind auch keine freie Verfügung darüber, so kennt es doch sein Eigenthum ganz genau und weiss darüber Rechenschaft zu geben. Wenn nun Alles gehörig ermittelt und verglichen ist, leitet der Freier dann wohl die Entscheidung ein durch die Frage, ob sie nicht ihre Schaafe zusammenjagen sollten, die andere Parthei giebt ihre Zustimmung und die Verhandlung schliest mit der Bemerkung des Mädchens: Ik denk, ik zal Û maar vat, neef!**) So entwickelt und entscheidet sich der Liebesroman des afrikanischen Bauers in wenigen Stunden ohne alle unnöthige Aufregung und Kummer, wie sie in anderen Ländern so vielfach das thörichte Menschenherz bewegen. Ein Schriftsteller, welcher Stoff für seine dickleibigen Liebesgeschichten suchte, würde in Afrika schlechte Geschäfte machen. Schreckliche Zweikämpfe, Gift und

*) Satteldecke.

**) Ich denke, ich nehme Sie, Vetter!

Dolch kommen durchaus nicht vor; höchstens erhält zuweilen Jemand von einem stärkeren Nebenbuhler eine tüchtige Tracht Prügel, die ihm die Heirathsgedanken aus dem Kopfe bringt, aber dies pflegt auch das einzige wunderbare Abenteuer dabei zu sein.

Das Zurückschreiten in der Geisteskultur wird zumal ersichtlich bei einer Klasse von Boeren, welche man als „Doppers“ bezeichnet; diese halten sich streng abgesondert und heirathen nur in der Familie, wesshalb der günstige Einfluss von frischem, europäischen Blut, den die Uebrigen doch in grösserem oder geringerem Masse geniessen, für sie verloren geht. Sie halten streng an den alten Sitten, Gebräuchen und Trachten, sich dadurch schon äusserlich von der fortschreitenden Bevölkerung unterscheidend. Diese Leute sind aber die am meisten Acclimatisirten, so zu sagen, die am meisten Afrikanischen unter den Farmern. Sie kennen das Land in allen seinen Verhältnissen ausgezeichnet und wissen sich darin mit grosser Sicherheit zu bewegen; auch sind sie erfahren in den Eigenthümlichkeiten des Wildes, wesshalb sie auf der Jagd sehr erfolgreich zu sein pflegen. Doch gerade dadurch werden sie dem Ackerbau entfremdet und zu einem herumziehenden Leben verleitet. Ihre Kenntniss benutzen sie nur dazu, um mit möglichst geringer Mühe das Nothdürftigste zu erreichen, nicht um dem Lande das Mögliche abzugewinnen. Grosses Aufsehen erregte es unter ihnen, als sie nach Einführung der Wollschaafe sahen, „dass man von den Haaren der Schaafe auch leben könne“, doch nur ungern fügen sie sich solchen Neuerungen, und viele von ihnen halten noch heutzutage die beliebten einheimischen Fettschwänze, deren stark entwickelter, mit dickem Fettpolster bekleideter Schwanz ihnen eine „leckere Kost“ gewährt. Für einen europäischen Magen ist das Gericht indessen nicht sehr verführerisch und es kann einem wohl gelindes Grauen überkommen bei dem blossen Gedanken, die weissen, weichlichen Fettmassen ohne Brod oder irgend welche Zukost hinunter schlingen zu müssen.

Hat man einige Tage beständig in dieser Weise gelebt, so wird es wirklich wie eine Erlösung empfunden, wenn man selbst das erbärmlichste Inlandstädtchen erreicht. Auch ich begrüsste Bloemfontein bei der Rückkehr von Boshof ganz besonders freudig; wusste ich doch, dass mir in dem gastlichen Hause des Dr. Krause jede Erholung, die der Ort bieten konnte, gewährt wurde.

In der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Bloemfontein beschäftigten mich hauptsächlich ethnologische Studien, zumal da die sonst schon spär-

liche Fauna der Gegend im Winter allzuwenig Ausbeute lieferte. Es sei davon nur erwähnt, dass ich mehrere Exemplare einer schönen Schnepfe schoss, golden snipe genannt (Rhynchea capensis L.), deren goldig grün schimmerndes Gefieder mit grossen Augenflecken und gelben Zeichnungen geziert ist, eine Species, welche die Ufer von langsam strömenden Flüssen liebt und gesellig lebt.

Um vergleichend anthropologisches Material zu erhalten, legte ich mich im Anfang Juli auf das Ausgraben von Skeletten Eingeborener, da es sonst unmöglich ist, sich in den Besitz brauchbarer Specimina zu setzen. Ich fand bei diesem Geschäft mehr Schwierigkeiten, als ich erwartet hatte, ja ich fand es geradezu unmöglich vollständige Skelette von Leichen zu erlangen, die in loser Erde begraben waren. Es zeigte sich, dass die Knochen wahrscheinlich durch das Einsinken der Erde und Zusammenbrechen des Brustkastens zur Zeit der Ausgrabung schon nicht mehr in ihrer Lage waren. Obgleich ich, sobald bis zu dem Skelett vorgedrungen war, stets selbst das Geschäft mittelst eines Spatels und unter Umständen der Finger beendete, gelang es mir nicht, die kleineren Knochen vollständig herauszubekommen; selbst grössere waren zuweilen unerklärlicher Weise nicht aufzufinden; die schönen Schädel würden aber allein schon die Mühe lohnen.

Auffallend war mir dabei die Beobachtung, dass sich in dem umgebenden Moder auch bei einer Tiefe von 4′ unter festem Mergel und Thonboden thierisches Leben zeigte; zahllose Fliegen einer kleinen etwa 2‴ langen Species fanden sich darin vor in allen drei Ständen. Auch kleine Kröten vergnügten sich in dem duftenden Ueberrest menschlicher Vergänglichkeit, sowie verschiedene Würmer. Es zeigt dies, wie stark selbst bis zu solcher Tiefe in der Erde die äussere Luft einzudringen vermag, da sonst diese thierischen Organismen nicht zu bestehen und sich nicht zu entwickeln vermöchten, sowie dass auch Thiere, welche nicht eigentlich grabende sind, sich tief in den Grund hineinzuarbeiten vermögen.

Als die ethnologischen Arbeiten ein annähernd befriedigendes Resultat gewährt hatten, mochte ich nicht länger in Bloemfontein verweilen und benutzte eine sich zufällig darbietende Gelegenheit, um zunächst weiter zu gehen nach Harrismith. Ein Farmer aus dieser Gegend passirte den Ort mit dem Ochsenwagen und einer Heerde Rindvieh und Schaafen auf seinem Wege nach Hause; hatte ich dem zu Folge auch keine Aussicht besonders comfortable zu reisen, so war es mir doch zu angenehm, mein schweres Gepäck auf bequeme Weise fortbringen zu können, als dass ich

nicht gern die Gelegenheit benutzt hätte. Ich lernte ja dabei auch das Reisen im Ochsenwagen im reinen afrikanischen Stile kennen, und diese Bereicherung meiner Erfahrungen war schon auch noch einige Strapazen werth.

Capitel XII.

Aufbruch von Bloemfontein — Witteberge.

Afrikanischer Bockwagen; die Missionen in Süd-Afrika; winterliche Scenerie des Modder-Rivier; Bergformen des Innern; Steppenbrände; ein Nord-West-Sturm.

Am 23. verliess ich Bloemfontein, welcher Ort mir in den 5 Monaten meines Aufenthaltes daselbst sehr vertraut geworden war, so dass der Abschied aus demselben mich fast wehmüthig stimmte. Es ist auffallend, dass man solche Orte in der Fremde, wo man sich einmal heimisch gefühlt hat, viel schwerer aufgiebt, als die Heimath selbst. Diese verlässt man aus gewichtigen Gründen, um die Zwecke zu verfolgen, welche man sich gesetzt hat; sie bleibt dem Menschen aber in Gedanken nahe und er rechnet hoffnungsvoll auf den Tag, der ihn wieder in dieselbe zurückführen soll. Anders verhält es sich mit einem Platze, der dem Wanderer im Auslande lieb geworden ist. Das Zusammentreffen verschiedener, vielleicht zufälliger Umstände führte ihn hin und gewährte Musse zu verweilen; einmal verlassen ist ihm der Ort für immer verloren, da die Verhältnisse, welche ihn zur Heimath machten, nicht wiederkehren. Es ist für ihn ein im Meere der Vergangenheit versunkenes Eiland, welches er vergeblich versuchen würde, wieder zu erreichen; er findet wohl die Stätte, aber sie ist ihm fremd wie jeder andere Ort, welchen seine Wanderschaft berührt.

Die liebevolle Aufnahme im Hause des Dr. Krause hatte mir 5 Monate wie einen erscheinen lassen, und nun, wo die Abschiedsstunde herankam, begleiteten mich meine freundlichen Wirthe noch in der Cart ein grosses Stück Weges bis zu dem bereits vorausgegangenen Wagen; ein herzlicher Abschied und dahin rollte die Cart dem bereits hinter dem Berge verschwundenen Bloemfontein zu: ein neuer Abschnitt meiner Reise hatte begonnen.

Dort stand das schwere, unbehülfliche Fahrzeug, zu welchem mich die leichte Karre geführt hatte, wie das kleine Boot die Passagiere zu dem draussen auf der Rhede vor Anker liegenden Seeschiff bringt; da blöckten



Fig. 28. Afrikanischer Ochsenwagen, daneben das photographische Zelt. Oberer Lauf des Umgeni dicht vor dem Falle.

mir die lieben Schäfchen, meine zukünftigen Reisegefährten, freundlich entgegen und die Ochsen, das bewegende Princip in dieser Maschine, stierten den neuen Ankömmling, der ihnen eine Vermehrung der Last versprach, wie unwillig an. Doch wurden sie nicht weiter um ihre werthe Meinung gefragt, die verschiedenen Bagagestücke waren endlich weggestaut, und wir gingen unter Segel. Ich fand bald, dass das Schiff, welches ich jetzt bestiegen hatte, nicht so angenehm segelte, wie das bequeme Fahrzeug, in dem ich mit Mr. Ch....n hinausgezogen war in's Jagdfeld, und dass man darin stark in Gefahr war, seekrank zu werden. Zum Glück war es aber hier nicht so unthunlich, wie auf dem Meere, nebenher zu gehen, wenn die ungewohnte Bewegung zu lästig wurde, da der gemächliche Lauf es nicht schwer machte, zu Fusse mitzukommen. Das Letztere erwies sich entschieden empfehlenswerther, und ich habe denn auch wirklich den ganzen Weg von Bloemfontein bis Harrismith zu Fusse zurückgelegt, die vielen Seitenabstecher ungerechnet.

Noch muss ich des Capitains Erwähnung thun, welcher hinter seinen Ochsen herlief, anstatt des Fernrohrs einen langen, knorrigen Stock unter dem Arm zum Antreiben des Viehes. Wer den Herrn so sah in seiner Feldtoilette, wie er mit ermunterndem Hei! und Ho! den Thieren folgte, oder mit dem Grabscheit thätig war, um das in Untiefen gerathene Fahrzeug wieder flott zu machen, würde sicherlich in ihm nicht den gelehrten Theologen vermuthet haben, welcher er eigentlich von Hause aus war. Sic eunt fata hominum! Früher ein hochgestelltes Mitglied einer deutschen Mission, ebenso geachtet durch seine Kenntnisse wie durch seinen Eifer für die heilige Sache, war er nun Farmer und zog mit dem Ochsenwagen durch das Land, um seinen Unterhalt zu erwerben. Nur wenn Ausspann gemacht wurde und das Vieh besorgt war, holte er seine lieben Bücher hervor und vergass im eifrigen Studiren derselben die Mühen und Sorgen des Lebens.

Woher kommt dies? fragt man unwillkürlich; ist sein Eifer erkaltet? hat er die Gesellschaft treulos verlassen? Nein, lautet die Antwort, sein Eifer und sein Glaube an die hohe Aufgabe der Mission ist noch heut so lebendig wie früher, aber die Gesellschaft hat ihn verlassen. Ich führe diesen Fall an, weil er einen Typus abgiebt für so viele andere, die man täglich Gelegenheit hat zu sehen und die ein trauriges Licht auf den Zustand der südafrikanischen Missionen werfen. Anstatt dass die Leute, die sich eine so schwere Aufgabe gestellt haben, zusammenhielten und sich durch gegenseitige Liebe und Nachsicht das Leben erleichterten, wie sie schon ihrem geistlichen Stande nach sollten, sind sie zersplittert durch

kleinliche Eifersüchteleien und Zwistigkeiten, wodurch sie sich das Leben verbittern und das heilige Werk hindern. Es haben sich immer erbärmliche Menschen gefunden, welche eifrig bemüht waren durch Klatschereien und Verläumdungen den einen oder anderen, der ihnen im Wege stand, daheim zu verdächtigen, bis er endlich freiwillig oder gezwungen ausschied, und die Gesellschaft hat dadurch häufig ihre brauchbarsten Mitglieder verloren. So geschah es dem Manne, mit welchem ich reiste, und doch wurde sein Austritt von den Bekannten als ein grosser Verlust für die Mission bezeichnet.

Ausser diesen innern Zwistigkeiten, welche den segensreichen Einfluss der Missionen sehr beeinträchtigen, sind es noch verschiedene andere wichtige Momente, welche ihnen entgegenstehen. Zunächst natürlich die niedrige geistige Entwickelungsstufe der Eingeborenen, welche sie unfähig macht, die Lehren des Christenthums zu erfassen und zu verstehen, zumal da sie sich in Afrika nicht die kindliche Unschuld anderer wilden Stämme bewahrt haben, sondern durch die langjährigen Kriege und mannigfachen damit verbundenen Gräuel mündig geworden, aber auch in ihrer Wildheit verhärtet sind.

Dazu kommt die Schwierigkeit der Verständigung, welche besonders bei den Hottentottenstämmen und Buschmännern gross ist. Die verwickelte, zungenbrecherische Sprache nöthigt die Missionäre, sich beim Predigen Dollmetscher zu bedienen, welche theils aus Unverstand, theils auch aus böser Absicht die Worte der Lehrer verdrehen und entstellen, zuweilen in höchst komischer Weise. Ein Prediger bezeichnete z. B. die Seligkeit als eine grosse Sache, und als er später einen der Katechumenen frug, was er sich unter Seligkeit vorstelle, eshielt er zur Antwort: Einen grossen Sack.

Ein anderes Mal, als die Korana einen Streifzug unternehmen wollten, fehlten ihnen Sättel, und einer von ihnen sagte: „Ach wenn doch Herr Christus jetzt da wäre!“ Zufällig hörte einer der Missionäre dies und fragte nach der Ursache der sonderbaren Bemerkung. „O,“ erwiderte jener, „Sie haben uns ja gelehrt, dass Herr Christus ein grosser Zadelmaker (Saligmaker)*) sei.“ Gefragt, was er unter Sünde verstehe, erwiderte ein Korana: „Leibschmerzen“! indem der Missionär auf die der Sünde folgenden Gewissensbisse aufmerksam gemacht hatte. Bedenklicher als diese unschuldigen Missverständnisse sind die mehrfach vorgekommenen, schändlichen Verdrehungen der christlichen Lehre durch die eingeborenen Katecheten in

*) Sattler (Seligmacher).

sinnliche, gemeine Beziehungen, was oft leider erst spät von den Missionären entdeckt wurde.

Schädlich wirkt auch die feindselige Stellung, welche die Missionen von vornherein gegenüber der Bevölkerung des Landes aus europäischer Abstammung, vor allem den Farmern gegenüber eingenommen haben. Sie glaubten den Eingeborenen etwas Gutes zu thun und sich ihr Vertrauen am sichersten zu erwerben, wenn sie die Bauern in ihrem Verfahren gegen dieselben aufs rücksichtsloseste angriffen und sich in jedem Falle zu den Beschützern der Farbigen aufwarfen. Indem sie so den menschlich denkenden Herrn, welcher gegen den unfolgsamen Diener nur seine häusliche Zucht ausübte, in eine Kategorie stellten mit dem grausamen Tyrannen, der seine Sclaven schlechter wie seine Hunde behandelte, und die Farmer vielfach in Ungelegenheiten und Schaden brachten, zogen sie sich den allgemeinen Hass des Landes zu, ohne bei den Eingeborenen dadurch in entsprechender Weise zu gewinnen.

Die Natur hat den Eingeborenen hart erzogen und an Strenge gewöhnt, wesshalb er nur zu geneigt ist eine milde und nachsichtige Behandlung für Schwäche zu nehmen, was die Missionäre häufig selbst durch den Missbrauch ihrer Güte erfahren haben. Auch macht die angeborene Lässigkeit der Farbigen, welche in ihrem Naturzustande anhaltende Arbeit nicht kannten, es nothwendig, sie energisch heranzuziehen, um sie an eine regelmässige Thätigkeit zu gewöhnen.

Der Mangel an hinreichender Arbeitskraft besonders nach Aufhebung der Sclaverei ist der Uebelstand, welcher das Land hauptsächlich zurückhält; die Erhaltung und Vermehrung der freien Arbeiter bildet eine Lebensfrage desselben. Indem nun die Missionare die Eingeborenen um sich versammelten und dadurch sowohl, wie durch ihr angreifendes Verfahren gegen die Farmer ihnen die Arbeiter entfremdeten, zeigten sie sich als die Feinde des Landes und zogen sich selbst den Boden unter den Füssen hinweg, auf den sie ihren Einfluss hätten gründen sollen.

Die Erfolge der Missionäre sind aus diesen Gründen auch nur gering und jedenfalls in keinem Verhältniss zu der aufgewandten Mühe und Aufopferung. So gern sie den unverkennbaren Fortschritt in der Stellung der Eingeborenen allein ihrer Thätigkeit zuschreiben möchten, so kann es doch dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, dass der Factor, welcher dies hauptsäclich bewirkt hat, hier wie in der ganzen Welt das materielle Interesse ist. Der Handel, der Diener dieses Interesses, hat Süd-Afrika mehr vorwärts gebracht und mehr Eingeborene bekehrt, wie jemals der Beredsamkeit der Missionäre gelungen ist. Der verachtete Togt-

ganger*), welcher in der Hoffnung auf Gewinn sich muthig seinen Weg bahnt bis zu den wilden Stämmen des Innern und dieselben mit europäischen Erzeugnissen bekannt macht, hat sicher mehr gethan für die Civilisation dieser, als der Diener der Kirche, welcher ihnen früh und spät von der Gleichheit aller Menschen und den gegen sie durch die Weissen begangenen Ungerechtigkeiten erzählt. Dadurch, dass die Eingeborenen sich allmälig an neue Bedürfnisse gewöhnen, werden sie mit Nothwendigkeit zur Arbeit geführt, um sich dieselben verschaffen zu können, und da sie die lohnendste Beschäftigung unter den Europäern finden, gewinnt das Land in ihnen brauchbare Arbeiter, welche zugleich christliche Zucht und Gesittung kennen lernen und so besser zum Christenthum vorbereitet werden, als durch Auswendiglernen des Katechismus.

Es könnte entgegnet werden, dass die Missionäre ja auch die Eingeborenen zur Arbeit heranziehen, aber wer die für den Nothbehelf berechneten Basteleien und Spielereien gesehen hat, wie sie unter Anleitung der geistlichen Herren in den Schulen gefertigt werden, wird dies nicht vergleichen mit colonisirender Arbeitskraft, durch welche ein wildes Land vorwärts gebracht und allmälig in einen civilisirten Staat verwandelt wird. In andern Continenten, wo man es mit geschickten Handarbeitern zu thun hat, sind durch die Missionäre wohl einzelne Industriezweige mit Vortheil eingeführt worden, aber in Süd-Afrika wird auch nicht ein wesentlicher Artikel durch dieselben geliefert.

Nach dieser durch die Person meines werthen Reisegefährten veranlassten Abschweifung kehre ich zu meinem Ochsenwagen zurück, der unterdessen glücklich den Modder-Rivier erreicht hat an bekannter Stelle, welche mir liebe Erinnerungen an die Zeit erweckte, wo ich mit Dr. Kellner im April die Ufer dieses Flusses unsicher machte: Dort unter jener Mimose hatten wir uns gelagert, in jenem Dickicht hatte ich meine erste Antilope geschossen. Ich kannte sie wohl wieder, diese Plätze, obgleich die jetzt winterliche Jahreszeit die Gegend sehr verändert hatte. Das feine, frisch grüne Laub der Mimosen war verschwunden, zwar bedeckte kein Schnee die kahlen Aeste, aber sie schimmerten doch weisslich durch die mächtigen, weissen Stacheln im Unterschied zu den Trauerweiden, deren dichte Gehänge sich röthlich davon absetzten. Still und friedlich schlich das seichte, klare Wasser zwischen den Steinen dahin, während Binsen und Röhricht, in einer Höhe von etwa 40′ über dem

*) Wandernder Krämer.

jetzigen Wasserspiegel in den Zweigen des Ufergebüsches angeschwemmt, erkennen liessen, welche gewaltige Ausdehnung die schlammigen Fluthen im Sommer erreicht hatten. Selten zeigte sich eine Taube im Dickicht, aber ein Vogel, welcher bei uns sprichwörtlich dem Sommer angehört, die Schwalbe, schwebte häufig über dem Wasser dahin.

Der Kibitz liess sich noch hier und da am Wege sehen, jedoch der früher so häufige Tachydromus bicinctus schien die Gegend gänzlich verlassen und dem T. capensis Platz gemacht zu haben.

Aus meinen Betrachtungen wurde ich sehr unangenehm geweckt, als ich plötzlich den Wagen, den ich ausspannend glaubte, wieder fahren hörte und mich alsbald an mein Gewehr erinnerte, welches ich hinten darauf gelegt hatte. Schnell sprang ich hinzu und kam gerade zurecht, um zu sehen, wie es herunterrutschte und das Rad des schweren Wagens erbarmungslos darüber hinwegging. Der Kolben war in Stücken, aber es gelang mit Hülfe der Werkzeuge, welche ich bei mir hatte, denselben wieder gebrauchsfähig zu machen, so dass das Unglück nicht so gross war.

Am nächsten Tage, es war Sonntag, blieben wir an dem Platze liegen, und da das Wetter sehr angenehm war, benutzte ich die gegebene Musse zu einem Spaziergang auf den benachbarten Berg, von dessen Platform ich den höchsten Theil des Bloemfonteiner Berges sehen konnte und einen letzten Abschied von demselben nahm. Die Abhänge und Gipfel der Höhenzüge zeigen hier im Winter noch die mannigfaltigste Scenerie, da die meisten der Sträucher und Bäume, welche sie in spärlichen Gruppen bekleiden, die wilden Oliven, Karree-Bäume und verwandte Arten zu den immergrünen Gewächsen gehören und daher einige grüne Töne zwischen die fahlen Färbungen bringen.

Wenn man in diesen Gegenden einen der Tafelberge besteigt in der Hoffnung auf eine weite Rundsicht, so wird man in der Regel sehr enttäuscht, indem man, auf der Höhe angelangt, anstatt des erwarteten Panorama nur den einen Blick in die Tiefe nach der Seite findet, von welcher man aufgestiegen ist; die absolut flache Gestaltung der Platformen, welche sich in grösserer oder geringerer Ausdehnung hinziehen, verhindert meistens die Rundsicht. Zuweilen fallen die Gipfelebenen nach einer Seite ab, in vielen Fällen dehnen sie sich aber vollständig horizontal für Meilen und Meilen aus, so dass es den Anschein hat, als befände man sich in der Ebene, obgleich man weiss, dass man soeben einen steilen hohen Berg hinaufgestiegen ist. Diese eigenthümliche Bodengestaltung bezeichnet man, wenn sie grössere Ausdehnung erreicht, als Ränder

(Wit-Waters Rand, Zuiker-Bos Rand etc.), ein gewiss sehr treffender Ausdruck, da der steile, plötzliche Abfall das Terrassenland wirklich wie ein Rand umgiebt und häufig nur wenige zugängliche Pässe gewährt, durch welche es möglich ist aufzusteigen.

Es leuchtet von selbst ein, wie wichtig dies sonderbare Verhalten der Gegend bei einem etwaigen Kriege sein muss; bei einer genauen Kenntniss der Zugänge ist es möglich, ein ganzes ausgedehntes Land durch Besetzung der Pässe gegen einen in Ueberzahl vordringenden Feind zu sichern. In Moshesh's Lande sind einige der Terrassen nur durch Wege zugänglich, welche die Breite von Fusspfaden haben und die dennoch glücklich von den Boeren im letzten*) Kriege mit diesem Häuptling passirt wurden, da die Kaffern den von der Natur gegebenen Vortheil zu benutzen versäumten. Ein Theil der mit den Weissen gegen die Basuto zu Felde gezogenen Barolong wurde auf einem solchen Plateau abgeschnitten, und da sie wussten, dass ihnen kein Ausweg mehr blieb, stürzten sie sich von dem senkrechten Rande herab, einen gewissen aber freiwilligen Tod der ihnen von ihren erbitterten Gegnern zu erwartenden Behandlung vorziehend.

Am folgenden Morgen setzten wir unseren Schneckengang fort, der, obgleich schon an und für sich langsam genug, noch bedeutend aufgehalten wurde durch die mitgetriebenen Schaafe und die Lämmer, welche, erst wenige Tage alt, nicht weit zu laufen vermochten; nach einigen Stunden Wanderns war stets ein grosser Theil der letzteren Marodeurs und musste im Wagen aufgenommen werden, aus dem dann ihr klägliches Geblöck die übrige Zeit des Tages heraustönte. Dass die Zahl dieser Passagiere nicht allmälig eine bedenkliche Höhe erreichte, wurde nur dadurch möglich, dass täglich einige derselben dieser schlechten Welt Adieu sagten. Aber auch unter den grossen Schaafen war viel Sterben, indem in dieser Jahreszeit eine eigenthümliche Krankheit herrscht, Stop-Ziekte oder Geel-Ziekte der Boeren, bei welcher sich der Blättermagen stark angefüllt und verstopft zeigt mit aufgenommener Nahrung. Es scheint, dass in Folge der schlechten, besonders trockenen Beschaffenheit des Futters mehr Masse desselben aufgenommen wird, als der Verdauungsapparat zu bewältigen vermag, und daher eine Darmparalyse eintritt.

Wirklich, wenn man den Zustand des Feldes im Winter in's Auge fasste, begriff man nicht, wie es überhaupt möglich war, dass die Thiere davon leben konnten und dabei noch Arbeit zu leisten vermochten. Das

---

*) Nun der vorletzte Krieg.

dürre, harte Gras enthielt keine Spur von Grün, und Buschfeld, welches noch die beste Weide abgiebt, ist in diesen Gegenden nicht sehr verbreitet. Der geringe Nahrungswerth des ausgedörrten Grases lässt es den Leuten lästig erscheinen, und sie suchen sich desselben möglichst schnell zu entledigen, um bald frisches, junges Futter zu bekommen. Dies geschieht durch das Anzünden der Steppe, welche häufig auch durch Nachlässigkeit in Brand geräth. Allabendlich war der Himmel ringsum geröthet durch die Brände, und als wir endlich ohne weitere Abenteuer am 30. vor Winburg anlangten, war es prachtvoll anzusehen, wie das Feuer, von dem lebhaften Winde getrieben, in mehrfacher Linie über die Gegend hinlief und die benachbarten Kuppen wie eine riesenhafte Illumination aus Reihen einzelner Lichter umzog.

Dies Abbrennen des Grases ist mit Recht verboten, da es, abgesehen von dem Nachtheil, den es anderen Pflanzen thut, die Leute, welche auf dieses Futter für ihr Vieh angewiesen sind, sehr in Verlegenheit bringt. Der Farmer kann das Feuer wohl so weit von seinem Platze entfernt halten, dass er sich den nothwendigsten Bedarf bewahrt, doch schlimm ist es für den Reisenden, dessen Vieh genöthigt ist, das Futter am Wege zu suchen, und für die Ortschaften, deren zahlreiche Heerden alle in der nächsten Umgebung Nahrung finden sollen. Rückt das Feuer nahe an das Dorf heran, so werden alle disponibeln Leute aufgeboten, um gegen dasselbe zu Felde zu ziehen; sie schlagen es dann mit Tüchern etc. aus, ein Verfahren, welches schneller und sicherer zum Ziele führt, als man eigentlich erwarten sollte. Auch in Winburg waren sie an dem Abend, von dem ich spreche, genöthigt, das andringende Feuer in der angegebenen Weise zu bekämpfen.

Am Montag brachen wir wieder von diesem Orte auf und kamen bald hinter demselben in die ausgedehnten Ebenen, welche sich zwischen ihm und den Wittebergen hinziehen; der grösste Theil derselben war in Folge der stattgehabten Brände schwarz verkohlt, und am fernen Horizonte stieg noch langsam und majestätisch eine mächtige Rauchsäule empor, das Fortrücken des Feuers in dieser Richtung andeutend.

Unendlich öde und traurig sehen die schwarzen und grauen Flächen aus, besonders wenn sie, wie es vom Dienstag an der Fall war, überspannt sind von trübem, regnerischem Himmel, dessen schwere, finstere Wolken vom Sturm gepeitscht darüber hinziehen und in der Ferne mit dem düsteren Grunde in Eins verschmelzen. Da erkannte ich die heitere Steppe mit ihrem Sonnenschein und ihren sanften, duftigen Färbungen und blauen Bergen, wie sie mir früher erschienen war, nicht wieder; es

war der Eindruck des völligen Todes, welcher durch das hier und da auftauchende spärliche Wild nicht verdrängt werden konnte, zumal da in der ganzen Ausdehnung von Winburg bis zu den Wittebergen sich nicht ein bewohnter Platz am Wege vorfand. Wir waren jetzt in der Gegend, welche durch die aus dem benachbarten Basutolande herüberschweifenden Jagdparthien der Kaffern unsicher gemacht wurde. Häufig trafen wir Häuser und Gärten, mit ausgedehnten Kraalen, welche andeuteten, dass fleissige Colonisten diese Orte früher bewohnt hatten, doch die Räume waren öde und die Dächer im Verfall, dem Wind und Regen ungestörten Eintritt gewährend.

An einem solchen Platze machten wir am Montag Abend Ausspann, und schon in der Nacht brach hier ein Nord-West-Sturm über uns herein, welcher mit wechselnder Heftigkeit, zeitweise von schweren Gewittern und Regenschauern begleitet, für 4 Tage anhielt. Die Ablenkung des Windes nach Westen war meistens sehr gering, zuweilen war er fast rein nördlich, während in der Colonie diese durch den herabgesunkenen oberen Passat veranlassten Stürme schon viel deutlicher nach Westen abgelenkt werden.

Zwei lange Tage blieben wir des Wetters wegen an diesem Platze liegen, am Nachmittag des 3. endlich wurde wieder aufgebrochen und wir zogen bei immer noch trübem, regnerischem Himmel weiter durch die nackte Steppe. Allmälig fing die Traurigkeit der Gegend an einen verstimmenden Einfluss auf mein Gemüth auszuüben; es ereignete sich das erste Mal, seitdem ich in Afrika reiste, dass ich den Eindruck wirklicher Oede empfand, und doch war es nur ein Todesschlaf des Landes, dem eine baldige Auferstehung bevorstand. Schon jetzt begann in Folge des Regens an Stellen, welche bereits vor einiger Zeit abgebrannt waren, die Steppe durch das Emporspriessen des jungen Grases einen grünlichen Schein anzunehmen, und an feuchten Stellen bedeckte eine zarte kleine Blume von röthlich violetter Farbe mit 5-theiliger Corolle den Boden in dichten Polstern, welche mich lebhaft an manche Formen der alpinen Flora erinnerte.

Am Sonnabend Abend langten wir vor den Wittebergen an, als gerade das Wetter anfing sich aufzuklären und die untergehende Sonne die ringsumliegenden Kuppen grell beleuchtete. Rechts in der Ferne zeigte sich der Dooren-Kop, noch zum Freistaaat gehörig, und unfern davon Thaba-Zeu, der erste Berg des Basutolandes. Vor uns lagen die drei Plateaux, welche den Eingang der Witteberge darstellen: Guari-Kop oder Tafelkop und zwei kleinere links davon.

Capitel XIII.

Gedanken über die Entstehung der südafrikanischen Bergformen — Harrismith.

Geologische Betrachtungen; unbehagliches Nachtlager; Mist als Brennmaterial; Wasserrisse; Hiskok; Schneesturm; Drakensberg; Harrismith; Dacharaucher; der Berg bei Harrismith.

Die regelmässige Wiederkehr dieser zum Theil sehr auffallenden Formen, wie wir sie in Afrika so vielfältig auftreten sehen, lässt schon von vornherein darauf schliessen, dass sie nicht dem Zufall ihre Entstehung verdanken, sondern dass dieser Erscheinung eigenthümliche Verhältnisse zu Grunde liegen, wie sie im übrigen Theil der Erde nicht vorhanden gewesen sind. Es scheint, dass die vulkanistischen Revolutionen, welche gewöhnlich die durch Neptunismus gebildeten Schichten knickten, durchbrachen und so sehr verwarfen, dass zuweilen das unterste Glied eines Systemes zu oberst gekehrt ist, in Süd-Afrika milder und weniger heftig aufgetreten sind, in der Art, dass stellenweise Hebungen und Senkungen in den Vordergrund treten, die gewaltigeren Veränderungen aber weniger häufig vorkommen.

Die von unten andrängenden, feuerflüssigen Massen, welche die Schichten in grösserer oder geringerer Ausdehnung erhoben, veränderten in vielen Fällen die ursprüngliche horizontale Lage derselben fast gar nicht, was sonst nur als Ausnahme vorzukommen pflegt; es entstanden so die schon mehrfach erwähnten, flachen Tafelländer, welche für Süd-Afrika so charakteristisch sind, mit den schroffen, senkrecht abfallenden Rändern; war die Ausdehnung geringer, so entstand ein Tafelberg, welcher bei noch engerem Zusammenrücken der Ränder in jene eigenthümliche Form übergeht, wie wir sie an Lionshead und so vielen ähnlichen Bergen des Innern, gewöhnlich „Los-Kopjes"*) genannt, auftreten sehen. Häufig gruppiren sich diese Formen, und es finden sich so vor Plateaux Tafelberge vorgeschoben, welchen die Kopjes gewissermassen als Trabanten zur Seite stehen und dadurch den regelmässigen Wechsel in die süd-afrikanischen Bergformationen bringen. Die Stellung der Tafelberge in Reihen, der grösste Durchmesser ihrer Gipfelebenen, sowie das Anschliessen der Kuppen an bestimmten Seiten scheint die Richtung anzu-

*) Losgerissene Kuppen.

deuten, in welcher die vulkanistischen Kräfte ihren Verlauf nahmen, als sie die geschichteten Gesteine sprengten und stellenweise erhoben.

Der höchste Theil der Kuppen wird mitunter von einem so kleinen Rest der Schichten gebildet, dass dieser als ein einziger Felsblock unersteiglich vom Gipfel des Berges aufragt. Einen solchen bemerkte ich in den Wittebergen, wo die äusserste Felspartie ihren Querdurchmesser um mehr als die Hälfte in der Höhe übertrifft bei senkrechtem Seitenabfall, eine riesenhafte Landmarke weit hinein in der Ebene sichtbar.



Fig. 29. Ein „Los-Kopje“.

Erfolgte der Stoss, welcher die Lagerungsveränderung veranlasste, nicht in vollkommen senkrechter Richtung, so blieb die erhobene Schichtenmasse nicht in horizontaler Stellung, sondern die eine Seite hob sich mehr wie die andere, ein abfallendes Plateau bildend, welches bei stärkerer Neigung durch das endliche Einschiessen unter Tag in die gewöhnliche Form übergeht, wo die Köpfe der Schichten die Gipfel der Berge bilden.

Gab die Masse nur an einer Seite nach, so krümmten sich die Schichten unter dem Andrängen der unterirdischen Gewalten, während die Stelle, wo der Zusammenhang aufgehört hatte, als mächtige, senkrechte Wand über dem übrigen Theil aufstieg. Selten findet sich diese Form rein, indem meistens der Widerstand nur ungleich gewesen zu sein scheint und daher auf der Seite, wo die Schichten am längsten zusammen gehalten hatten, nur ein niedriger Absatz die Erhebung bezeichnet. Die furchtbare Schroffheit dieser Wände, welche sich ebenso plötzlich als steil aus dem sanft ansteigenden Boden zu einer Höhe von mehreren Hundert Fuss erheben, macht einen um so gewaltigeren Eindruck durch den Contrast mit der unmittelbar daneben sich ausdehnenden Ebene.



Fig. 30. Schräg abfallender Tafelberg.

War das Andrängen von unten ein sehr schwaches und dabei gleichmässiges, so lüfteten sich die Schichten nur und erhoben sich zu einem flachen gerundeten Hügel, indem die Gesteinmassen nach den Absonderungs-Flächen sich in grossen Brocken von einander trennten und auf diese Weise gassenartige Zwischenräume bildeten. Eine charakteristische

Bildung dieser Art traf ich in der Nähe von Bethlehem am Wege an bei einer Farm, wo diese von der Natur gebildeten Felsengänge sinn-

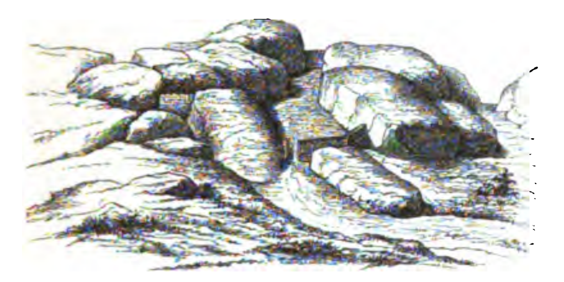


Fig. 31. Viehkraale zwischen auseinandergewichenen Felsen.

reicher Weise zu Kraalen für das Vieh benutzt wurden, indem hier und da eine kleine Mauer den Abschluss vollständig machte.

Zuweilen sind auf die Hebungen wieder theilweise Senkungen gefolgt, welche Vertiefungen erzeugten, die vielfach irrthümlicher Weise für vulkanische Krater gehalten werden, wenn sie auf den Gipfeln der Tafelberge vorkommen. Treten in der Nähe solcher Formationen warme Quellen auf, wie am Windvogelberg, so glauben die Leute um so fester, dass sie in einer durchaus vulkanischen Gegend wohnen und das unterirdische Feuer ihnen eines schönen Tages wieder über den Hals kommen könne. An letzterem Orte dürfte eine solche Annahme vielleicht gerechtfertigt sein, denn wenn auch der Berg selbst deutlich geschichtet ist, so finden sich doch in der Nachbarschaft vulkanistische Bildungen; auch sollen Bimsteine (?) daselbst vorkommen.

Viele Leute, die gedankenlos durch die Urgebirge Europas, welche einst in feuerflüssigem Zustande aufstiegen, gewandert sind, machen sich hier auf einmal Gedanken über vulkanistische Einflüsse, angeregt durch die sonderbaren, charakteristischen Gestaltungen der afrikanischen Berge, welche unwillkürlich zu Betrachtungen über ihre Entstehung anleiten. Und doch ist das, was sie hauptsächlich zu ihrer Annahme bestimmt, die Schroffheit und Wildheit der Formationen, wahrscheinlich mehr wie in den meisten anderen Ländern durch den entgegengesetzten Einfluss, das Wasser, zu Stande gekommen.

Die festen Sandsteine, welche die Gipfel bilden, sind nicht sehr der Zerstörung durch das Wasser ausgesetzt, aber viele zeigen trotzdem deutlich die Spuren, dass dies mächtige Element an ihnen genagt hat. Man

erkennt dies an den unterwascheneu Rändern, welche in verschiedener Höhe sich an vielen Bergen rings um die Gipfel herumziehen, und durch die abgerundete Form der Blöcke, welche als Geröll die tieferen Theile bedecken. Das Wasser war wohl die Ursache, dass die Ränder so schroff und steil, die Wände so senkrecht und plötzlich aufsteigen, indem es die äusseren schon mehr oder weniger zerbröckelten Parthien der erhobenen Felsmassen hinwegspülte und nur den mittleren durch die Lagenveränderung nicht zertrümmerten Theil, der besseren Widerstand zu leisten vermochte, stehen liess.



Fig. 32. Felsberg mit unterwaschenen Rändern.

Neptunistischen Kräften ist auch wahrscheinlich die Zerstörung der höher gelegenen, jüngeren Systeme zuzuschreiben. Häufig ist keine Spur der auflagernden Schichten auf den Plateaux zurückgeblieben, das Wasser hat sie bis auf den letzten Rest hinweggespült; zuweilen aber ist von den nächsten Systemen ein grösserer oder geringerer Theil übrig, welcher die oberste Fläche der Sandsteine als flacher Hügel bedeckt oder als deutlich geschichteter Kegel mit meist auffallend geraden Seitenlinien von ihnen aufsteigt. So sieht man im Harrismith-Distrikt Ketten, welche alle in einer bestimmten Höhe die steilen Wände der horizontal den Berg durchsetzenden Schichten zeigen, die mit den höchsten Theilen der nach der Ebene vorgeschobenen Tafelberge deutlich correspondiren, doch darüber stehen die Kegel des nächsten Systems in ihrer regelmässigen Gestaltung die Form der Berge vollendend, welche in den letzteren gewissermassen als defekt zu bezeichnen ist.



Fig. 33. Wit-Kop.

Die untere breite Terrasse, von der öfters die obere wie von einem Sockel aufsteigt, zeigt in ihren Begränzungslinien sowohl als in der Beschaffenheit eine gewisse Aehnlichkeit mit der letzteren, so dass die Schichten verwandten Systemen anzugehören scheinen; dass sie sich so scharf absetzen und die höheren an Ausdehnung überragen, hat wohl

seinen Grund in der grösseren Widerstandsfähigkeit gegen das Wasser, gegen dessen Einwirkung sie ausserdem durch die tiefere Lage besser geschützt waren. Die späteren Ablagerungen müssen bei dem unmittelbaren, jähen Aufsteigen der Berge aus horizontaler Ebene verhältnissmässig tief zu suchen sein, und es sind daher die Aussichten, gewisse wichtige Mineralien, besonders Steinkohlen, zu finden, für diese Bezirke ziemlich schwach. In tief eingeschnittenen Flussthälern ist die Hoffnung noch am stärksten, und so hat man auch wirklich an einem der Flüsse des Freistaates, am Zand-Rivier, Steinkohlen gefunden. Mir selbst wurde ein Stück davon zugestellt, welches als Blätterkohle von geringer Qualität zu bezeichnen ist.

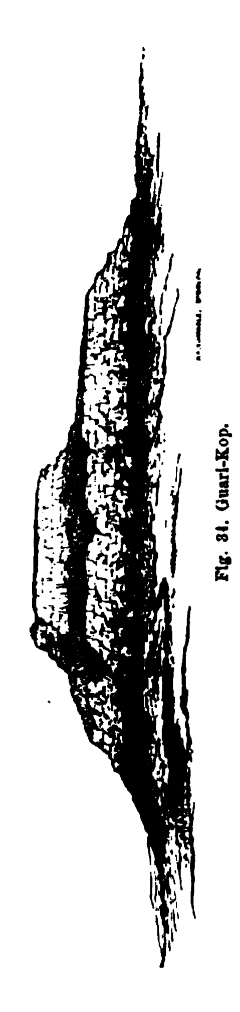


Fig. 31. Guari-Kop.

In den Küstenländern der Colonie, Kaffraria und Natal sind die vulkanistischen Erdrevolutionen viel mächtiger aufgetreten als im Innern, und obgleich diese Striche so bedeutend tiefer liegen, zeigen sie doch einen viel gebirgigeren Charakter. Die Schichten sind stärker verworfen, wechseln häufiger und bieten daher günstigere Verhältnisse für das Auffinden bestimmter Mineralien. So ist es denn auch im Natallande gelungen, eine ziemlich gute, brauchbare Steinkohle aufzufinden, wodurch dies von der Natur auch in anderer Weise vielfach begünstigte Land noch einen besonderen Vortheil gewinnt.

In der Nacht vom Sonnabend wurde das Wetter, als wir in den Bergen lagerten, völlig klar, und am Sonntag schien die Sonne wieder glühend auf uns herab, während in der Nacht die Temperatur sehr bedeutend sank. Ich hatte die schönste Gelegenheit das Sinken derselben zu beobachten, da ich in dieser Zeit den Wagen, in welchem ich den Herrn zu geniren schien, gänzlich verliess und mich ausserhalb bettete, wenn man diesen Ausdruck überhaupt für meine dermalige Lagerstätte anwenden darf. Hinter einem Steinwall, durch dessen Lücken der Wind scharf hindurch blies, warf ich mich nieder auf den Grund, eingewickelt in meine

Decke, die Reisetasche diente als Kopfkissen, und so lag ich ziemlich schlaflos bis zum kommenden Morgen, an welchem der weisse Reif in dicker Kruste mein Lager bedeckte. Wohl darf ich sagen, dass ich angenehmere Nächte verbracht habe als diese, aber der Wagen bot auch nur einen sehr schwachen Comfort, da die Halbirung der Lagerstätte grosse Schwierigkeiten zu machen pflegte, und ausserdem durch die regelmässigen Marodeure sich trotz zeitweiser Reinigungen der Mist darin in bedenklicher Weise anzuhäufen begann. „Pfui", sagt der Leser unwillkürlich, indem ihm als gesitteten Europäer ein gelinder Schauder über den Leib läuft; es muss aber von afrikanischem Standpunkte erwidert werden: „Du hast wohl Recht gesittet „Pfui" zu sagen", doch für Afrika sind die Anschauungen des civilisirten Europa nicht massgebend, der Mist kein so verachtetes Material wie bei uns, und man vermeidet nicht so ängstlich seine Berührung. Abgesehen, dass damit, wie oben erwähnt, die Stuben gestrichen werden, findet er eine sehr ausgebreitete Anwendung als Brennmaterial, welches in Ermangelung von besserem selbst in den Haushaltungen gebraucht wird. Wenn man durch Gegenden reist, wo auf Stunden im Umkreise nicht so viel Holz zu finden ist, um ein Kesselchen warm Wasser zu machen, und daher das Wildfleisch roh, der Café als Gemüse gegessen werden müsste, da überwindet man bald den anerzogenen Widerwillen gegen diesen Stoff und segnet die lieben Ochsen, welche früher an dem Platze lagernd das Brennmaterial für die später kommenden Reisenden zurückgelassen haben. Das Mistfeuer kocht unseren Café, macht unser Fleisch gar, und der Eingeborene bratet sich seine Kost in der Asche desselben, ohne dass der Gedanke an die Herkunft der Feuerung seinen Appetit beeinträchtigt. Durch die Brennbarkeit dieses Stoffes wird einem empfindlichen Mangel des Landes, welcher es unbewohnbar machen würde, in ausländlicher Weise abgeholfen; und erscheint der Gebrauch auch nicht sehr delicat, so beseitigt die zwingende Nothwendigkeit doch schneller wie alle Vorstellungen die entgegenstehenden Skrupel.

Am Sonntag pausirten wir wieder, wie üblich, und ich suchte mir daher einige Unterhaltung zu verschaffen durch die Jagd nach einer schönen, grossen Art wilder Tauben mit rother Zügel- und Augengegend und gefleckten Flügeldeckfedern (Columba guinea Lath.), Boschduive genannt, ein Lucus a non lucendo, da dieselben an diesem Orte sowohl wie überall, wo ich sie antraf, in Felsen nisteten. Ich muss zu meiner Schande bekennen, dass ich diesen Thieren viel weniger aus wissenschaftlichem Interesse nachjagte, als um doch einige Abwechselung in unseren verzweifelt eintönigen Speisezettel zu bringen, welche Aufgabe sie zu allge-

meiner Zufriedenheit erfüllten, da sie sich sehr wohlschmeckend erwiesen.

Am Montag und Dienstag zogen wir weiter zwischen den kahlen Bergen, an deren Abhängen sich viele der in Süd-Afrika so häufigen Ravinen zeigten. Diese Wasserrisse haben keine bedeutende Tiefe, selten übersteigt sie 30′ bei wechselnder Breite, aber der senkrechte Abfall der Seiten macht solche Bildungen, welche wahrhaftig nicht den Eindruck von Abgründen machen, wie sie so vielfach in Büchern beschrieben werden, doch zu bedeutenden Terrainschwierigkeiten; sie sind meistens gerade breit genug, um das Darüberspringen zu verhindern, und zu steil, um hindurch zu reiten oder wohl gar zu fahren. Sie bilden sich, indem das Wasser von den Abhängen her auf undurchdringlichen Mergelschichten nach den tiefsten Stellen hinzieht und dabei den auflagernden Thon mehr und mehr durchweicht und hinwegspült, bis das unterwühlte Erdreich zusammenstürzt und so diese steilen Böschungen bildet. Das Wasser kann ursprünglich völlig unterirdisch verlaufen, wie man recht deutlich an einer anderen Bildung sieht, welche ich in dieser Gegend zum ersten Male bemerkte, nämlich brunnenförmige Vertiefungen, entstanden durch Einstürzen des Bodens, wobei in vielen Fällen die horizontale Lage und der Zusammenhang der früher an der Oberfläche befindlichen Theile nicht gestört wurde; es finden sich dem zu Folge auf dem flachen Grunde die Pflanzen und Gräser, welche früher oben wuchsen, noch unversehrt und unverschüttet vor, ein Zeichen, wie gleichmässig die Senkung stattgefunden hat.

Die Gegend gewann am Mittwoch wieder einiges Leben, als wir die Häusergruppe, Hiskok genannt, erreichten, welche den Namen eines Dorfes wohl nicht verdient, obgleich der „Shopkeeper“*) daselbst zugleich als Hotelwirth fungirt und seine „good accommodation for men and beast“**) dringend empfiehlt. Uns verlockte diese Anpreisung nicht, und wir setzten unseren Fuss weiter zu einem passenden Ausspannplatze, den wir erst spät in der Nacht erreichten, da die Seiten des Weges kein Gras für das ausgehungerte Vieh boten.

Das Ende der Woche verging im langsamen Weiterziehen über die nur durch ihre Bergformen interessante Gegend, und am Sonntag, der warm und klar war, lagen wir wieder still.

Ich hatte mich am Abend ruhig unter dem Wagen in meine Decken

*) Shopkeeper = Krämer.

**) „Gute Bequemlichkeit für Menschen und Vieh.“

eingerollt und dachte nicht im entferntesten an das, was uns bevorstand, als sich plötzlich ein eigenthümliches Dröhnen in der Ferne hören liess; gleich darauf schlief der bis dahin wehende sanfte Wind aus WSW ein, und dagegen erhob sich ein Sturm aus Ost, dessen eisige Mark und Bein durchdringende Schärfe jeder Umhüllung spottete. Kaum konnte man die Glieder vor dem Erstarren bewahren, und als der Morgen endlich anbrach, hatte der Wind an Stärke nur zugenommen, während immer noch jenes Dröhnen in der Luft fortdauerte. Der Himmel war mit grauen, schweren Wolken überzogen, die zeitweise einzelne Schneeflocken herabsandten. Mit Mühe uns gegen den Sturm ankämpfend, erreichten wir endlich eine Schlucht, welche doch einigen Schutz gewährte und deren spärliche Büsche ein wenig Brennmaterial lieferten. Am Montag Abend fing es an ernstlich zu schneien, und der Schneefall hielt an während des ganzen Dienstags und einen Theil des Mittwochs: eine grässliche Zeit für mich, da der Sturm mit ununterbrochener Heftigkeit fortdauerte und das von dem Unwetter geängstigte Kleinvieh besonders in der Nacht unter dem Wagen Schutz suchte, erbarmungslos auf dem am Boden Ausgestreckten herumtretend. Doch die Thiere waren immer noch mehr zu bedauern, als die Menschen, welche sich doch etwas verwahren konnten, indessen die Kälte und der Schnee arg unter jenen aufräumte.

Am Mittwoch waren mehrere Ochsen, eine Anzahl Schaafe und Ziegen dem Wetter erlegen, als es endlich sich etwas aufhellte und die Sonne wie neugierig über das angerichtete Unheil durch die Wolken sah, um sofort wieder zu verschwinden, da der Wind NW wurde und nun zwar keinen Schnee, aber feinen Regen auf uns herabschickte. Immerhin ein Fortschritt, weil die Luft nun doch nicht mehr so kalt war und der gefallene Schnee wegzuthauen begann, obgleich er erst im Laufe des Donnerstags gänzlich von der Nachbarschaft des Weges verschwand und auf den Bergen noch mehrere Tage zu sehen war.

So überraschend und unerwartet mir auch der Schneefall war, so ist er in diesen Gegenden doch nicht ungewöhnlich; die Plateaux sind so rauh durch ihre Höhe und den Mangel an Bewachsung, dass selbst in Monaten, welche dem Sommer noch näher liegen, zuweilen Schneestürme vorkommen. Im Jahre 1859 fiel im September starker Schnee in einer Ausdehnung von Natal bis über Vaal-Rivier hinein, also selbst in wärmeren Breiten wie die von Harrismith. Die Verluste an Vieh bei solchen Stürmen sind zuweilen sehr bedeutend; so verlor der Farmer Hiskok, nach welchem der erwähnte Platz genannt ist, in derselben Gegend, wo wir von dem Schnee befallen wurden, von 3 Gespann Ochsen (48) alle bis auf 9; einem

Manne aus Harrismith, welcher uns vor dem Sturme mit seinem Wagen überholt hatte, liefen die Zugthiere während desselben fort, und er wurde nur dadurch erlöst, dass ihm andere von dem Dorfe entgegengesandt wurden, während die Ausreisser erst drei Wochen später in einer ganz anderen Gegend auftauchten.

Der Mangel an Schutz, an Futter und die Kälte wirken so schädlich auf die Thiere ein, dass sich auch das überlebende Vieh nur langsam erholt.

Es bezeichnete dies Unwetter den Eintritt der sogenannten frühen Regenzeit, welche in den Freistaaten herrscht und gewöhnlich in der ersten Hälfte des September ihren Anfang nimmt. Zuweilen geht ihr schon gegen Ende August ein solcher Sturm voraus, wie ich das Glück hatte zu erleben, als einzelner Vorbote, dem wieder mehrere Wochen trockenes Wetter folgen können. In vielen Jahren ist diese frühe Regenzeit gar nicht ausgesprochen oder verräth sich nur durch zeitweise trübes Wetter und Morgennebel. Da 1864 für Afrika aber zu den feuchten Jahren gehörte, so genoss ich auch von dieser Regenperiode bald ein ungewöhnlich reichliches Maass; am Donnerstag, als wir die Schlucht verliessen, fielen immer noch zeitweise Schauer, und wir zogen desshalb nur weiter bis zu dem nächsten geschützten Platze, wo wir wieder eine Nacht unter Donner und Blitz verbrachten und des Regens wegen am Freitag liegen blieben.

Am Sonnabend endlich gestaltete sich das Wetter etwas besser, und wir kamen ein grosses Stück weiter bis Eland's-Rivier, in welcher Zeit sich das Panorama der schneebedeckten Drakensberge und der Harrismith'schen Berge immer schöner vor uns entfaltete. Der hiesige Sprachgebrauch bezeichnet als Drakensberg die ganze ausgedehnte Hochebene, welche nach Natal zu steil abfällt, obgleich diese keinen eigentlich gebirgigen Charakter hat und nach dem Innern zu sich sanft verläuft; nach dieser Anschauung liegt Harrismith und Umgegend auf dem Gebirge selbst; die höchsten Erhebungen befinden sich aber auf einem Theil, welcher sich südöstlich davon hinzieht, als eine wilde, schroffe Kette, durch eine flache Bodensenkung von dem Plateau getrennt. Dieser Theil fällt durch seine Gestaltung viel mehr in die Augen, und ihm dürfte daher ursprünglich der Name beigelegt worden sein, welcher jetzt auf die ganze Gegend ausgedehnt worden ist.

Am Abend lagerten wir auf dem Höhenzuge vor dem Flusse, und ich überstieg denselben, um mein Jagdglück auf zahlreich dahinter weidende Blessböcke zu versuchen, wobei ich eine eigenthümliche Erscheinung sah, welche mir früher nie aufgefallen ist. Die Sonne war nahe am Untergehen

hinter dem Hügel, auf dessen Verlängerung ich wanderte, und warf meinen Schatten weit hinein in die Fläche unter mir; da bemerkte ich zu meiner Ueberraschung, dass rings um denselben und weiter hinaus in seiner Verlängerung sich ein lebhafter heller Schein hinzog, welcher den Schatten in gleicher Weise beim Fortschreiten begleitete. Dies Phaenomen, welches jedenfalls auf Irradiation der Sonnenstrahlen beruhte, verdankte die Lebhaftigkeit seiner Erscheinung wohl der schweren, schwülen Luft, in welcher die schräg hindurchgefallenen Strahlen stark gebrochen wurden. Ich habe dieselbe Erscheinung in schwächerem Grade auch in den nächsten Tagen bemerkt und auch von andern Leuten gehört, dass sie dieselbe Beobachtung gemacht hatten, während keiner derselben sich erinnerte etwas Aehnliches in Europa gesehen zu haben.

Langsam zogen wir nun unserem Ziele näher, noch aufgehalten durch zeitweises Steckenbleiben im Moraste, welches ein Abpacken des Wagens nothwendig machte. Ehe dann das Fuhrwerk wieder flott und alle die Siebensachen aufs neue weggestaut waren, neigte sich der Tag zum Ende, und die scheidende Sonne gebot dem ungeduldigen Reisenden ein unwiderrufliches Halt. So kam es denn, dass wir erst am 24. August, also nach einer Reise von mehr als einem Monat in Harrismith eintrafen, wo noch im letzten Augenblicke die Deichsel brach, als wollte mir das Schicksal einen Wink geben, dass ich unter Umständen noch viel länger das Vergnügen des Campirens im Felde hätte geniessen können.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in Harrismith zeigte sich dieser Ort in seinem schönsten Gewande, welches er aber nur für wenige Tage im Jahre anlegt. Die warm und klar herabscheinende Sonne brachte die zahlreichen Pfirsichbäume in den Gärten mit einmal zur vollen Blüthe, und prächtig hoben sich dieselben durch ihre zarte rosa Färbung zwischen dem hellen jungen Grün der Trauerweiden hervor. Die Häuser allerdings trugen nicht viel dazu bei den heiteren Eindruck des Bildes zu erhöhen, indem dieselben ärmlicher und unwohnlicher aussahen, als in den meisten anderen afrikanischen Dörfern. Harrismith zeichnet sich aus durch Aermlichkeit, wesshalb die Leute selbst es wohl spottweise Harriscarce benennen. Die Bewohner wissen zuweilen nicht, wovon sie leben sollen, indem es vorkommt, dass für mehrere Tage hintereinander kein frisches Fleisch zu haben ist. Was würde eine deutsche Hausfrau wohl sagen, wenn man ihr die Anforderung stellte, die Wirthschaft zu besorgen für eine vielleicht grosse Familie, ohne Fleisch, ohne Milch und Butter, welche letzteren Artikel ebenfalls zu Zeiten gänzlich fehlen, gewöhnlich wenigstens spärlich sind. Ich glaube, die meisten meiner geehrten Landsmänninen

würden unter diesen Umständen Verzicht leisten und in Verzweiflung ein Scepter niederlegen, welches sie glauben müssten nicht länger mit Ehren führen zu können.

Aber in Afrika gewöhnt man sich an Vieles, was anderwärts unmöglich erscheint, und die Leute helfen sich durch, auch wenn ihnen von den Annehmlichkeiten eines europäischen Dorfes nicht mehr übrig bleibt, als die frische Landluft, welche man auch hier in vollem Maasse geniessen kann. Blühen dem bescheidenen Einwohner dafür doch wieder andere Freuden, welche für den blasirten Europäer nicht vorhanden sind, z. B. das freudige Gefühl, welches sich im Magen zu regen beginnt, wenn er hört, dass irgendwo ein Ochs geschlachtet worden ist, oder ein auf der Jagd glücklicher Farmer Wild in das Dorf gebracht hat, Ereignisse, welche die allgemeine Theilnahme des Ortes in Anspruch nehmen.

Die Leute haben selbst nur wenig Vieh und bleiben daher von den Farmern der Umgegend abhängig, die in den Zeiten, wo die Thiere mager sind, nicht gern schlachten und also auch kein Fleisch in das Dorf bringen. Die Kühe aber geben in den trockenen Monaten so wenig Milch, dass selbst auf viehreichen Farmen die Milch zuweilen knapp ist und unter allen Umständen als etwas ganz Besonderes betrachtet und wohl dem Fremden vorgesetzt wird, der dieselbe nicht zurückweisen darf, ohne Gefahr zu beleidigen.

Ich hatte in dem Hause eines Holländers, Herrn C......s, wo ich ein Unterkommen fand, allen Grund die Kunst zu bewundern, mit welcher die Hausfrau unter solchen erschwerenden Umständen es verstand, die Tafel so zu besetzen, dass man die Verpflegung nur loben konnte, obgleich ich mir für Harrismith'sche Verhältnisse einen viel zu gesegneten Appetit von der Reise mitgebracht hatte. Indessen wäre auch bei der besten Verpflegung Harrismith nicht der Ort, den sich ein unruhiger Geist zum bleibenden Wohnsitz erwählen möchte, und ich suchte so bald als möglich weiter zu kommen.

Zu diesem Zwecke wurde von meinem Wirthe ein Ochsenwagen gemiethet, der aber erst von einer anderen Reise zurückkommen sollte, was mich nöthigte, über 14 Tage zu verweilen. Den dadurch gegebenen Aufenthalt benutzte ich zu einigen photographischen Arbeiten, indem ich hier zum ersten Male Gelegenheit hatte, Farbige abzunehmen, welche sich selbst als „Griqua" bezeichneten, ohne dass ich jedoch die betreffenden Individuen als besonders charakteristisch für diesen Stamm bezeichnen kann, da sich in ihnen eine Beimischung von weissem Blut nicht verkennen liess, wenn auch das Haar noch ganz kurz und wollig geblieben war. Auch

einige Zulu (spr. Sulu) und Magatis (Mantatee) nahm ich hier in mein Album auf, welche Stämme sich in reinen Individuen vorfanden, d. h. was die Abstammung, nicht ihre Persönlichkeit anlangt, deren mit verschiedenen Stoffen gezierte Aussenseite zuweilen ordentlich marmorirt erscheint. So war es der Fall bei einem jugendlichen Dacharaucher, dessen Conterfei ich in dieser Zeit aufnahm, während er sich gerade mit einem Gesinnungsgenossen seiner Lieblingsbeschäftigung hingab.

Das schon früher erwähnte Dacharauchen wird ausgeführt mit einer wunderbar construirten Pfeife, deren Gebrauch viel Uebung erfordert. Sie besteht aus einem Rohr, welches am oberen Ende das Behältniss zur Aufnahme des Krautes trägt, während das untere Ende in einem theilweise mit Wasser gefüllten Horne steckt; es ist also eine Art Wasserpfeife, indem der Raucher seine Lippen und einen Theil der Wange um die Mündung des Hornes legt und den Rauch vermittelst Ansaugens durch das Wasser zum Austritt bringt. Darauf nimmt der Kaffer aus einem bereitstehenden Gefässe Wasser in den Mund und stösst den Rauch mit innigem Behagen durch dasselbe in Ringen aus oder treibt ihn durch ein Rohr in einzelnen Blasen auf den Boden, damit alle möglichen Figuren seiner Phantasie aufzeichnend. So geht die Dachapfeife gewöhnlich im Kreise herum, indem einer nach dem andern sich an ihrem Duft erfrischt. Um aber die weite Mündung eines Kuhhornes zu bedecken sind die üppig entwickelten Lippen der Schwarzen nothwendig; für einen zwischen ihnen sitzenden Europäer wäre dies Labsal unerreichbar, ebenso sehr wie die vom Fuchs in der Fabel auf den flachen Schüsseln dem Storche vorgesetzten Speisen.

In Ermangelung einer Pfeife formen sich die Eingeborenen von Thon Behälter, die einem gewöhnlichen Backofen im Kleinen nicht unähnlich sehen; sie enthalten Wasser, zu welchem auf jeder Seite eine Oeffnung führt, die eine zum Einbringen des Krautes, die andere für das Anlegen des Mundes bestimmt: eine etwas unbequeme aber ihrer Einfachheit wegen sehr verbreitete Einrichtung.

Wenn ich nicht mit photographischen Arbeiten beschäftigt war, machte ich Ausflüge in die Nachbarschaft, unter denen besonders eine Parthie Erwähnung verdient, welche ich in Begleitung zweier Herren des Ortes zur Besteigung des benachbarten Tafelberges unternahm. Natürlich wurde dies nach afrikanischer Manier zu Pferde ausgeführt, obgleich ich selbst nicht gedacht hätte, in meinem Leben jemals solche Hindernisse anders als mit meinen eigenen zwei Beinen zu überwinden.

Es war ein prächtiger Tag und die Frühjahrssonne strahlte unverhüllt auf das junge Grün herab, welches in der Steppe aufzuspriessen begann. Bald hatten wir den unteren sanften Abhang des Berges erreicht und galoppirten lustig auf diesem entlang bis zu einer Schlucht, welche



Fig. 35. Schlucht am Harrismith-Berge mit der Aussicht in die Ebene.

ähnlich wie am Tafelberge des Cap die steilen Wände unterbricht und einen wenn auch beschwerlichen Aufgang gewährt. Mit wunderbarer Gewandtheit kletterten die Pferde zwischen den Steinen hinauf, an einem kleinen Bache entlang, welchen wildes Gestrüpp umgab, während auf beiden Seiten die senkrechten Felsen majestätisch aufstiegen in ihren dunklen, röthlichen Färbungen. Prachtvoll war der Rückblick in die Ebene, als wir endlich die Plateauhöhe erreicht hatten und nun wieder gemächlich auf fast horizontalem Grunde entlang ritten. Beim Aufsteigen verliessen wir nur für wenig hundert Schritte die Sättel, den ganzen übrigen Theil trugen uns die Pferde wohlbehalten hinauf; obgleich das meinige an einer Stelle über einen schrägen glatten Fels herabrutschte, hielt es sich dennoch auf den Beinen.

Die Gipfelebene ist fast ganz kahl, nur an den Rändern wachsen einzelne Bäume von einer Olivenart, welche tiefer unten nicht vorkommt. Die Grasflächen waren der Tummelplatz von Schaaren von Pavianen, welche verwundert über die ungewohnte Störung rings auf den einzelnen Felsblöcken sassen und von Zeit zu Zeit ihr ärgerliches Gebell ausstiessen.

Ein unglückseliges Individuum wagte sich zu nahe heran und reizte die Jagdlust meines Begleiters, der es bald auf schnellem Pferde einholte und aus der Nähe durch einen Schuss niederstreckte. Ausserdem zeigten sich einzelne Reebokke zwischen den Steinen und wurden von uns gejagt, doch gelang es uns nicht, einen davon zu erlegen. Auf diesem Gipfel findet sich eine Einsenkung, welche mit Wasser gefüllt ist, von der Ausdehnung eines grossen Teiches, in deren Nähe zwei Königskraniche (Grus regulorum N.), hier „Meihen" genannt, einherstiegen.

Wir umritten das Plateau in seiner ganzen Ausdehnung, uns erfreuend an den herrlichen Aussichten, welche besonders nach Osten zu von grossartiger Wirkung sind, da man hier über den Rand des Drakensberges hinuntersieht nach dem Tieflande und so eine Anschauung bekommt von der bedeutenden Erhebung dieser Kuppen über dem Meeresspiegel. Auch auf der andern Seite erhält man einen sehr schönen Blick auf Harrismith durch einen Felsenspalt, in dessen Mitte sich aufeinandergethürmte Blöcke wie ein riesiger Pfeiler frei erheben, ein Spielwerk der Natur, welches sich öfter in diesem Lande findet.

Nachdem wir für eine halbe Stunde abgesattelt hatten, traten wir den Heimweg an und kamen um $3^1/_2$ Uhr wieder wohlbehalten im Orte an, nach einem Ritt von 7 Stunden, wie ihn wenig europäische Pferde aushalten würden.

Capitel XIV.

Harrismith — Pieter-Maritzburg.

Aufbruch von Harrismith; die Abfälle des Drakensberges; die Zulu's; das obere Natal; Natalwald; der Umgeni-Fall; Missgeschick; Feldtoilette; Raubanfall; Pieter-Maritzburg; Sprachgewirr in Natal; Haartrachten der Zulu.

Am 13. endlich war ich im Stande von Harrismith aufzubrechen, was um Mittag bei klarem Wetter geschah. Heiter und froh, endlich in das mir so sehr angepriesene Natalland zu kommen, zog ich in meinem Ochsenwagen dahin, den ich ganz allein zur Verfügung hatte und daher hoffte meine Apparate einmal zur vollen Geltung bringen zu können. Ein wunderbar gestalteter Felsberg, Bamboeskop genannt, in dessen Nähe ich des Abends ausspannte, schien mir ein geeigneter Anfang für meine Aufnahmen, welche Arbeit ich für den nächsten Morgen ansetzte, da ich schon

wieder ganz vergessen hatte, dass ich stets Regen bekam, sowie ich ausrückte. Der dichte, nässende Nebel, welchen mir der Wind in das Gesicht wehte, als ich am Morgen den Kopf aus dem Wagen streckte, erinnerte mich indessen schnell genug daran, und da „mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel“ sich hinter diesen natürlichen Vorhang zurückgezogen hatte, so blieb mir Nichts übrig, als unverrichteter Sache weiter zu ziehen.

Die Luft war empfindlich kalt und der Regen strömte dichter, als ich den Drakensberg herabfuhr, welcher steil nach Natal zu abfällt. Sowie man über den Rand hinunter kommt, verändert sich die Gegend; die Berge nehmen eine andere Gestalt an, und hier und da ragen einzelne Bäume zwischen den Felsen auf. Das mit der Veränderung des Bodens sofortige Erscheinen dieser Bäume zeigt deutlich, wie abhängig dieselben davon sind, und hier an den Seiten des Berges kann man es auch daran erkennen, dass der Baumwuchs gewisse geognostische Horizonte genau einhält, so dass er die verschiedenen Schluchten in der Regel bis zu einer bestimmten Höhe bekleidet. (Wie ungünstig im Vergleich zu dem Natallande der Freistaat für Bäume ist, dafür hat Harrismith ein Beispiel geliefert, indem daselbst von 100 gepflanzten Bluegums (Eucalyptus), die im allgemeinen ausgezeichnet in den Küstenländern gedeihen, nur ein einziger fortgekommen ist.)

Auf den gerundeten, buchtig verzweigten Ausläufern des Drakensberges gleitete der Wagen mehr, als fuhr hinunter in das tiefe Thal, wo ich meinen ersten Ausspann in N a t a l machte. Am nächsten Morgen war der Berg noch in dichte Wolken eingehüllt, doch gegen neun Uhr wurde es klar und die Gipfel, welche nicht den Eindruck von Plateauvorsprüngen machen, zeigten sich mir unbedeckt. Die Gegend nach dem Tieflande zu ist hügelig und sehr monoton, da die Höhen völlig kahl sind mit Ausnahme einzelner Kameeldornbäume (Acacia Giraffae), welche sich hier und da auf ihnen erheben. Dagegen fehlte es nicht an Leben durch die zahlreichen Kraale der Zulu-Kaffern, deren runde Hütten gruppenweise die Abhänge bedecken, und durch die Heerden derselben, welche rings umher weideten. Bald machte ich auch die nähere persönliche Bekanntschaft dieser Kaffern, indem sie herankamen zum Wagen, Holz zum Verkauf anbietend und sich dann gemüthlich um das Feuer gruppirend. Man bemerkte bald, dass man sich hier zwischen einer florirenden Bevölkerung von Eingeborenen befand, wenn man die kräftigen, muskulösen Gestalten derselben, ihre Rührigkeit und Betriebsamkeit ins Auge fasste. Zuweilen sieht man prächtige Kerls zwischen ihnen von stattlicher Figur und nicht unschönem Gesicht, dem mitunter mässiger Bartwuchs eine bei anderen Stämmen sel-

tene Zierde verleiht; kräftige Entwickelung des Körpers ist als die Regel unter den Zulu's zu bezeichnen, wenn auch häufig ein schönes Ebenmaass der Glieder fehlt. Der imponirende Eindruck, den sie machen, wird noch erhöht durch die eigenthümliche Haartracht, welche die meisten der waffenführenden Männer tragen; sie scheeren nämlich das Haupthaar kahl oder wenigstens ganz kurz bis auf einen Ring, den sie mit Gummi zu einem Reif umformen, welcher sich durch das Wachsen des Haares allmälig nach Art einer Krone erhebt. Eine schöne Haarkrone ist der Stolz des glücklichen Besitzers, und nicht leicht ist er zu bewegen sich dieses Schmuckes zu berauben.

Was die Kleidung anbelangt, so besteht diese hier wieder in der oben erwähnten Streichhölzchenbüchse*), ein durchgreifender Unterschied von den Basuto's und anderen Bechuanenstämmen, wo der „Steertriem"**) modern ist. Damit ist die Toilette beendet, ausser dass der Zulu wie die eigentlichen Kaffern, wenn es kalt ist, noch seinen Caross umnimmt, den alle Eingeborenen in Südafrika ziemlich in gleicher Weise tragen. Doch hat er noch ein Festtagsgewand, welches angelegt wird, wenn er Visiten abstattet, bei Kriegs-Tänzen oder anderen feierlichen Gelegenheiten. Dann schmückt er die Brust, Arme und Beine mit den weissen Quasten der Ochsenschwänze, auf dem Kopfe trägt er einen grossen Busch künstlich in einander verflochtener Federn verziert mit Glasperlen etc., deren Schnüre wohl auch als Halsbänder angebracht sind, und um die Lenden schlingt er bunte Felle von jungen Leoparden, wilden Katzen, Schakalen oder ähnlichen Thieren. Die Einzelheiten dieses Festanzuges sind offenbar mehr abhängig von dem zufälligen Besitz eines Mannes, denn von einer speciellen Vorschrift. Der bedauernswerthe Kaffer ist nicht einmal so weit gekommen in der Kultur, dass ihm die Sitte angäbe, ob er ein weisses oder ein buntes Halsband bei einer bestimmten Gelegenheit umzuthun hat, welchen Segen der Civilisation wir in Europa doch glücklicher Weise mit aller wünschenswerthen Genauigkeit geniessen.

Auch das Ansehen der Kraale zeigt, dass man es hier mit einer thätigeren Race zu thun hat; die Hütten sind sorgfältig geflochten, so dass sie sowohl durch Form wie Machwerk niedrigen Bienenkörben, in grossem Maasstabe ausgeführt, ähnlich sehen. Anstatt der gewöhnlich nur von losen Steinen zusammengesetzten Mauern, welche die Kraale bilden, sieht man hier deren mit geflochtenen Matten umgeben, wodurch die ganze

*) S. pag. 76.

**) Steertriem, ein kleiner Schurz von Leder, nach Art eines Suspensoriums.



Die Drakensberge vom Fufse des Bezuidenhout's Pass gesehen.

Niederlassung mehr das Aussehen der Zusammengehörigkeit bekommt im Vergleich zu den meist willkürlich über den Grund verstreuten Hütten anderer Stämme.

War so die Gegend reich belebt durch Menschen und Vieh, so erschien sie um so ärmer an thierischem Leben der Wildniss, und zwar nicht nur an grösserem Wilde, sondern auch an Vögeln und selbst niederen Thieren. Vergeblich sah ich mich nach Wild um an den kleinen Bächen, welche das Land vielfältig durchschneiden, vergeblich spähte ich nach Insekten auf den mannigfachen Frühlingsblumen, welche sich jetzt zwischen dem jungen Grase zu erheben begannen. Ich bedauerte wirklich hier nicht lieber Botaniker zu sein als Zoologe, da die Ausbeute für Ersteren sicherlich eine bei weitem lohnendere ist. Reizende kleine Ixien von blauer Farbe mit Orange gezeichnet, Gladiolusarten von gelber und rosa Färbung (Sparraxis pendula), verschiedene Compositen und Liliaceen blühten bereits in zahlreichen Exemplaren. Auffallend ist die sonderbare Blüthendolde der Haemanthusarten, welche sich auf kurzem, flachgedrücktem Stengel ohne Blätter erhebt; die zahlreichen Blumen sind von purpurrother Farbe mit gelben hängenden Staubbeuteln, der Duft derselben ist sehr stark und nicht unangenehm. Die Blätter entwickeln sich erst später und stehen nach Art eines Fächers alle in derselben Ebene, ein sehr sonderbarer Anblick, zumal da die Spitzen in der Regel beim Herauskommen aus dem Boden abgefressen werden und daher am Ende alle in gleicher Weise abgestutzt erscheinen.

Duftende Blumen sind in Afrika sehr selten; man muss sich mit der zierlichen Gestalt und zarten Färbung begnügen, selbst die Rosen haben in diesem Lande keinen Duft. Wie den Blumen der Geruch, so fehlt den Vögeln der Gesang*); nur wenige haben eine Reihenfolge von Tönen, welche Gesang genannt werden kann, die meisten beginnen wohl sich hören zu lassen, aber nach zwei oder drei Tönen brechen sie ab, so dass es den Anschein hat, als wären sie selbst erschrocken über den Versuch in Afrika zu singen. Es fehlt die Frische des Waldes, das Murmeln des Baches und jene Heiterkeit der Natur, welche in anderen Ländern zum fröhlichen Gesange einladen. Die afrikanische Natur ist grossartig und wild, aber dabei ernst und schweigend, wenig geeignet zur Fröhlichkeit anzuregen.

---

*) Ein unter den Engländern übliches Sprichwort sagt: „in South-Africa have the flowers no scent, the birds no song and the ladies — no mind“, was zu behaupten indessen Schreiber dieses nicht ungalant genug ist.

Mich stimmten diese kahlen Höhenzüge ohne thierisches Leben, welche mich während dieser Tage stets auf allen Seiten umgaben und die Aussicht hinderten, sehr langweilig. Allmälig gestaltete sich indessen der Anblick besser durch das Zunehmen der Kameeldornbäume an Zahl und Ueppigkeit, so dass sie zuweilen eine Höhe von 40′ und darüber erreichten. Sie waren in dieser Zeit noch kahl, die Blätter begannen erst sich zu entfalten und die Regenschirme — dies ist die Form, in der sie wachsen, — entbehrten also noch ihres Ueberzuges. Der Name des Baumes rührt daher, dass er eine Hauptnahrung der Giraffen ausmacht, welche von den Boeren, die keine grossen Zoologen sind, Kameele genannt werden. Leute, welche die Wissenschaftlichkeit dieser Herren in Schutz nehmen, behaupten wohl, dass dies eine Abkürzung für den lateinischen Namen Camelopardalis sei, aber es sind doch zu viele Fälle von ähnlichen falschen Benennungen vorhanden, wo keine solche plausibele Entschuldigung zu finden ist, als dass man dieser Ausrede viel Glauben schenken könnte. So nennen die Boeren, um einige Beispiele anzuführen, den Leopard „Tiger", die Hyäne „Wolf", die Gnus „wilde Beester" (wildes Vieh), die Pelea Capreola „Reebok", den Oryx capensis „Gemsbok", die grosse Trappe „Paauw" etc., gewiss sehr verzeihliche Irrthümer, da im inneren Süd-Afrika noch keine Lehrstühle für Zoologie errichtet sind.

Die schönsten Kameeldornbäume sah ich am Bushmans-River, welchen ich am 18. passirte, nachdem ich am 16. über den **Tugela** gegangen war. Die Mimosen waren an diesen Orten überall fast völlig grün, einige sogar schon in Blüthe, ein Zeichen, wie sehr die Jahreszeit hier schon voraus ist im Vergleich mit dem Cap und Kaffraria. Hinter Bushmans-River kam ich wieder in eine völlig kahle Hügelkette, die sich steil vom Flusse aus erhebt und so in wechselnder Höhe zwischen dem eben erwähnten Fluss und Mooi-Rivier hinzieht. Ab und zu zeigten sich Eingeborene am Wagen, bald in ihrer einfachen Toilette, bald in Staatstracht, in welcher letzteren mir besonders ein Paar auffiel, welches unter Scherz und Gelächter Hand in Hand den Weg entlang kam, ein für mich neuer Anblick in Afrika, wo die Frauen in der Regel nur die Stelle von Sclaven einnehmen.

Die Frau hatte sich in eine Art Rock von dunklem Kattun gekleidet, Hals und Arme zeigten sich mit Glaskorallen geschmückt, welche auch in reichlicher Menge in die Haare eingeflochten waren; der Mann konnte unter dem grossen Federbusch, den er auf dem Kopfe trug, kaum hervorsehen und machte einen sehr drolligen Eindruck in seinem bunten Aufzug. Hier kommt zu den gewöhnlichen Zierrathen noch eine besondere, die bei den

Stämmen des Cap nicht in Gebrauch ist, das sind bunt geschnitzte und verzierte Rohrstengel, grosse Ringe, weisse Knöpfe etc., welche durch das Ohrläppchen gesteckt werden; ich sah Stengel von $^1/_2$' Länge bei etwa $^3/_4$'' Dicke, welche den Ueberrest des Ohrläppchens bedeutend ausgedehnt hatten. Häufig sind diese Zierrathen zu Behältern des Schnupftabacks umgearbeitet, und es wird so in sinnreicher Weise das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt.

Bei den Hottentotten und Buschmännern hätte eine solche Tracht ihre ganz besonderen Schwierigkeiten, da diese Nationen ein sehr schwach entwickeltes Ohrläppchen haben, welches in vielen Fällen vollständig zu fehlen scheint.

Wenn einer der stämmigen Zulu's mit dem finsteren, drohenden Gesicht herankommt und sich würdevoll an der Seite des Weges in Positur stellt, so meint der Unkundige, der Sohn der Wildniss betrachte den verschwachten Abkömmling Europas mit Stolz und Geringschätzung, indem er im Stillen seine Kraft mit der des Fremdlings vergleiche und über die Leichtigkeit eines unter gleichen Bedingungen über ihn zu erringenden Sieges nachdenke; aber wer die schwarzen Herren genauer kennt, weiss, dass ihre Gedanken gewöhnlich eine ganz andere Richtung nehmen. Der taxirende Blick gilt nicht der Stärke des Reisenden, sondern vielmehr dem Grade der Gutmüthigkeit, welchen derselbe etwa besitzt, um bei günstig ausfallender Beobachtung alsbald die Bitte um Taback anzuschliessen; denn Taback ist für den Kaffergentleman ein unumgänglich nothwendiger Artikel. Ohne diesen Stoff in seiner kleinen Seitentasche zu haben, darf er sich gar nicht in anständiger Gesellschaft von seines Gleichen sehen lassen, und wenn er sich auch schämt, um etwas Anderes anzufragen, so verschmäht er doch nicht, um ein wenig Taback zu bitten. Begegnen sich zwei Kaffern, so ist die erste Begrüssung ein würdevolles: „Sa ke'bona!“ das heisst: Ich sah dich! gewiss der stolzeste Gruss, den man sich denken kann, darauf folgt aber sogleich die Bitte: „Shi hile u'guay!“ zu Deutsch: Gieb mir deinen Schnupftaback! er wartet also nicht bis der Andere sagt: Ist Ihnen nicht ein Prischen gefällig? sondern bittet sich dasselbe bald selbst aus und würde sehr gering von seinem Bekannten denken, wenn dieser keinen Taback bei sich führte.

Hat der Eingeborene etwas Taback erhalten, so weiss er von dem köstlichen Kraute auf sehr sinnreiche Weise sich den möglichst grossen Genuss zu verschaffen. Der Taback wird auf einem flachen Steine mittelst eines anderen walzenförmigen zerrieben, während Asche und die frischen Triebe eines gewissen Krautes von scharfen Eigenschaften, ähnlich un-

serem Pfefferkraut, zugesetzt werden, um die Masse zu vermehren und die Kraft zu verstärken. Den auf diese Weise bereiteten Schnupftaback reibt der Arme, welcher sich nicht den Luxus einer Dose erlauben kann, in ein Stückchen Fell ein, und es ist damit Alles vorbereitet. Mit dem innigsten Behagen kauert sich nun der Kaffer irgendwo nieder und lässt sich von der Sonne bescheinen, das Stückchen Fell beständig vor der Nase, aus dem er den köstlichen Inhalt in langen Zügen in sein geräumiges Riechorgan einzieht; stundenlang sitzt er so unverändert in stummer Beschauung, bis endlich auch das letzte Körnchen aus dem hin und hergezerrten Fell verschwunden ist und der leere Fetzen öfters so tief in die Nase geschoben wird, dass man ihn völlig verschwinden zu sehen glaubt.

Ich hatte häufig genug freiwillige Beiträge zu liefern, um ihnen diesen Genuss zu ermöglichen; man thut es auch ganz gern, da dadurch Gelegenheit gegeben wird zu Beobachtungen und Fragen an die Bittenden, was doch einige Abwechselung in die Eintönigkeit der Reise bringt.

Die kahlen Flächen können in einem so dicht bevölkerten Lande begreiflicher Weise nicht reich sein an Wild, und es sind nur einzelne Species, die sich darin zu halten vermögen. Unter diesen waren noch die Reebokke am zahlreichsten vertreten, welche gewöhnlich in Trupps von 4—7 zusammenweideten und einzelne Exemplare einer niedlichen, kleinen Antilopenart, Orebi (Scopophorus Ourebi Gray) genannt, die mein Jägerherz wieder etwas aufheiterten, nachdem für fast acht Tage kein Wild gesehen worden war, ausser einem einzelnen Stück der langschnäbligen Schnepfe (Sc. nigripennis Rp.); dieselbe stieg an einem Morast vor mir auf, nahm aber leider mehr Schrot zu sich, als für die Erhaltung ihrer Schönheit gut war.

Am 19. passirte ich den Mooi-Rivier und bald darauf, als der Wagen einen Höhenzug überstiegen hatte, veränderte sich das Aussehen der Landschaft durch Auftreten von Wald an den Abhängen; es war nur ein schmaler Streifen, aber er eröffnete doch Hoffnung für grössere Wälder in der Nähe und wurde daher freudig von mir begrüsst. Die frischen, feuchten Seewinde treffen voll auf diese nach dem Meere zu abfallenden Höhenzüge und begünstigen dadurch die Entwickelung des Baumwuchses, welcher auf den nach dem Lande zu gerichteten Seiten viel schwächer ist oder ganz fehlt. Am Nachmittag kam ich an einem anderen Höhenzug an, der prächtig bewaldet war, und stieg eiligst hinunter, um mich in das Dunkel des Waldes zu vertiefen. Seit dem Verlassen der Knysna, also seit 8 Monaten hatte ich dies Vergnügen entbehrt und kroch daher

R.S. fec.

Fig. 37. Nata - Urwald (Podocarpus Thunbergii).

mit unendlichem Behagen in dem Schatten der mächtigen Bäume umher, lauschend auf den hohl und dumpf aus dem Dickicht erschallenden Ruf des Ibis (I. Hagedash Lath.) oder auf das muntere Geschwätz der Papageienschwärme, welche sich um die Gipfel jagten. Der Duft des Waldes berauschte mich fast, und ich blieb den ganzen Rest des Tages unten in demselben, bis die hereinbrechende Dunkelheit mich ermahnte wieder zum Wagen heraufzusteigen. Am nächsten Morgen wurde sofort ein erneuter Versuch gemacht süd-afrikanische Waldung zu photographiren, der auch einigermassen mit Erfolg gekrönt war, und dann nach dem Umgeni aufgebrochen, dem letzten Fluss, welcher mich von Pieter-Maritzburg trennte. Um 3 Uhr hatte ich ihn erreicht und genoss noch das herrliche Naturschauspiel, welches er darbietet, in vollem Lichte. Der Fluss, einer der stärksten des Natallandes, strömt gemächlich durch das weite Thal in flachem Bette, dessen Ufer mit spärlichem Gesträuch bewachsen sind. Plötzlich aber durchschneidet eine wilde Schlucht die Thalsohle und senkrecht fallen die Wände, die sich nahe gegenüberstehen, nach dem Grunde zu ab, den Blick in eine Tiefe von mehreren Hundert Fuss eröffnend. In diesen Schlund stürzt sich der Umgeni mit einem einzigen Sprunge, und kaum berührt ein Theil des Wassers die steilen Felsen bei seinem Wege in den Abgrund, wo es sich in weitem, von Schaum und Staub erfülltem Becken sammelt. Von einem etwas tieferen Vorsprunge des Randes hat man einen schönen Blick auf den Fall, nach der anderen Seite auf die Felswände der Schlucht und eine mächtige Säule, von Quadern erbaut, welche der obenerwähnten auf dem Harrismithschen Berge täuschend ähnlich sieht, ein Beweis, dass unter gleichen Verhältnissen sich auch dem Zufall unterworfene Bildungen häufig in gleicher Weise gestalten.

Um den klaren Tag noch zu benutzen, kramte ich eiligst meine Apparate aus und etablirte mein photographisches Zelt dicht am Abgrund, da der ansteigende Boden hier etwas Schutz gegen den lebhaften Wind bot. Meine eifrige Bemühung wurde belohnt, mit innigem Vergnügen stellte ich eins der gewonnenen Negative nach dem andern im Zelt bei Seite und, als die Arbeit beendet war, pries ich diesen Tag als einen der erfolgreichsten, welche Afrika gewährt hatte. Niemals ist mir aber die Wahrheit des Sprüchwortes: Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, mehr in die Augen gefallen als an diesem. Eben war ich beschäftigt meine verschiedenen Geräthschaften und Flaschen einzupacken, als das Feuer die Grassteppe erfasste, und in kurzer Zeit trieb der Wind den Brand gegen die Anhöhe heran, unter der ich mich befand, dichte Rauchwolken untermischt mit Funken über mich wegführend. Ich achtete des Brandes

nicht sehr, da ein freier, kiesiger Grund, auf dem mein Zelt stand, dies ebenso wie mich selbst gegen die allzunahe Berührung des feindlichen Elementes schützte, doch einen anderen, alten Feind von mir hatte ich vergessen und sollte unangenehm an ihn erinnert werden. Wie es häufig der Fall ist, ging auch hier dem Feuer ein Wirbelwind voraus, welcher ebenso plötzlich als unwiderstehlich über mich hereinbrach. In einem Augenblicke, ehe ich noch vermochte die Gefahr auch nur zu ahnen, war mein Zelt über den Haufen gestürzt nach dem Abgrund zu, und Flaschen, Gläser, fertige Negative und Glasplatten klirrten in Scherben am Boden.

Da sass ich nun zwischen meinen rings verstreuten Apparaten am Boden, auf der einen Seite den Steppenbrand, dessen prasselnde Flammen viel dichter an mich herangerückt waren, als wünschenswerth war, auf der anderen Seite die furchtbare Tiefe, in welche man jeden Augenblick erwarten konnte die Sachen von einem erneuten Windstoss herabgezogen zu sehen. Allmälig vermochte ich mich zu fassen und brachte die Instrumente zusammen auf einen Fleck, so dass sie sich gegenseitig etwas schützten und alsdann warf ich erst einen Blick in das Zelt, um mir die Gewissheit über die Grösse des angerichteten Unheils zu verschaffen. Wer eine Vorstellung von Sodom und Gomorrha nach ihrer Zerstörung bekommen wollte, der hätte da über meine Schulter sehen sollen; der Anblick, welcher sich mir darbot, war sicher ebenso schauerlich: Der ganze Inhalt war ein grosser Trümmerhaufen, überzogen mit einer dicken Kruste von schwarzem Schlamm, herrührend von den zersetzten Chemikalien, deren Lösungen mir zu einer dunkelen Fluth gemischt aus dem Zelt entgegenströmten. Zu retten war da Nichts mehr, so packte ich denn die Sachen zusammen und brachte sie auch glücklich nach dem Wagen in Sicherheit, da sich der Windstoss nicht wiederholte, das Feuer aber an dieser Stelle alle Nahrung aufgezehrt hatte und nun nur noch in der Schlucht unter mir tobte.

Doch ein Unglück kommt selten allein, und so war es auch hier; denn als ich mit Flaschen und Plattenkasten auf den Wagen stieg, glitt ich aus, stürzte hinab und wiederum tanzten die Scherben höhnisch um mich herum. Ich kann nicht umhin zu bekennen, dass ich mit einem gelinden Fluche aufstand, da so nicht allein die Arbeit des Tages, sondern auch die Errungenschaften früherer Bemühungen unwiederbringlich verloren waren; mein nächster Gedanke war aber Trotz zu bieten einem Schicksal, welches mich so grausam verspottet hatte. Ich suchte zusammen, was noch von Gefässen übrig blieb (den Cafékessel nicht ausgeschlossen),



Fig. 38. Natürlicher Pfeiler am Umgenifall (Natal).

sowie was von den Scherben etwa noch brauchbar war, und indem ich den grössten Theil der Nacht hindurch arbeitete, gelang es mir Alles für den nächsten Morgen zu erneuter Thätigkeit in Stand zu setzen. Als die Sonne heraufstieg, war ich in voller Arbeit und zwei Stunden später hatte ich die Verluste des vorigen Tages, soweit es an diesem Orte geschehen konnte, wieder ersetzt; freilich Ansichten früher durchreister Gegenden waren für immer verloren.

Zufrieden, doch einigermassen den Schaden wieder gut gemacht zu haben, brach ich vom Umgeni auf, und bald darauf verrieth das Auftreten von städtisch gekleideten Reitern die Annäherung an einen grösseren Ort. Die ersten Zeichen meines Eintretens in civilisirte Gegenden machten auf mich einen sehr komischen Eindruck; der Abstand war zu gross, wenn ich mich selbst, der doch auch aus einem civilisirten Lande zu stammen die Ehre hat, mit den geputzten Herrchen verglich, und ich wünschte wirklich, meine europäischen Bekannten hätten mich gesehen in meinem damaligen Aufzuge, der so manchen Sturm erlebt hatte. Eine Zeit lang trug ich mich mit dem Gedanken, meine Kleidung der Merkwürdigkeit halber aufzubewahren, den Rock aber später einem geschickten Chemiker zur Analyse zu übergeben, doch fürchtete ich meine geehrten Bekannten zu entsetzen, den Scheidekünstler allzusehr in Verlegenheit zu bringen, und widmete die Sachen daher meinen Kaffern. Um übrigens für den Fall, dass einmal solche Preisaufgabe einem Unglücklichen gestellt werden sollte, diesem einigen Anhalt zu geben, will ich hier anführen, dass die Hauptbeimengungen bestanden aus: Silberoxyd, gerbsauerem Eisenoxydul, verschiedenen Bestandtheilen des Blutes herrührend von der Jagd, einer Reihe verschiedener Fette, Talg und Rost vom Gewehr, und Firniss, welche Stoffe bei geschmackvoller Vertheilung recht angenehme Schattirungen hervorzubringen im Stande sind. Ich bedurfte nun der Feldtoilette nicht mehr, da das Ende meiner Irrfahrt nahe war und es nöthig wurde, die Hülle des Steppenbewohners wieder zu vertauschen mit dem Kleide der civilisirten Menschheit.

Die Sachen blieben übrigens nur für Stunden im Besitz der neuen Eigenthümer, indem sie schon am Abend desselben Tages nebst anderen Gegenständen aus dem Wagen geraubt wurden.

Man schnitt in der Nacht heimlich die Ochsen los, und während die durch das Fortlaufen der Thiere aufgeschreckten Leute ihnen in der Dunkelheit nachliefen, machten sich die Schelme an den Wagen, erbrachen die Kisten und hatten Alles ausgeräumt, bevor die Fortgeeilten zurückkamen. Der geschickt ausgeführte Anschlag galt wohl hauptsächlich

meinen Gewehren, Munition u. s. w.; doch hatten sich die Räuber darin verrechnet, indem meine Sachen schon nicht mehr auf dem Wagen waren.

Ich machte nämlich am Nachmittag meinen letzten Ausspann auf dem Höhenzuge, von dem man bereits Pieter-Maritzburg im Thale vor sich liegen sieht, ein reizender und seit langer Zeit entbehrter Anblick, insofern der weitläufig gebaute Ort den Eindruck einer grossen, volkreichen Stadt macht. Die Häuser liegen vielfach in Gärten, die Strassen sind von Bäumen, meist Syringen (Melia Azedirach) und Bluegums (Eucalyptus), eingefasst, und das Ganze bedeckt dadurch einen bedeutenden Flächenraum. Zwei Stunden später traf ich in dieser Capitale des Natallandes selbst ein und sah wieder einmal belebte Strassen, geschmückte Läden, Werkstätten und allen den Trubel, welcher mit einer thätigen, emporstrebenden Stadt verbunden ist. Die prächtig blühenden Syringen, deren Duft die Luft erfüllte, die Hecken von weissen Rosen und die üppigen Gärten zu beiden Seiten der Strasse mit subtropischen Gewächsen gaben zugleich dem Bilde den eigenthümlichen Charakter des Natallandes.

Das Leben und Treiben des Ortes ist originell und abweichend von allen den anderen Plätzen, welche ich in Süd-Afrika gesehen habe: Die grosse Zahl von Reitern und Damen zu Pferde, welche Letzteren ich öfters ohne Begleitung in gestrecktem Galopp die Strassen hinabsprengen sah, giebt demselben etwas Vornehmes, Civilisirtes; dazwischen treiben sich aber zahlreiche Zulu in ihrer mehr wie dürftigen Bekleidung als Arbeiter oder Tagediebe umher, und überall hört man die wohlklingende Sprache derselben ertönen.

Während man in der Colonie und im Freistaate mit den Dienern holländisch spricht, ist es hier üblich, sie in ihrer eigenen Sprache anzureden, und die Kenntniss derselben ist demnach unter der weissen Bevölkerung sehr verbreitet. Schon dieser Umstand zeigt, dass die Farbigen in Natal ein weit mächtigeres Element darstellen, als in den anderen Theilen Süd-Afrika's, wo das Holländische die vermittelnde Sprache mit denselben ist. Das Letztere hat daselbst gar keinen Boden und dürfte kaum mehr gesprochen werden wie Deutsch; Englisch ist durchaus überwiegend.

Durch das Hinzukommen der Kafferndialekte wird das südafrikanische Sprachengewirr, welches bereits durch die drei europäischen arg genug ist, noch verschlimmert, so dass man sich wirklich in ein zweites Babylon versetzt glauben könnte. Die erste Anrede geschieht meist in Englisch, aber auch wenn der Angeredete diese Sprache versteht, folgt häufig eine der anderen nach, sodass die Leute ein Vergnügen darin zu

finden scheinen in der Ausdrucksweise zu wechseln. Die nothwendige Folge davon ist, dass die Leute schliesslich keine richtig sprechen, und die Unterhaltung leidet einen erheblichen Nachtheil, besonders wenn Unglückliche dabei sitzen, die nur eine der Sprachen verstehen. So etwas pflegt aber in der Regel nur Engländern zu passiren, da die Natalcolonisten meist Englisch, die Deutschen Holländisch und viele auch hinreichend Englisch verstehen. Die Kafferndialekte werden ausserhalb Natal nur ausnahmsweise von Weissen gesprochen, wie von Missionären und Leuten, welche unter Kaffern gross geworden sind; so lernte ich einen Herrn in Bloemfontein kennen, welcher die Sprache der Eingeborenen so gut sprach, dass dieselben von ihm sagten: Er habe ihre Sprache getrunken!

Unter der grossen Zahl von Zulu's, welche die Strassen von Maritzburg beleben, sah ich viele prächtige Specimina, die ich wohl gewünscht hätte meiner Gallerie einzuverleiben, doch in Ermangelung einer Mittelsperson gelang es mir hier nicht, sie zu fangen. Die äussere Erscheinung derselben ist mannigfaltig, so dass es schwer ist einen bestimmten Typus dafür festzustellen. Die Gesichter sind regelmässiger als bei den eigentlichen Kaffern; die Nase ist besser entwickelt und nicht so aufgestülpt, die Stirne ist hoch, die Lippen sind stark aufgeworfen, das Gesicht jedoch häufig nur wenig prognathisch. Der Körper ist mehr proportionirt, aber auch bei ihnen findet sich selten eine eigentliche Taille, sondern die Seiten der Brust fallen senkrecht ab. Auffallend sind besonders die verschiedenen Haartrachten, welche, wie es scheint, etwas Modesache sind. Die Kronen, eigentlich das Abzeichen der erwachsenen, als Krieger in den Stamm aufgenommenen Männer, wurden nicht so allgemein getragen und, obgleich auch hier noch sehr reichlich vertreten, sah man doch auch viel andere Formen, die eine nach Art eines einfachen oder mehrfachen Kammes von einem Ohr über den Scheitel zum anderen, und eine zweite, wo das Haar ähnlich wie eine Kappe geformt wird, welche sich auf dem Kopfe gewöhnlich etwas erhebt, an den Seiten und im Nacken mehr anliegt. Die Zahl der Kämme wechselt je nach dem Geschmacke des betreffenden Kaffernstutzers, der bald mehr, bald weniger Mühe auf die kunstvolle Arbeit verwendet.

Bei den Zulustämmen finden sich auch grosse Abweichungen in der Hautfärbung; obgleich für gewöhnlich tief dunkelbraun, erscheinen doch zuweilen lichte, mehr röthlichbraune Töne, ohne dass man einen bestimmten Verdacht auf Vermischung mit weissem Blut aus der übrigen Bildung rechtfertigen könnte. Die Colonie von Natal ist auch viel zu jung, um anzunehmen, dass bereits Mischlinge von höherem Alter unter der einge-

borenen Bevölkerung existiren könnten; jedenfalls dürften sie nicht so zahlreich sein, als die Individuen von heller Hautfarbe.

Das Aufblühen der Colonie und die stärkere Ausbreitung der weissen Bevölkerung ist wenig älter als zwei Jahrzehnte, wenn auch die Anfänge zurückzuführen sind bis Anno 1823, wo die ersten englischen Ansiedler sich dort niederliessen. Sie verdankt ihre Blüthe nur der Produktivität des Bodens, wodurch sie die alte Colonie weit übertrifft.

Die Ergiebigkeit des Natallandes lässt sich schon in dem Treiben von Pieter Maritzburg erkennen; man sieht hier, dass Geld umgesetzt wird und der Grundsatz des: Lebens und Lebenlassens zur Geltung gebracht werden kann; die Arbeiter finden gute Beschäftigung und reichen Lohn und sind daher mit ihrem Loose zufrieden. Die Umgegend von Maritzburg liefert viel brauchbares Holz, und die Werkstätten von Wagenbauern, Stellmachern und Tischlern scheinen daher besonders zu floriren und fallen am meisten in die Augen.

Viel trägt auch die Anwesenheit der englischen Garnison dazu bei, dass die Stadt so unglaublich schnell emporgeblüht und stetig vorwärts geschritten ist; vor 15 Jahren sprach man noch kaum von Maritzburg und jetzt ist es eine Stadt ersten Ranges in Afrika, zur Zeit nur von Cape-Town und Grahams-Town übertroffen, was aber vielleicht in einigen Jahren sich anders verhalten dürfte.

Capitel XV.

Pieter-Maritzburg — D'Urban.

Regenzeit in Natal; die Flora; geologischer Charakter der Gegend; Natalpalmen; Giftschlangen; Schlangendoctoren; Neu-Deutschland; Kooli's in Natal; D'Urban; Controlle der Gewehre.

So angenehm auch das Leben in diesem rührigen Platze für den direkt aus der Steppe Kommenden erschien, so war doch meines Bleibens nicht an einem Orte, wo ich sah, dass ohne gehörige Musse Nichts erreicht werden konnte; die für die Reise angesetzte Zeit war längst abgelaufen, und ich brach daher alsbald am 1. Oct. auf, um das letzte Stück bis zum Hafen zurückzulegen.

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass es regnete, als ich die Stadt verliess, was ja selbstverständlich ist eben wegen meines Aufbruches, aber auch ausserdem nicht wunderbar erscheint, da die Sommerregenzeit in Natal schon sehr früh beginnt und in diesem Jahre besonders zeitig auftrat. Die ganze Zeit über war der Himmel theilweise oder gänzlich bewölkt, ab und zu fielen Strichregen, welche den Boden beständig feucht erhielten und die Frühjahrsflora zur schönsten Entwickelung brachten. Dieselbe wich hier schon wieder sehr ab von der, welche ich auf der anderen Seite von Maritzburg gesehen hatte; eine Menge dort nicht beobachteter Blumen schmückten die Grasfläche, unter welchen eine weisse unseren Pethunia's ähnliche, Ink plant genannt, besonders zahlreich vertreten war. Mannigfache Euphorbiaceen zeigten sich dazwischen, so täuschend die bekannten Cactusformen wiederholend, dass ohne die characteristischen Blüthen, welche sich gerade entwickelten, man sie für wirkliche Cactus gehalten hätte. Sonderbar erschien mir zumal eine Species von melonenförmiger Gestalt, wo die Längsreifen an der Spitze in eine Krone von gestielten, lancettlichen Blättern übergehen, zwischen welchen die Blüthchen stehen. Auch eine baumförmige Species tritt hier zuerst auf von der in der Colonie und Kaffraria beobachteten, schon durch die tief dunkelgrüne fast schwarze Färbung abweichend, welche dieselbe zeigt und wodurch sie bald in der Landschaft auffällt (Euphorbia candelabrum?); die letzten Zweige sind ausserdem länger, stärker und weniger ästig, so dass die Pflanze dadurch einem Bündel von Schlangencactus noch ähnlicher wird.



Fig. 39. Baumförmige Euphorbiacee (Natal).

Gleichzeitig mit der Veränderung der Flora veränderte sich auch der geologische Charakter der Gegend. Während jenseits Maritzburg in den Thälern und Flussbetten Thonschiefer und Mergelschichten, auf den Höhen dichte Grünsteine aufgetreten waren, sah ich hier am zweiten Tage, nach dem Aufbruch aus der Stadt, wieder Gneuss,

welcher an den Seiten der Strasse in verschiedenen Stadien der Zersetzung erschien. An einer Stelle, wo der Weg in mannigfachen Windungen einen Höhenzug übersteigt, bieten sich auf allen Seiten schöne Aussichten in die Berglandschaften Natals, deren Formen eine grössere Mannigfaltigkeit als gewöhnlich zeigen; die ewig sich wiederholenden Tafelberge sind verschwunden, statt dessen erscheinen die gerundeten Formen des Gneuss, doch erinnern noch in den höchsten Erhebungen abgeflachte Gipfel mit schroffen Abhängen an die so verbreitete Form. Die Seiten sind indessen nicht so senkrecht und plötzlich aufsteigend, die Gipfelflächen nicht so durchaus eben und horizontal; die Abstürze erscheinen häufig unterbrochen, bald hoch, bald niedrig und geben dadurch der Gegend ein malerisches Aussehen. Der Sandstein, der diese Gipfel bildet, ist nicht sehr hart, grobkörnig, von röthlicher Farbe mit weissen Kalkpartikelchen gesprenkelt. Auf einer der höchsten Stellen des Weges erheben sich prächtige Gneussblöcke, an den Abhängen theilweise überwachsen und verdeckt von mannigfaltigen Bäumen, welche auf dem ausgezeichneten durch das zerfallende Gestein gebildeten Boden prächtig gedeihen. Dennoch schliessen sich dieselben auch hier nicht zu grösseren Wäldern, sondern bilden höchstens an besonders günstigen Stellen Gehölze; dagegen ist die ganze Gegend wie übersät mit einzeln stehenden Bäumen, welche dem Lande den Anblick eines grossen Obstgartens geben. Mimosen und Acacien bilden auch hier die grösste Anzahl, ausserdem aber eine Species der bereits aus dem Freistaate erwähnten Cussonia und andere niedrigere Gesträuche.

Nach einem regnerischen Abend und eben solcher Nacht brach der Morgen des 4. klar und still über der üppig grünenden Landschaft an, welche ich mit Bewunderung betrachtete, während der Wagen in das eigentliche Littorale von Natal herabkam. Bemerkenswerth erschien mir hier eine Solanee (Solanum mammosum), welche vollständig baumartig wird und kleine Gehölze zur Seite der Strasse bildet, die dicht behangen sind mit den Früchten der Pflanze, eine Beere von der Grösse einer mittleren Apfelsine und von dunkler, in reifem Zustande fast schwarzer Farbe. Dieses Gewächs scheint die Höhen zu lieben, es war auf ihnen wenigstens am üppigsten entwickelt.

Eine so bewachsene Höhe erstieg der Wagen am Mittag, und als er den Gipfel erreichte, stiess ich unwillkührlich ein freudiges: Thalassa, Thalassa! aus, wie die Griechen des Xenophon auf ihrem Rückzug aus Kleinasien. Dort schimmerte die See in der Mittagsonne freundlich herüber und die weisse Brandung, welche über die Hafenbarre von D'Urban hinwegfluthet, war deutlich zwischen den vorspringenden Halbinseln zu

sehen. Vor mir lag das freundliche Thal von Pine-Town, in welches ich jetzt auf dem geschlängelten Wege langsam hinabfuhr, mich erfreuend an den für das Littorale charakteristischen Palmen (Phoenix reclinata). Dieselben kommen zwar nicht der grossartigen Entwickelung tropischer Arten gleich, indem der Stamm selten über 20′ hoch wird, doch geben die langen, gefiederten Blätter einen hübschen Schmuck der Landschaft ab.

Die Banane oder Pisang schaukelte ihre mächtigen, im Alter gefranzten Blätter an den Seiten des Weges im frischen Seewinde, wo hier und da auch Passifloren den Boden überwucherten. Die Früchte einer bestimmten Species, welche man Grenadilla nennt, werden gern gegessen; man sieht sie daher viel in Gärten, und sie verwildert auch in diesen Gegenden leicht.

Das anmuthige Pine-Town, dessen einzeln stehende, reizende Häuser über einen grossen Fleck Landes verbreitet sind, war bald erreicht und ich machte daselbst noch einmal Ausspann. Der Ort ist erst sehr jung, aber erhebt sich schnell, und wahrlich an Mitteln dazu fehlt es nicht. Die Lage und das Klima sind herrlich, der Boden ausgezeichnet fruchtbar, wenn auch nicht sehr tief, wesshalb er für den Cafébau nicht passend erachtet wird. Aber sonst dürfte das Land Alles gewähren, was nur verlangt werden kann, Bananen, Ananas etc. gedeihen prächtig und werden in der richtigen Zeit zu Spottpreisen verkauft (Ananas zuweilen zwei für einen Threepence).

Ich schlenderte gemüthlich zwischen den Gärten umher, nach Insekten spähend, welche sich, wenn auch einzeln, auf den Blumen und Sträuchern zeigten, und überschritt gerade einen freien Grasplatz, als plötzlich dicht neben mir ein scharfes Zischen ertönte; seitwärts sehend erblickte ich eine mächtige gelbe Cobra, welche sich bereit machte, auf mich loszuspringen, ich that aber mit vieler Geschwindigkeit einen Satz vorwärts, worauf sich das Ungethüm in seine unterirdischen Gemächer zurückzog. Ich hatte als unschädlicher Insektensammler nicht einmal einen Stock bei mir, und mein gelinder Schrecken verdient daher wohl Entschuldigung.

Es ist unglaublich, wie leicht man auch bei ebenem Terrain selbst grosse Schlangen (die erwähnte war mehr als 5′ lang) übersieht, so lange sie ruhig liegen. Wie ich sie diesmal nicht bemerkte, so erging es mir mit einer anderen, welche an van Stadens Rivier in der Colonie meinen Pfad kreuzte; dort hätte ich am hellen Tage auf ebener Strasse meinen Fuss auf die gefürchtetste Schlange gesetzt, wenn sie nicht selbst ausgewichen und zwischen meinen Füssen hervorgehuscht wäre. Es war dies

allerdings eine kleine Schlange, Berg-Adder (Causus rhombeatus Licht.) genannt, welche nur 2′ lang wird; da sie aber bunt gezeichnet ist, sollte man wohl glauben, dass man ein solches Thier leicht bemerken müsste, es ist jedoch nicht der Fall. Das fatale Zischen, dem eines Gänserichs nicht unähnlich, ist häufig das erste Zeichen der Anwesenheit des Reptils; dreht man sich darnach um, so sieht man wohl eine Cobra auf ihrem Schwanze aufgerichtet in der Nähe stehen, die Nackenhaut erweitert und den nach vorn gebeugten Kopf langsam hin und herwiegend, während die Zunge in schnellster Bewegung vor und zurück geht. Die Weisheit der Natur zeigt sich recht deutlich in dem Umstand, dass so gefährliche Thiere sich auf diese Weise selbst verrathen und die Möglichkeit geben, auszuweichen. Bedenklich wird die Sache aber, wenn man im Gestrüpp steht, welches vielleicht Mannshöhe erreicht und dann neben sich den verhängnissvollen Ton hört, ohne im Stande zu sein, den Feind zu sehen. Unter solchen Umständen ist das Zischen höchst widerwärtig; denn man weiss nicht, ob der nächste Schritt, den man thut, nicht gerade dem Feinde, welchem man ausweichen will, entgegenführt.



Fig. 40. Cobra capella zum Angriffe bereit.

Die Gewohnheit verschafft indessen dem Menschen eine gewisse Gleichgültigkeit gegen derartige Gefahren, und auch Leute, die viel an schlangenreichen Plätzen verkehren, bewegen sich mit grosser Sorglosigkeit. Unglücksfälle kommen wohl vor, doch betreffen diese auffallend häufig gerade Bewohner der Ortschaften.

Die Schlangen scheinen sich gern in der Nähe von bewohnten Plätzen herumzutreiben, vielleicht wegen der daselbst stets reichlich vorhandenen Mäuse und ähnlicher Thiere, und greifen dann die Bewohner am häufigsten in der Nacht an, sobald sie getreten werden, seltener am Tage, obgleich auch solche Fälle vorkommen. So fiel eine Cobra die Tochter meines Wirthes in Harrismith ungereizt an, erfasste aber glücklicher Weise nur die Kleider mit ihren Fängen.

Hat eine Verwundung stattgefunden, so erfolgt der Tod meist in einigen Stunden oder am anderen Tage, falls nicht schleunige Mittel angewandt werden. Ein Mann, der in der Nähe von Capstadt im Felde arbeitete,

hatte seine Jacke unterdessen auf die Erde gelegt; als er sie aufnahm zeigte sich darunter eine Cobra, welche sich sofort um seinen Arm schlang und ihn mehrfach biss. Trotz aller angewandten Mittel starb der Mann noch im Verlauf desselben Tages.

In Mooi Rivier trat eine Frau im Dunkeln aus der Thür, fühlte etwas Weiches unter dem Fuss und wurde auch sofort in den Unterschenkel gebissen. Wie sich herausstellte, rührte der Biss von einer Puffadder her; das Glied schwoll über Nacht stark an und am nächsten Tage trat der Tod ein.

Wirkt der Biss nicht tödtlich, so entwickeln sich langwierige Entzündungen und Eiterungen, welche oft in chronische Geschwüre übergehen. Wird ein Jäger von einer Schlange gebissen, so pflegt er die Wunde sofort mit Pulver auszubrennen, mitunter werden auch mit Urin getränkte Umschläge und ähnliche ammoniakhaltige Stoffe angewandt, deren heilsame Wirkung erklärlich ist.

Das Ammoniak scheint den ausgezeichneten Ruf, welchen es gegen die thierischen Gifte besitzt, mit vollem Rechte zu verdienen, wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Auf einer Farm wurde ein Pferd von einer Schlange in die Lippe gebissen, und als ich es sah, war der ganze Kopf bereits zur doppelten Dicke angeschwollen, die Schleimhäute der Nase so ausgedehnt, dass das Blut aus den berstenden Gefässen floss und das Thier dem Erstickungstod nahe war. Ich machte einen Aderlass, wandte dann Umschläge an von kaltem Wasser mit Liq. Ammon. fort. versetzt und hatte die Freude, zu sehen, dass das Pferd stündlich besser wurde und in drei Tagen war es vollständig wieder hergestellt.

Die Eingeborenen haben ihre besonderen Mittel gegen den Schlangenbiss, welche sie stets bei sich zu tragen pflegen; es giebt aber unter allen diesen Stämmen auch Aerzte, von denen die Schlangendoctoren die berühmtesten sind. Dies sind Leute, welche selbst giftfest zu sein behaupten und andere von Schlangen gebissene Personen durch ihren Beistand erretten.

Sie suchen die Schlangen in ihren Schlupfwinkeln auf, entnehmen ihnen die Giftbehälter und verschlucken diese; so behaupten sie allmälig mehr und mehr giftfest zu werden, bis ihnen endlich auch der Biss der Puffadder nicht mehr schadet. Die Schlangen sollen solche Personen fürchten und fliehen, ohne selbst den Versuch zu machen, sie zu beissen.

Die Wirkung des genossenen Giftes ist nicht beständig, sondern verliert sich mit der Zeit, weshalb die Doctoren gezwungen sind, sich ab und

zu aufs neue damit zu durchtränken. So lange, als es kräftig ist, vermögen sie gebissene Individuen zu heilen, was auf geheimnissvolle Weise mit Hülfe von Zaubersprüchen und unter gleichzeitiger Anwendung innerer Mittel geschieht. Häufig besteht die innere Behandlung in Darreichung eines Aufgusses von Fetzen der wollenen Mütze, welche die Schlangendoctoren zu tragen pflegen; in das Zeug dieser Kopfbedeckung, welche niemals abgelegt wird, geht nach der Behauptung der Leute die Kraft über, welche als Heilmittel gegen den Schlangenbiss dient. Zuweilen sind es unbekannte Kräuter und Wurzeln, mittelst deren die Kur bewerkstelligt wird, die Hauptsache dabei ist aber immer die Person des Kurirenden selbst.

Wer Schlangendoctor werden will, wird von einem bereits practicirenden gegen hohes Honorar in die Lehre genommen; derselbe lehrt ihn, wie er sich giftfest zu machen hat, und überwacht die Procedur, welche nicht ungefährlich sein soll, insofern häufig dabei Schwindel, Betäubung etc. eintreten. Sind auch die heftigsten Gifte glücklich genommen, so weiht der Lehrer den Adepten in die Kunst ein, Andere zu heilen, und entlässt ihn dann als promovirten Schlangendoctor.

Dies ist die Darstellung, wie man sie gewöhnlich von den Leuten hört und wie sie fast allgemein auch von Verständigen geglaubt wird. Die wissenschaftliche Kritik muss dagegen mit dem höchsten Misstrauen auftreten, da so Manches dabei nicht nur unverständlich, sondern sogar widersinnig erscheint. So gilt es für erwiesen, dass auch das Gift der tödtlichsten Schlangen, in den Magen gebracht, unschädlich ist, da es in seiner Zusammensetzung nicht resorbirbar ist und also keine Delirien etc. veranlassen kann. Ferner dürfte man als widersinnig bezeichnen, dass die Kraft des Schlangendoctors in seine Kleidungsstücke übergeht und, als Gegengift bei einer zweiten Person innerlich gegeben, wirken kann.

Sicher ist nur, dass gewisse Menschen vermöge ihrer besonderen Ausdünstung für manche Thiere ein Gegenstand des Widerwillens sind und nie von ihnen angegriffen werden. Wir sehen dies an einigen als Thierbändiger berühmten Personen in Bezug auf höhere Thiere ebenso deutlich wie wir es täglich in Betreff der verschiedenen Parasiten des Menschen beobachten können. Das eine Individuum scheint geflohen zu werden, während ein anderes beständig geplagt ist, ohne dass man im Stande ist, den Grund dafür anzugeben.

So mag es auch mit dem Abscheu und der Furcht der Schlangen vor den Doctoren der Fall sein, welche das Gift vielleicht nur geniesen, um Andere zu schrecken, obgleich möglicher Weise in ihrer Ausdünstung eine

Veränderung dadurch bewirkt werden könnte. Auf der anderen Seite steht aber fest, dass die Eingeborenen im Besitz vieler ausgezeichneter Heilmittel sind, deren Kenntniss für das Wohl der Menschheit sehr wünschenswerth wäre. Abgesehen von den Gegengiften gegen Schlangenbiss, kennen sie treffliche Mittel gegen den in Süd-Afrika sehr häufigen Bandwurm, welcher hier öfters den stärksten Gaben Kousso widersteht, gegen Dysenterie, Malariafieber u. a. Diese Stoffe sind vielfach auch von Weissen probirt worden, und ich selbst kenne Fälle, wo sie sich erfolgreich zeigten, während die kräftigsten Mittel unserer Materia medica fehl schlugen. Die Medicinen werden immer von den Schwarzen selbst unter geheimnissvollen Gebräuchen verabreicht, ohne dass man im Stande ist, die Natur derselben festzustellen; sie bewahren das Geheimniss unverbrüchlich.

Im einzelnen Falle den Beweis zu führen, ob wirklich eine Heilung von einem anders tödtlichen Schlangenbiss stattgefunden hat, erscheint fast unmöglich. Häufig misslingt die Injection des Giftes, auch wenn eine deutliche Verwundung stattgefunden hat, häufig hat die Schlange kurz vorher schon durch einen Biss das Gift entleert, oder es wird eine unschädliche Schlange für eine giftige gehalten.

Im allgemeinen gilt den Schwarzen sowohl, wie den Farmern jedes zu den Amphibien gehörige Thier für giftig, und es werden die schrecklichsten Geschichten über die Wirkung ihres Bisses von Leuten erzählt, welche behaupten, Augenzeugen dabei gewesen zu sein. So erklären sie die häufige bunte Eidechse Süd-Afrikas (Trapelus hispidus) für eins der giftigsten Thiere. Selbst Schmetterlinge halten sie für giftig, besonders den Todtenkopf (Acherontia Atropos), welcher wohl mit den Kartoffeln in diesem Lande eingeführt worden ist. Er findet sich häufig in der ganzen Colonie und wählt seinen Aufenthalt gern in hohlen Bäumen, wo zuweilen gleichzeitig die wilden Bienen ihre Nester bauen. Man kennt daher den Schmetterling allgemein unter dem Namen „Beemoth“ und hält seinen Stich für absolut tödtlich; dass dieses harmlose Thierchen mit seinem Saugrüssel überhaupt nicht im Stande ist, zu stechen, berücksichtigen die Thörichten nicht. Ich hörte die Behauptung seiner Schädlichkeit auch einst von einem Manne, der zu den gebildetsten Familien am Cap zählte, und als ich ihn auf das Unverständige aufmerksam machte, antwortete er sehr kaltblütig: In Europa möchte das Thier vielleicht ungiftig sein, in Afrika wäre es aber höchst gefährlich, er wüsste das ganz sicher.

Eben so gelten viele unschuldige Nattern für sehr giftige Schlangen; und häufig genug mag die Hülfe des Schlangendoctors gegen den Biss solcher ohne Grund gefürchteten Geschöpfe nachgesucht werden. Auch

wenn der Mann die Ungefährlichkeit derselben kennt, wird er die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, seinen Ruf zu vergrössern und wird die Leute also in ihrem Wahn bestärken. Bei den wirklich giftigen Schlangen tritt der tödtliche Ausgang meist so schnell ein, dass die Hülfe zu spät kommt, wenn der Arzt nicht gerade zufällig in der Nähe ist.

Natal ist vorzüglich reich an Schlangen, zumal in den buschigen Küstenstrichen; schon am nächsten Tage, nachdem mich die Cobra erschreckt hatte, stiess ich auf eine grosse, unschädliche Schlange, welche schleunigst die Flucht ergriff, und darauf wurden mir fast täglich solche Ueberraschungen bereitet, sobald ich mich tiefer ins Gebüsch begab.

Das üppige Wachsthum des letzteren belehrte mich, dass die Küste, das Ziel meiner Reise, nahe sei; wirklich erreicht wurde es aber erst am 6., da ich noch einen Tag in einer etwas seitlich vom Wege gelegenen Ansiedelung, Neu-Deutschland genannt, zubrachte.

Ich benutzte die Gelegenheit, welche sich mir gerade darbot, dass nämlich der Besitzer des von mir gemietheten Wagens in diesem Orte zu Hause war, um mich persönlich von der Lage der Leute und ihren Verhältnissen zu überzeugen.

Die Veranlassung für die Auswanderung dieser Deutschen war die Aufforderung dazu durch die Agenten einer Compagnie, welche zusammentrat, um den Baumwollenbau in Natal einzuführen; es wurde jedem Einzelnen ein Stück Land überwiesen mit der Bedingung, darauf Baumwolle zu bauen für die Gesellschaft: Diese Speculation schlug fehl, die Baumwolle gedieh wohl gut, aber sie wurde gelblich*), und es gebrach an ausreichender Arbeitskraft, um dieselbe zu bergen; dies ist ein sehr grosser Uebelstand, weil ein starker, anhaltender Wind ausreicht, die Resultate der Aerndte fortzuführen, sobald die Baumwolle nicht zur gehörigen Zeit abgenommen wird. Die Kosten wurden unverhältnissmässig gross, die Gesellschaft musste beständig Zuschüsse machen, ohne dafür hinreichende Produkte zu gewinnen, bis sie sich endlich entschloss den Plan ganz aufzugeben. Da die Preise des Landes, welches sehr billig eingekauft worden war (eine halbe Krone per Acre), unterdessen immer mehr gestiegen waren, entliess die Compagnie die Ausgewanderten ihrer Verpflichtung, Baumwolle zu bauen, und übergab ihnen den Grund und Boden als freies Eigenthum für einen bestimmten Preis, den sie in einigen Jahren abzuzahlen hatten (30 S. der Acker) So kam die Gesellschaft wieder zu ihrem Gelde

*) Von anderer Seite wird dies wieder geleugnet und nur dem zu langen Stehen im Felde zugeschrieben.



und die Leute zu kleinen, aber einträglichen Besitzungen, von welchen sie leicht vermochten die Zahlungen zu leisten.

Es freute mich, allgemein von ihnen zu hören, dass sie mit ihrem Loose zufrieden sind und keine Klage gegen die Agenten vorzubringen haben. Ich verlebte einen recht gemüthlichen Abend zwischen diesen einfachen Leuten, welche in den mit Stroh bedeckten Häuschen ähnlich unsern Bauernhäusern, aber gewöhnlich mit einer Veranda, ein stilles, arbeitsames Leben hinbringen. Mässige Arbeit gewährt ihnen hinreichenden Lebensunterhalt und sammeln sie auch keine Schätze, so leben sie doch gewiss freier und mit geringeren Sorgen, als zu Haus. Freilich, producirt wird nicht sehr viel von ihnen, obgleich der Boden gut genug ist; meist bauen sie nur Bananas, Sweet Potatoes (Convolvulus Batatas), gewöhnliche Kartoffeln und Hafer. Besonders gut gedeihen die Sweet Potatoes, welche solch reichen Ertrag geben, dass der Bauer mit grösserem Gewinn ein Muid derselben für 3—4 S. verkaufen kann als dieselbe Quantität Kartoffeln für £ 1 oder S. 25. Mit dem Café- und Zuckerbau geben sich die Colonisten in Neu-Deutschland in der Regel nicht ab, die Auslagen sind ihnen zu gross, und es sind auch nur wenig Localitäten für diese Produkte geeignet. Als Nebenverdienst beschäftigen sich viele mit Transportfahren, was ziemlich gut bezahlt wird.

Alle die Plätze, welche brauchbar sind für das Zuckerrohr oder die Cafépflanze, standen damals sehr hoch im Preise, so dass man für einen Acker £ 3, und wenn der Platz eine günstige Lage an einer Hauptstrasse, in der Nähe eines Ortes etc. hatte, noch viel mehr bezahlte.

In neuester Zeit war das Projekt des Baumwollenbaues wieder vorgenommen worden, da die amerikanischen Verhältnisse den Werth des Produktes so gesteigert hatten, dass die Aussicht vorhanden war, dasselbe jetzt mit Vortheil zu bauen. Die nöthige Arbeitskraft, deren Beschaffung eine Lebensfrage des Unternehmens ausmacht, suchte man jetzt dadurch zu gewinnen, dass Kooli's von Ostindien her als freie Arbeiter importirt wurden, die an Gewandtheit und Anstelligkeit alle afrikanischen Stämme weit überragen, wenn sie auch an Kraft sehr zurückstehen. Die schlanken, beweglichen Figuren dieser Indier in ihren bunten Musselingewändern, ein weisses oder gestreiftes Tuch als Turban um den Kopf geschlungen, bilden einen sehr interessanten Bestandtheil des Strassengewimmels in den Städten Natals, besonders in D'Urban, welches ich am 6. Oct. gegen Mittag in einer Ochsenkarre erreichte.

Nachdem die seit langer Zeit hier für mich angehäuften Briefe alle glücklich durchstudirt und, soweit es die Zeit erlaubte, beantwortet waren,

richtete ich mich in einem ruhigen Boarding House ein, um die Musse bis zum Abgang des Steamers möglichst gut zu benutzen.

Die Umgegend der Stadt ist sehr durchforscht; tüchtige Leute wie Prof. Wahlberg, Dr. Krebs und verschiedene andere haben schon in früheren Jahren, als die Colonie noch ganz jung war, hier mit grossem Eifer gesammelt und sicher auch mit gutem Erfolge, da die Gegend reich ist an thierischem Leben, zumal im Gebiet der Vögel. Reizende Nectarinien, prangend in den glänzendsten Farben, schwärmen um die wilden Feigenbäume zur Zeit der Fruchtreife, mehrere Arten Trogon, Loorys (Corythaix porphyrolopha Smith), Bartvögel (Bucconidae), grüne Tauben und andere auffallende Vögel beleben das dichte Gebüsch, in welchem Buschböcke, Orebis, Duiker und Blauböcke lagern.

Einwohner von D'Urban, welche bereits seit einer langen Reihe von Jahren dort wohnen, erinnern sich noch sehr gut der Zeit, wo nächtlicher Weile die Elephanten zwischen den spärlichen Häusern hindurchliefen und öfters den im Orte aufgerichteten Flaggenstock umrissen; am Tage selbst kamen Schaaren von Affen durch die Gärten, welche direkt an den fast undurchdringlichen Busch gränzten. Jetzt sind die Elephanten aus dem ganzen Lande verschwunden, Affen lassen sich nur selten in den Bäumen sehen, die Wildniss ist von vielen Wegen durchschnitten, und wo vor weniger als einem halben Jahrhundert weit und breit kein Zeichen menschlicher Industrie zu sehen war, erheben sich jetzt Landhäuser, Caféplantagen und Zuckermühlen aus dem zurückgedrängten Wald.

Mit der Civilisation ist auch die Beschränkung durch das Gesetz eingekehrt, welche sich in so schroffer Weise geltend macht, wie es nur irgend in Europa der Fall sein kann. Jedes Gewehr wird in Natal einregistrirt mit dem Namen des Besitzers, wobei es gestempelt wird, und darf nicht anders verkauft werden, als vor dem Magistrat. Das Lächerlichste aber ist, dass eine besondere Erlaubniss vom Attorney-General nothwendig ist, um sich mehrere Gewehre auf seinen Namen eintragen zu lassen; es hat also den Anschein, dass die Herren vermuthen, man schösse die Elephanten mit der Vogelflinte, oder auch die Rebhühner mit der Büchse. Wer in das Inland mit Gewehren reisen will, muss für jedes derselben eine Caution bezahlen, dass er sie wieder mit zurückbringt, und wenn ihm demnach die Gewehre gestohlen werden, so geräth er in Gefahr auch zugleich die schwere Caution zu verlieren, welche er dafür erlegt hat. Die einzige Absicht dieser Massregel ist, zu verhindern, dass die Eingeborenen mit Gewehren versehen werden, und das Thörichte daran ist, dass man glaubt, das Ziel auf diese Weise zu erreichen, als wenn man im geräumigen Afrika,

wo die Verbindungen der Stämme so weit reichen, zu verhindern im Stande wäre, dass jeder Kaffer so viel und so gute Gewehre bekommt, als er nur immer zu bezahlen vermag. Selbst von Natal aus werden natürlich trotz der scharfen Controlle viele Schiesswaffen eingeschmuggelt, die meisten aber aus dem Norden von den portugiesischen Besitzungen her, ohne dass auch nur der Versuch gemacht werden könnte, diesen Handel zu unterdrücken. Nicht nur, dass die englische Regierung die Eingeborenen hätschelt und in ihrer Unverschämtheit bestärkt*), nein, sie zeigt zu gleicher Zeit, dass sie Furcht vor ihnen hat, und thut also gerade das, was am ehesten einen Aufstand derselben veranlassen kann. Der nächste Erfolg dieser verkehrten Massregeln ist, dass die Kaffern täglich frecher werden und häufig Gewaltthaten derselben gegen Weisse vorkommen, besonders gegen Frauen.

Wenn ein Herr in Natal seinem schwarzen Diener eine Ohrfeige giebt, so kann er sich darauf gefasst machen, dass dieser den Schlag erwiedert, was im Freistaate leicht den augenblicklichen Tod des Farbigen zur Folge haben würde. (Es ist der Fall bekannt, dass im Oranje-Vrijstaate ein Kaffer, welcher von seinem Herrn gestraft wurde, nach demselben schlug und alsdann die Flucht ergriff. Sofort sprang der Farmer in das Haus, riss die geladene Büchse von der Hand, und bevor der Fliehende sich in Sicherheit bringen konnte, streckte ihn das tödtliche Blei zu Boden; kein Hahn hat nach ihm gekräht.) So wenig ein solches Verfahren zu entschuldigen ist, dürfte es doch kaum einem Zweifel unterliegen, dass dadurch mehr Blutvergiessen erspart wird, als durch das entgegengesetzte. Wehe dem Lande und den Bewohnern von Natal, wenn die Zulu, aufgehetzt und geeinigt durch einen angesehenen Häuptling, sich einmal gegen die weisse Bevölkerung erheben; wir dürften dann Scenen erleben, welche den Greueln in Indien an Furchtbarkeit nicht nachstehen, wenn sie dieselben nicht übertreffen.

Ich kam mit drei Gewehren vom Innern nach Natal herab und wurde von der weisen englischen Regierung in die angenehme Lage versetzt, dass ich dieselben nach dem Gesetz auf jede Weise verlieren musste; ging ich mit ungestempelten Gewehren aus, so hätten sie mir dieselben weggenommen, weil sie nicht registrirt waren; registrirt konnte ich aber nur eins bekommen. Es blieb mir daher Nichts übrig, als die hohe Weisheit der

*) Es darf z. B. jeder Schwarze vor dem Magistrate Klagen gegen Weisse vorbringen, ohne dass ihm, auch wenn er Unrecht hat, Kosten dadurch erwachsen. Dem Letzteren aber werden im gleichen Falle Kosten berechnet.

Gesetzgebung zu bewundern und meine Schiesswaffen ruhen zu lassen, was in Rücksicht auf die bereits von anderen geschehene Durchforschung des Natallandes kein grosses Unglück war. Der tiefe Hass, welchen ich gegen solche Beschränkungen der persönlichen Freiheit hege, bestimmte mich theilweise an eine möglichst frühe Abreise von D'Urban zu denken, so schön auch die Umgegend des Ortes ist.

Capitel XVI.

Umgegend von D'Urban — Rückkehr nach dem Cap.

Die Berea; Zuckerplantagen; K..t's Farm bei D'Urban; Uebelstände des Landes; Viehkrankheiten; Zulu-Gräber; Glaube an Zauberei; Küstenwald; plötzliches Erscheinen der Insektenfauna; Abreise.

Diese Umgegend hatte ich Gelegenheit in ihrer ganzen Pracht zu bewundern, als ich am 19. einen Spaziergang machte, um einen deutschen Kaufmann, Namens Ah....k, auf seinem Landhause zu besuchen. Dasselbe liegt auf einem Hügelrücken, welcher sich zwischen dem Umbilo und Umgeni unfern der Stadt hinzieht und die Berea genannt wird. Ich verliess D'Urban am Morgen und kreuzte die Ebene, welche die nächste Umgebung bildet; dieselbe ist bewachsen mit Palmen, mächtigen Euphorbien, Kaffernpflaumen und mannigfachem anderen Gebüsch, das in Gruppen und kleinen Gehölzen die Fläche überkleidet. Bald hatte ich den Fuss des Hügels erreicht und stieg nun zwischen Landhäusern auf, umzogen von Gärten, in denen die Baulichkeiten selbst zuweilen kaum zu sehen waren unter dem dichten Gewirr von Grenadillas und anderen Schlingpflanzen, welche die Wände bedeckten. Dann zog sich der saubere, rothe Sandweg wieder durch Gebüsch, doch kaum vermochte man zu sagen, wo die Kunst aufhörte und die Natur anfing, indem die ganze Gegend den prächtigsten Naturpark bildet, den man sich denken kann. Das tiefe Dunkel des Waldes wird angenehm unterbrochen durch die schirmförmigen Acazien (Acazia caffra), welche stets einen freien Platz unter sich halten, während an den Seiten das dichte Gewirr der Schlingpflanzen nur um so üppiger wuchert. Zahlreiche, mannigfaltige Blumen, theils den Bäumen selbst zugehörig, theils den Schmarotzerpflanzen auf ihnen, schmücken die Landschaft, deren Hintergrund die Stadt, die von Schiffen belebte Bay und das blaue Meer bilden.



Fig. 41. Die Berea bei D'Urban, Port Natal.

In den Gehegen erscheinen häufig die zierlichen Glocken der Gardenia (G. Rothmannia), mehrere Convolvulusarten und die grosse weisse Blume einer Kürbisart mit zierlich grün geaderter Corolle und orangefarbigen Staubgefässen (Luffa sphaerica). Auch eine andere Cucurbitacea wächst hier und da an den lichteren Stellen, mit deren grün marmorirten, apfelsinengrossen Früchten viele Bäume bis hoch hinauf behangen sind.

Ich beeilte mich begreiflicher Weise in einer solchen Scenerie nicht sehr mein Ziel zu erreichen, doch als endlich die Hamburger Flagge, welche mir die Richtung des Weges andeuten sollte, dicht vor mir wehte, bedauerte ich fast nicht schneller gegangen zu sein; denn oben von dem cypressenbeschatteten Häuschen zwischen den Rosenbüschen nahm sich das reiche landschaftliche Bild noch schöner aus, als vom Wege. Zugleich eröffnete sich aber auf der anderen Seite ein herrlicher Blick nach dem Umgeni hinunter, welcher hier in einem lieblichen Thale gemächlich dahinfliesst, um sich in das nahe Meer zu ergiessen. Ausgedehnte Zuckerpflanzungen umgeben ihn auf beiden Seiten, zwischen deren lichtgrünen Feldern die Mühlen sich erheben, belebt von zahlreichen Arbeitern, welche das



Fig. 42. Caféplantage an der Berea.

Rohr schneiden und zum Auspressen zur Mühle bringen. Caféplantagen, Pisangs und Orangenhaine bedecken die Abhänge nächst dem Hause, von

denen die ersteren gerade mit den weissen Blüthensternen dicht besetzt waren.

Am Nachmittag machten wir einen Spaziergang hinunter an den Umgeni, um uns den Zuckerbau in nächster Nähe anzusehen. Die Rohrstengel werden zwischen eisernen Walzen ausgepresst und der Saft läuft dann in grosse Pfannen, wo er weiter eingedampft und zum Krystallisiren gebracht wird, ein sehr einfaches und bekanntes Verfahren; neu war mir nur, dass das ausgepresste Rohr, welches eine weisse, faserige Masse bildet, als Brennmaterial zur Heizung der Pfannen verwandt wird, wozu es sich ausgezeichnet eignen soll. Das frische Zuckerrohr hat einen Durchmesser bis 2″ und darüber bei einer Höhe von 4—6′ nach Abzug des Blätterbüschels an der Spitze, so dass das für die Zuckergewinnung geschnittene mehr den Anblick von knotigen Knüppeln, als von Rohrstengeln darbietet. Der Geschmack des Markes ist angenehm, etwas vanillenartig, es wird daher viel frisch gekaut, und die Felder sind Plünderungen stark ausgesetzt.

Ueber den Fluss führt hier eine eiserne Brücke, welche erst neuerdings errichtet ist und den Stolz der ganzen Gegend ausmacht, da Brücken in Süd-Afrika selten sind, und dieses nicht unbedeutende Bauwerk enorme Kosten verursacht hat. Man beabsichtigt in Natal alle grösseren Flüsse zu überbrücken, um auch in der Regenzeit, wo dieselben oft für mehrere Wochen unpassirbar sind, den Verkehr zu unterhalten.

Zurückgekehrt zur Villa liess ich mich gern überreden in dieser reizenden Umgebung nicht nur bis zum Montag zu bleiben, sondern auch am nächsten Sonnabend zurückzukehren, um einige Aufnahmen zu machen. Wenn auch der Glanz und Duft der Färbung sich durch Photographie nicht wiedergeben oder in Worten beschreiben lässt, so fixirte ich doch wenigstens die Umrisse des lieblichen Bildes auf diese Weise.

In den Aufnahmen brachte ich gern Figuren an, um über die Grössenverhältnisse eine ungefähre Vorstellung zu geben, und meist musste daher der biedere Kaffer, welcher den Apparat trug, mir seine werthe Person zu diesem Zwecke leihen. So stellte ich auch in einem der Stereoscopen das lebendige Stückchen Ebenholz eigenhändig am bestimmten Platze auf und machte ihm nach besten Kräften begreiflich, dass er still zu stehen habe; als ich glaubte, er habe mich hinreichend begriffen, öffnete ich das Glas und sah zu meinem Entsetzen, dass der Kaffer anfing, mit vieler Unbefangenheit seine Nägel zu kauen. Drohend erhob ich meine Hand gegen ihn, welche Bewegung mein aufmerksamer Diener sofort nachmachte, und während ich in Verzweiflung meine Arme etwas wild herumwandern liess,



Aussicht von der Berea nach dem Umgeni-Thal.

wiederholte er mit vieler Praecision die verschiedenen Stellungen, fest überzeugt, dass er meinen Willen aufs beste erfülle, bis ich endlich halb ärgerlich halb lachend das Glas schloss.

Dieser komische Vorfall, welcher eine Probe abgiebt für eine ganze Reihe ähnlicher, durfte mich wohl lachen machen, insofern das Bild durch das Bewegen des Kaffern ja nicht gänzlich verdorben wurde; viel schlimmer gestaltete es sich aber, sobald ein solcher Herr der alleinige Gegenstand der Aufnahme war. Wenn der Jäger dem Wilde, nach dem er verlangt, den Wechsel abgepasst hat, so darf er Hoffnung hegen, es zu erlangen; bei meiner Jagd nach Kaffern war dies leider nicht ausreichend. Wie häufig kundschaftete ich in D'Urban nicht ein oder das andere interessante Exemplar aus, merkte mir, wo es wechselte, und scheiterte am Ende doch an der Furcht der Thörichten, indem ich leider mein Wild erst um Erlaubniss fragen musste, ob es sich fangen lassen wollte. In 14 Tagen, welche ich darauf verwandte, gelang es mir nur einzelne zu bekommen, obgleich ich die Sache mit vieler Geduld betrieb.

Am dritten Sonntag, den ich in D'Urban verlebte, machte ich in Begleitung des Herrn Ah....k einen Ritt auf die benachbarte Farm eines Herrn K...s, wo wir gegen 9 Uhr eintrafen.

Das auf einem Abhange des hügeligen Landes gelegene Haus gewährt einen Ueberblick über den verschiedenen Anbau Natals, zu dem hier auch die Baumwollenstaude kommt. Diese Pflanze, welche an den Abhängen in Kulturen wächst, die im Anfang neu angelegten Weinbergen nicht unähnlich sehen, beginnt im November zu blühen und liefert die Aerndte im Mai, Juni, also in der ersten Hälfte des Winters. Die anfangs niedrige und ziemlich dicht gepflanzte Staude erhebt sich allmälig zu einem Busch über Mannshöhe, und die dann zu dichte Pflanzung wird gelichtet durch Herausnehmen von Stauden, welche durch den bei geringerer Höhe bereits gelieferten Ertrag sich bezahlt machen.

Dem flüchtigen Beschauer erscheint der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Anbaues, wie er auf diesen Farmen des Littorale zu sehen ist, sehr verlockend. Es fehlt nicht an Enthusiasten, welche Natal für das reichste Land unter der Sonne erklären und ihm die grösste Zukunft verheissen. Leider haben sich diese sanguinischen Hoffnungen nicht bewährt; denn ob man etwas überhaupt bauen kann, oder ob man es mit Nutzen zu bauen im Stande ist, sind zwei ganz verschiedene Fragen.

In neuerer Zeit haben sich die Colonisten durch allzu dreistes Vorgehen mit der Cultivirung kostspieliger Produkte vielfach ruinirt, indem

der Ertrag doch so viel geringer, die Arbeitslöhne, Unkosten der Fracht u. s. w. so viel bedeutender waren als in anderen Gegenden mit ähnlichem Anbau, dass Natal nicht vermochte damit zu concurriren.

Auch sonst hat dies schöne Land leider manche Uebelstände, unter welchen Sumpffieber, eigenthümliche Geschwüre, Natal-Sores genannt, das häufige Vorkommen parasitischer Thiere u. a. anzuführen sind.

Ausser dem sehr verbreiteten Bandwurm finden sich hier und da auch Distomen (Distoma haematobium) und von Epizoen die Zecken in ungewöhnlicher Zahl vor, welche Menschen und Vieh sehr belästigen; das Letztere wird von ihnen an manchen Orten so stark angegriffen, dass die Leute genöthigt sind, es mit öligen Substanzen einzureiben, um es etwas gegen diese Thiere zu schützen.

Auch sind die Hausthiere in Natal mannigfachen Krankheiten unterworfen, auffallend bei Pferden besonders eine oedematöse Anschwellung des Kopfes, welche sich von der oben erwähnten Dikkopziekte der alten Colonie und der Freistaaten durch den langsamen, nicht so schnell tödtlichen Verlauf unterscheidet. Die Ochsen erliegen zahlreich der Boschziekte, von welcher Krankheit aus dem Innern herunterkommende Thiere mit einer grossen Wahrscheinlichkeit befallen werden, sobald sie sich der in den Gehölzen verbreiteten Malaria aussetzen. (Volksmittel dagegen: 2 Esslöffel Terpentin, 2 Esslöffel Mostrich zu einer Pintbottle, aufgefüllt mit Urin, auf einmal zu geben.)

Ich hatte auf der erwähnten Farm auch wieder Gelegenheit Ausgrabungen zu machen, wodurch ich bekannt wurde mit der eigenthümlichen Art und Weise, wie die Zulu ihre Todten begraben. Der Leichnam wird nämlich in einer hockenden Stellung beigesetzt in einer Höhlung, welche rings mit Steinen umgeben und nach oben gewölbt ist; mehrere flache Platten machen den letzten Verschluss dieser Todtenkammer, welche nur so gross ist, dass der Körper bequem hineingeht, und die sich etwa 2 — 3 Fuss unter dem Boden befindet. Unnöthige Arbeit erscheint dem Schwarzen eine Versündigung gegen sich selbst, und der in diesen Gegenden ausserordentlich harte, aus kiesigem Mergel gebildete Untergrund macht das Graben so beschwerlich, dass die Anver-



Fig. 44. Ein Zulu-Grab.

wandten sich mit der möglichst geringen Tiefe begnügen. Nach kurzer Zeit schliesst sich durch eindringende Feuchtigkeit der aufgegrabene Boden wieder so vollständig, dass man kaum glauben sollte, er wäre jemals gelockert worden, welcher Umstand das Auffinden der Stellen sehr erschwert. Das Grab, auf welches sich die umstehende Skizze bezieht, befand sich auf einem alten Kraal am kleinen Umthlanga, welchen die Einwohner verlassen hatten, da eine Frau unter dem Verdacht von Hexerei gestorben war.

Der Glaube an Zauberei, obgleich allgemein unter den Eingeborenen Afrika's verbreitet, tritt unter den Stämmen des Freistaates und der Colonie weniger zu Tage, was wohl seinen Grund in der verhältnissmässig stärkeren weissen Bevölkerung hat, die den Aberglauben etwas unterdrückt. Hier im Natallande erscheint er schon auffallender und wird offener ausgesprochen. In diesem Falle bezeichneten die Leute den Aufseher der benachbarten Farm als den U-Mtakaati oder Zauberer, welcher die Verstorbene behext hatte; er sollte ihr nämlich durch seine Künste das Herz weggenommen haben, eine Hexerei, welche auch in civilisirten Ländern zuweilen vorzukommen pflegt, ohne dass man im Stande ist, den schuldigen Theil zu belangen.

Ist eine Person im Kraale unter der Vermuthung von Hexerei gestorben, so erscheint der ganze Platz verdächtig, die Hütten werden abgebrochen oder verbrannt und die ganze Gesellschaft wandert weiter, um sich einen neuen Platz für ihre Wohnungen zu suchen.

Ob der Zauberer später auch den übrigen Körper der Unglücklichen entführt hatte, weiss ich nicht; sicher ist, dass wir trotz eifrigen Grabens nicht im Stande waren ihn aufzufinden, und ich konnte also auch nicht constatiren, ob das Herz wirklich gestohlen war, oder nicht.

Ich muss übrigens gestehen, dass ich starken Grund hatte zu fürchten, selbst im Verdachte eines argen Hexenmeisters zu stehen; denn wenn man die Ausgrabungen auch möglichst geheim betreibt, lässt es sich doch nicht verhindern, dass mit der Zeit etwas davon verlautet und alsdann unterliegt es für die Kaffern keinem Zweifel mehr, dass die Knochen nur herausgenommen werden, um mächtige Fetische davon zu machen. Die misstrauischen Blicke, womit sie mich betrachteten, als ich einen am Fieber Erkrankten percutirte, belehrten mich, dass mein Ruf unter ihnen wohl nicht der beste sein mochte, und es war gut, dass ich nicht ihrer Gnade anheimgegeben war, sonst hätten sie vielleicht einige Proben mit mir vorgenommen.

Im Kafferlande spielt der Hexenglaube ebenfalls eine grosse Rolle

und wird hauptsächlich zu politischen Zwecken ausgebeutet. Dies kommt in der Regel beim Ableben des alten Häuptlings zur vollsten Geltung, indem der Nachfolger dafür sorgt, dass die Personen, welche an dem Todesfall Schuld sind, zur Strafe gezogen werden. Die Hexendoctoren gehen dann im Dorfe unter besonderen, geheimnissvollen Gebräuchen umher und „schnüffeln" die Hexen aus, welche den Verstorbenen getödtet haben. Meist ist es schon vorher vollständig bekannt, wer „ausgeschnüffelt" werden soll, und die Bedrohten entziehen sich öfters durch Flucht zu benachbarten Stämmen oder zu den Missionären dem sonst unabwendbaren Schicksal. Alle Personen, die dem neuen Häuptling feindlich sind, oder ihm in irgend einer Weise gefährlich werden können, oder, falls er habgierig ist, die sich durch Wohlhabenheit auszeichnen, gehören unter die Bedrohten; der letztere Umstand ist gefährlich aus dem Grunde, weil das Vermögen des Hexenmeisters dem Häuptling anheimfällt und derselbe seinen Besitzstand so auf bequeme Weise vermehren kann.

Das Schicksal der Verdächtigen ist ein schreckliches, indem die früher auch in Europa beliebte Sitte des Verbrennens unter den Kaffern ebenfalls eingeführt ist. Ein trauriger Fall der Art wurde mir durch W.....n mitgetheilt, der zufällig kurz nach der Execution bei dem Stamme eintraf. Die Doctoren hatten unter den Ama-Baka's eine Frau, welche sich allerdings durch ihren schlechten Charakter ausgezeichnet haben sollte, als Hexe ausgeschnüffelt, und die Unglückliche wurde darauf mit ausgespreizten Händen und Füssen an Pfähle gebunden und Feuer darunter angezündet; ein regelmässiger Holzstoss erschien den Leuten wohl als eine zu natürliche Todesart. Ihr Sohn kam hinzu und stürzte sich in die Flammen, um die Mutter zu retten, was ihm jedoch *nicht* glückte. Von dem ganzen Haufen angegriffen, musste er sein Heil in der Flucht suchen, und es gelang ihm, wenn auch arg verbrannt und mehrfach verwundet, die nächste Missionsstation zu erreichen, wo er sich zunächst als vollständig in Sicherheit betrachten durfte. Es wurde nicht einmal Nachfrage nach ihm angestellt, da man es unter den Kaffern für eine Schande hält, einen Flüchtling irgend welcher Art auszuliefern, woran sich manche höher begabte Nationen ein Beispiel nehmen könnten.

Aehnliche Höhlungen, wie die Zulu zur Aufnahme der Todten machen, benutzen sie auch als Proviantmagazine für Mais u. s. w., indem der undurchdringliche Mergel das in der Kammer aufbewahrte Getreide gegen Feuchtigkeit, sowie räuberische Insekten für lange Zeit schützt.

Was den Namen anbelangt, welchen die Gesammtheit der Stämme im Natallande und hinauf bis gegen Delagoa-Bay führt, so wird derselbe verschieden geschrieben. Wir in Deutschland sind gewohnt, diese Kaffern als „Zulu's" zu bezeichnen, was mit Rücksicht auf unsere Aussprache des Z dem Sachverhalt nicht entspricht; in der englischen Sprache sowohl, wie in der holländischen klingt dieser Buchstabe weich, und es ist ganz richtig, wenn der fragliche Name in denselben mit Z geschrieben wird; im Deutschen wäre aber an dessen Stelle ein S zu setzen, wenn man das Wort so wiedergeben wollte, wie es unserer Aussprache angemessen ist. Bevor ich nach Natal kam, war mir der Name der Stämme von Missionären, die des Sesuto mächtig waren, als „Ama-Sulah's" bezeichnet worden, wobei das Ama Volk bedeutet, und ich hörte wohl auch selbst von Eingeborenen ein gedehntes „a" an das Ende des Wortes setzen. Dies ist indessen die Form, welche dem Sesuto angehört, die Natal-Kaffern nennen sich „Sulu", so dass also die Endung in „a", wie sie auch auf deutschen Karten eingetragen ist, als uncorrect bezeichnet werden muss.

Leider ist dies nicht der einzige Name, welcher zweifelhafte Orthographie hat, sondern die meisten anderen unterliegen demselben Mangel. Es hat dies seinen Grund zunächst in der Schwierigkeit, die Laute der südafrikanischen Sprachen richtig aufzufassen und mit europäischen Zeichen wiederzugeben. Eine Vergleichung der von verschiedenen Reisenden aufgestellten Vocabularien liefert die sonderbarsten, man möchte sagen unglaublichen Abweichungen. So ist z. B. Maatjaping Lichtenst, = Bachapin Burchell = Matchapees Campbell = Matclhapee Thomson = Batlapi der Neueren. In ähnlicher Weise: Wankets, Wankeets, Bauangketse, Bangwaketse, Bawankitzi u. s. w. Vielfach werden auch die Stämme von ihren verschiedenen Nachbarn abweichend bezeichnet, welche Namen zuweilen von einzelnen, abgetrennt lebenden Stammesmitgliedern selbst angenommen worden sind. So ist das Wort „Magatis" eine Bezeichnung, welche ursprünglich von den Zulu's verschiedenen Bechuanenstämmen beigelegt wird, aber ich habe vielfältig bemerkt, dass diese das Wort angenommen haben und sich auf Befragen selbst so bezeichneten. Die nämlichen Stämme sind bekannt unter der Benennung „Mantatee's", welchen Namen ich aber niemals von den Eingeborenen gehört habe, sie bezeichnen sich gewöhnlich nach kleineren Unterabtheilungen oder nach ihren Häuptlingen.

Dazu kommt noch die Verschiedenheit der europäischen Sprachen, in welcher die Namen fixirt worden sind, wobei besonders die Engländer wegen ihrer abweichenden Pronunciation das mögliche im Entstellen

leisten. Aber auch die Leute, welche sich über den Dialekt erhoben haben, wie Moffat, Fredoux u. a., führten, mit Rücksicht auf grössere Einfachheit der Erlernung, ein Alphabet für die Sprachen der Eingeborenen ein, welches die Laute ausdrückte, ohne dass sie sich streng an irgend eine europäische Sprache hielten. So figurirt z. B. das „g" in der Weise, wie es im Holländischen ausgesprochen wird, das „c" so wie im Italienischen vor i, e. Ein Wort, welches ein Deutscher als Tschünjani hört, wird von ihnen geschrieben „cuenyane." Dass unter solchen Verhältnissen sich scheinbare Widersprüche finden und nur schwer eine allgemein verständliche Basis gebildet werden kann, ist begreiflich. Es bleibt nur übrig die Schreibweise anzunehmen, welche man als die verbreitetste erachtet und, wo es erforderlich scheint, die Aussprache beizufügen; so ist es zu verstehen, wenn auch im vorliegenden Buche vielfach eine Orthographie angewendet wird, wie sie im Deutschen nicht vorkommt, und z. B. die Form „Zulu" beibehalten wird, obgleich „Sulu" für uns die verständlichere wäre.

Allmälig kam nun die Zeit heran, wo ich von meinen geliebten Zulu's Abschied zu nehmen hatte, da das Jahr sich zu Ende neigte und ich



Fig. 45. Sycomorus capensis im Littorale von Natal.

wünschte, die Resultate desselben in Sicherheit zu bringen, bevor ich eine neue Reise in das Innere unternähme. So setzte ich meine Abreise für den 5. Nov. fest, meinen Aufenthalt in D'Urban dadurch auf einen Monat beschränkend.

Mannigfache Ausflüge füllten den Rest der gegebenen Zeit aus, welche einige interessante Vegetationsbilder lieferten. Meine Aufmerksamkeit wurde besonders gefesselt durch die mächtigen, wilden Feigenbäume (Sycomorus capensis), welche sich hier und da in den Dickichten erheben und durch ihr höchst sonderbares Wachsthum alsbald auffallen. Die mächtigen, meist etwas schräg aufsteigenden Stämme senden Ausläufer ab, welche weiter wachsen, und so bildet ein Baum, das niedrigere Gehölz überbrückend, oft eine ganze Reihe von Bogen durch den Wald. Die Biegsamkeit der wilden Feigen ist bewunderungswürdig; sie schmiegen sich an Alles, was ihrem Wachsthum entgegentritt, nach Art einer Schlingpflanze an und verwachsen mit beliebigen anderen Bäumen zu eins. So sah ich hier einen solchen, welcher einen Yellow-wood-Stamm so vollständig



Fig. 46. Natalwald in der Nähe der Küste.

umwachsen hatte, dass man die Theile kaum von einander unterscheiden konnte und das Laub beider sich untereinander mischte. Dieses Gewirr von Zweigen ist ein Lieblingstummelplatz der Meerkatzen (Cercopithecus

glaucus Licht), die ich mehrfach in voller Zahl auf einem bestimmten Feigenbaum antraf, welcher gerade mit den kleinen runden Früchten dicht besetzt war. Die Früchte sind etwa von der Grösse einer Pistolenkugel und werden, wenngleich sicher eine geeignetere Kost für Quadrumanen, auch von Bimanen nicht verschmäht; mein verwöhnter europäischer Gaumen konnte indessen den faden Dingern keinen Geschmack abgewinnen.

Eine grosse Zierde der Gehölze in der Nähe der Stadt sind die hohen, baumartigen Hybiscusarten, von welchen zumal eine mit gelben Blüthen und grossen Lindenblättern (Parritium tiliaceum) häufig ist. Ausser den Dattelpalmen mischen sich die Blätter einer Fächerpalme (Hyphaene) in das niedrige Gestrüpp am Boden, doch erhebt sich diese Species nur selten zu einer Höhe von einigen Fuss und kommt in der Umgegend von D'Urban nur ausnahmsweise zur Blüthe.

Gegen das Ende meines Aufenthaltes entwickelte sich auch die Insektenfauna plötzlich in viel reichlicherem Masse, so dass manche Pflanzen von Coleopteren und Hemipteren schwärmten; am belebtesten zeigte sich ein Busch mit schmalen, unsymmetrischen Blättern (Mieris inaequalis), dessen kleine gelbliche Blüthen viel Honig zu enthalten scheinen. Es ist charakteristisch, dass hier in einem Lande, wo die Pflanzen fast alle immergrün sind, sich das Leben der niederen Thiere dennoch auf gewisse Monate beschränkt und zwar auf eine kürzere Zeit wie bei uns. Während wir in Europa eine Frühjahrs- und Herbstfauna haben, welche, wenn auch nicht so reichhaltig wie im Anfang des Sommers, immerhin lohnend ist für den Sammler, drängt sich hier alles Insektenleben in die kurze Regenzeit zusammen; im grössten Theile des Jahres fehlt dieser Theil der Fauna fast gänzlich.

Die Bay von D'Urban ist reich an Conchylien und Crustaceen; unter ersteren herrschen Bivalven vor, die sehr mannigfaltig sind, von letzteren ist eine zu den Quadrilateren gehörige Krabbe von braunrother Farbe in den Mangrovegebüschen der Bay ausserordentlich häufig (Grapsus.) An dem nächsten Theile des Strandes, der sogenannten Back-beach finden sich Entenmuscheln (Anatifa), Meereicheln (Balanus) und der letzte Ammonit unserer Tage (Spirula Peronii Lan.), in grosser Menge; die Bluff, eine vorspringende Landzunge hindert es wohl, dass mehr angeschwemmt wird, da auf der äusseren Seite derselben der Strand reich sein soll an Mooskorallen, Conchylien und Tangen. Diesen Theil konnte ich leider nicht besuchen, da der Termin meiner Abreise unterdessen herangekommen war. —

Der „Dane" war zur Ausbesserung in die Bay eingelaufen und sollte am 5. dieselbe wieder verlassen. Am Nachmittag begab ich mich an Bord, und um 6¾ Uhr passirten wir glücklich die Barre. Dies ist eine Untiefe, welche sich von der Spitze der Bluff quer nach Sandy-Point herüberzieht und so die Bay absperrt; dieselbe hat nur so wenig Wasser, dass tiefgehende Schiffe sie auch zur Zeit der Fluth nicht zu passiren vermögen und desshalb aussen liegen bleiben müssen. Die Passagiere werden dann in Booten über die Barre hinwegbefördert, was bei rauher See eine sehr unangenehme Parthie ist, da die Wellen über kleine Fahrzeuge hinwegspülen und die Unglücklichen in dem engen Raume derselben weggestaut werden.

Bald lag die Bluff hinter uns und ich genoss wieder einmal das mehr wie zweifelhafte Vergnügen, auf hoher See zu sein.

Für mich hatte diese Art zu reisen ihren Reiz verloren, indem ich immer, bei jeder neuen Wasserparthie, mehr seekrank wurde wie das letztvergangene Mal, anstatt mich daran zu gewöhnen. Es bildete sich dem zu Folge bei mir allmälig ein gewisser Hass gegen das Salzwasser aus, und ich sah etwas ungeduldig unserer endlichen Ankunft am Cap entgegen.

Langsam zog der erbärmliche Dampfer*) vor der bald gebirgigen, bald flachen, aber immer fast ganz öden Küste vorbei; jeden Augenblick wechselte der Wind, sowie die Bewegung des Schiffes und warf den bedauernswerthen Reisenden, welcher sich endlich dinnerfähig glaubte, zurück in die Arme des bleichen, hohläugigen Gespenstes „Seekrankheit"! O, wie freudig begrüsste ich nicht die bekannten Gipfel des Löwenkopfes und Tafelberges, als sie sich endlich vor uns entfalteten! Wie energisch setzte ich nicht meinen Fuss auf festen Boden, als ich nach einer Abwesenheit von elf Monaten wieder in die Capstadt einrückte!

Eine halbe Stunde nachher sass ich in demselben kleinen Zimmer, das ich früher bewohnte, und hätte mir einbilden können, die ganze Reise wäre geträumt, wenn nicht unterschiedliche Errungenschaften an das Wirkliche derselben erinnert hätten.

So endete meine Recognoscirungspatrouille durch Süd-Afrika.

*) Er ist seitdem auf derselben Fahrt bei Port Elisabeth untergegangen.

Capitel XVII.

Erneuter Aufbruch — Cradock.

Reisepläne; die Abfahrt; Port Elisabeth, die Sepien; Krisen im Geschäftsverkehr; Zondag's Rivier-Bosch; Grahams-Town; Anfbruch im Ochsenwagen; Hell-Poort; Cradock; Desertiren der Leute; weisse Dienstboten.

Nachdem beinahe vier Monate verflossen waren seit der Zeit, in welcher ich den Bericht meiner letzten Reise abschloss, kam mir mein Tagebuch wieder in Port Elisabeth unter die Hände, als ich eine zweite Tour angetreten hatte. Die vier zwischen beiden Zeitabschnitten liegenden Monate hatten viel geisttödtende Beschäftigungen mit sich gebracht, so dass ich wenig zum Schreiben aufgelegt war.

Nachdem ich die dringendste Arbeit, das Copiren und sichere Verpacken der Negative, endlich beseitigt hatte, rüstete ich mich sofort zu einer neuen Unternehmung, um Theile Süd-Afrika's zu durchwandern, welche bisher von mir nicht durchstreift worden waren. Meine Blicke richteten sich zunächst nach dem noch wenig bekannten Damaralande, und ich glaubte den Plan der Reife nahe, als die schon seit einiger Zeit unter den Eingeborenen bestehenden Kriege eine solche Ausdehnung gewannen, dass das Reisen in diesen Gegenden unmöglich wurde. Ich änderte daher sofort meinen Plan und wählte wieder den östlichen Weg mit der Absicht, so schnell als möglich nach dem Innern vorzudringen.

Am 17. März brach ich von meinem Standquartier, Cape-Town, auf, und zahlreiche Freunde, die ich daselbst gewonnen hatte, begleiteten mich zum Hafen und an Bord des wohlbekannten Steamers „Saxon", welcher gerade von England her nach einer Reise von 28 Tagen und 6 Stunden am Cap eingetroffen war.

Nochmals zeigte sich mir das lebendige Bild, welches schon beim ersten Anblick mein Entzücken so sehr erregt hatte, in seinem vollen Glanze. Die Berge mit ihren schroffen Felsparthien und die Stadt an ihrem Fusse, welche die im leichten Winde sich kräuselnde Bay umfasst, schien freundlich zum Bleiben einzuladen, und so mancher Ort, manches Haus, wo ich vergnügte Stunden verlebt hatte, winkte grüssend herüber. Leichte

Nebel, welche zeitweise das Bild bedeckten, enthüllten es gleich darauf, wie es schien, noch verschönert dem Auge des entzückten Beschauers.

Muntere Delphine ergötzten sich rings um das Schiff in dem klaren Element, und zahllose Möven zogen von Zeit zu Zeit vorbei, indem sie das Meer aufrauschen machten durch das sonderbare Stosstauchen, welches sie ausführen. Mit gewandtem Flügelschlag erhoben sie sich zu einer bedeutenden Höhe über dem Wasser, schwebten einen Augenblick wie fest gebannt und dann plötzlich die Schwingen faltend stürzten sie mit dem Kopfe voran senkrecht herab. Mit lautem Geräusch schlugen die Wellen über den Fallenden zusammen, welche nach einigen Augenblicken wieder auftauchten, um bald darauf dasselbe Manöver zu wiederholen. Das beständige Aufsteigen und Niederstürzen dieser Vögel, sowie das Aufrauschen der Wellen gab der Scene ein Leben, welches wetteiferte mit dem Treiben auf dem Deck unseres zur Abfahrt rüstenden Dampfbootes.

Eine Fülle von Menschen drängte sich auf demselben, um scheidenden Freunden und Bekannten Lebewohl zu sagen, doch rührende Abschiedsscenen, wie sie die Phantasie des sentimentalen Europäers damit unwillkürlich verbindet, wurden wenig oder gar nicht aufgeführt. Die Leute schienen alle Schüler des lachenden Philosophen zu sein; unter heiteren Scherzen sagte man sich vielleicht auf Ewig Lebewohl, und Gott Bacchus wurde angerufen, die Scheidestunde zu erleichtern. Endlich schlug sie, der Steamer feuerte seine Kanonen ab, die Zurückbleibenden eilten in ihre Boote oder wurden von den biederen Theerjacken in dieselben geschoben, und kurz darauf war ein wehendes Tuch der letzte Freundschaftsgruss, den sie uns noch zusandten. Das Schiff verliess den Hafen, das Publikum war sofort alles zerstreut, und eine dichte Nebelbank legte sich wie ein undurchdringlicher Vorhang über die reichen Dekorationen.

Als das Schiff sich etwa gegenüber von Greenpoint befand, wurde der Nebel so dicht, dass wir, nachdem die Maschine etwa 10 Minuten gearbeitet hatte, gezwungen wurden, wieder zu halten und die Anker fallen zu lassen.

Trübe und schwer umhüllte uns der nasse Dunst, durch den nur das Rotationsfeuer am Strande zeitweise einen matten Schein hindurchsandte. Erst im Laufe des nächsten Morgens nahmen wir unseren Cours wieder auf, da die Aussicht alsdann etwas freier wurde, und gingen, nachdem wir die Nebelbank passirt hatten, welche sich, von der See aus gesehen, wie eine sanft ansteigende Schneefläche bis gegen den Gipfel von Lionshead hinaufzog, mit voller Dampfkraft weiter. Trotz der entgegen-

stehenden leichten Südostwinde erreichten wir unser Ziel, Port Elisabeth schon am 19. Morgens nach glücklicher aber wenig interessanter Fahrt.

In Port Elisabeth hatte ich auf meinen Ochsenwagen zu warten, welcher endlich ankam und glücklich gelandet wurde. Das Zusammensetzen und Herrichten desselben nahm auch einige Zeit in Anspruch, so dass mein Aufenthalt in der Bay sich auf 14 Tage ausdehnte. Die Musse, welche mir blieb, benutzte ich zu regelmässigen Spaziergängen am Strande, dessen schon früher erwähnten Reichthum an thierischem Leben ich aufs neue zu bewundern Gelegenheit hatte, wenn auch die Jahreszeit wegen der vorherrschenden Landwinde nicht günstig genannt werden konnte.

Es fehlten viele der Bryozoen und Corallineen, welche damals den Strand in dichten Massen bedeckten, doch die Wasserbecken zwischen den Klippen waren noch ebenso reich als früher. Ich richtete meine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die kleineren Species der Käferschnecken, welche in einer Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit der Zeichnung vorhanden waren, dass man sich kaum beim Einsammeln zu beschränken wusste. Ausserdem fanden sich mehrere Arten Krabben, welche wegen ihrer geringen Grösse und dem Aufenthalt in den äussersten Klippen schwer zu bekommen waren und beim ersten Aufenthalt in der Bay meiner Aufmerksamkeit entgingen. Diese Thiere lassen sich nur finden zu Zeiten, wo das Meer stark ebbt und die Klippen weit hinein blosslegt, bei schwacher Ebbe sind sie tief unter der Oberfläche. In den Tagen meines Verweilens in Port Elisabeth lief das Wasser schlecht ab, und ich erhielt daher trotz eifrigen Suchens nur einzelne, was ich sehr bedauerte, da die Arten noch nicht sämmtlich bekannt zu sein scheinen. Eine Species von sonderbarer plattgedrückter Gestalt, einer kleinen Muschelscherbe ganz ähnlich (Leucisca squalina Macley), hält sich nahe der Hochwassermarke auf zwischen den Bruchstücken von Corallineen und Muscheln versteckt, so dass sie nur bei aufmerksamer Betrachtung sich davon unterscheiden lässt.

Die Sepien lieben die unterwaschenen Ränder der Uferklippen, und bei günstigen Winden, die sie von der offenen See herein treiben, kann der Suchende häufig die Fangarme derselben sich darunter hervorschieben und nach Beute fischen sehen. Ziehen sich die Arme zurück, so zeigt sich der Kopf mit den grossen, stieren Augen, der eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Katzenkopf hat, was wohl die Veranlassung zu dem hier üblichen Namen „Zeekats"*) giebt. Diese sehr undelikat aussehen-

*) Andere beziehen den Namen auf die Fähigkeit, sich anzuklammern, da „Kats" auch einen kleinen Anker bezeichnet.



den Thiere werden von der farbigen Bevölkerung gegessen, auch dienen sie als Köder für Fische, und man sieht daher häufig bei tiefer Ebbe schwarze Bursche zwischen den Klippen umherwaten, um den Sepien aufzulauern.

Der Fang geschieht mittelst zweier an Stöcken befestigter starker Haken, indem sie den ausgestreckten Theil des Thieres damit erfassen und das sich windende, widerliche Ungethüm aus seinem Schlupfwinkel herausziehen. Die langen mit zahlreichen Saugnäpfen besetzten Arme klammern sich überall an und bieten bedeutenden Widerstand, welcher meist den zweiten Haken nöthig macht.

Der belebteste Theil des Strandes war diesmal noch mehr als früher der Hafen selbst, in dem sich täglich ganze Schaaren von Fingoe's mit dem Ausladen der Waaren aus den Cargobooten beschäftigten. Sie haben dabei die Brandung zu durchwaten mit den schweren Lasten auf dem Kopfe, eine ausserordentlich anstrengende Arbeit, welche die Musculatur der Burschen bei der reichlichen Kost prächtig entwickelt.

Es zeigt sich an den Fingoe's recht deutlich, welchen grossen Einfluss eine einigermassen civilisirte Lebensweise auf die Ausbildung des Körpers hat, ich habe nie im Innern die Formen der Gliedmassen so voll entwickelt gesehen, als es dort unter den Hafenarbeitern häufig ist. Die Unterarme und Waden sind bei den vollständig wilden Stämmen in der Regel auffallend schlank und unentwickelt, wenn auch zähe und ausdauernd. Der ganze Körper ist bis zum späteren Alter mager und trainirt, der Unterleib bei jüngeren Individuen mehr oder weniger vorstehend und aufgetrieben (Armoed-Penz der Boeren). Bei den Port Elisabeth Fingoes zeigen sich Waden und Arme häufig wahrhaft herkulisch entwickelt, der Rumpf ist durchweg gerundet und wohlgenährt, der Leib mässig vorstehend. Selbst die eigenthümliche Neigung des Beckens, welche die Figur der meisten schwarzen Racen entstellt, scheint geringer zu sein, oder wegen der anderen Veränderungen des Körpers weniger hervorzutreten. Der ausserordentlich hohe Lohn (bis 7 S. per Tag) setzt sie in den Stand, sich gut zu pflegen, und man sieht, dass es bei ihnen anschlägt.

Das geschäftliche Treiben des Ortes hatte seit meiner letzten Anwesenheit noch an Lebhaftigkeit zugenommen, wenn auch in neuerer Zeit sich fatale Zeichen einer auf das Geschäftsfieber folgenden Reaction gezeigt hatten. Die unmässige Ausdehnung des Verkehrs, „Overtrading“ der Engländer, äusserte seine üblen Folgen durch das plötzliche Flauwerden des Marktes, welches mehrere bedeutende Firmen zum Bankerott

brachte und in eine förmliche Krisis auszuarten drohte. Man sprach von einer ganzen Anzahl von Kaufleuten, welche der landesüblichen Redeweise gemäss „were going up the Gumtree“, ein Ausdruck, der durch die Verbindung mit einem in Port Elisabeth für höchst merkwürdig gehaltenen Naturprodukt, einem Baum, etwas besonders Anziehendes zu haben scheint.

Die Zahl der um die Stadt vorhandenen Bäume hatte sich übrigens in neuerer Zeit um mehrere Dutzend vermehrt, indem die Bewohner mit grossen Kosten auf dem Plateau einen Garten, Park genannt, angelegt hatten, dessen Unterhaltung beständige Wasserzufuhr mittelst Karren nothwendig macht. So wenig genügend derselbe auch erscheint, so wird er doch mit Recht sehr geschätzt und fleissig besucht, da er das einzige ist, was die Umgegend darbietet.

Am Dienstag Morgens um 8 Uhr verliess ich die Bay in der Passagierkarre, welche in 12 Stunden bis Grahams-Town fährt, nachdem ich meinen Wagen schon einige Zeit früher dahin abgeschickt hatte. Als der Tag anbrach, durchfuhr die Karre bereits die buschigen Ebenen der Amsterdam-Flats und erreichte bald den Zondag's-Rivier Bosch, welcher berühmt ist durch seine Undurchdringlichkeit und Wildheit. Die Natur dieser Gegenden hat nichts Verwandtes mit den Wäldern der Knysna; grosse Bäume kommen nicht darin vor, sondern die Euphorbien sind die höchsten Gewächse, d. h. die durchschnittliche Höhe des Gehölzes beträgt nicht mehr als etwa 10′—16′. Aber dieses unscheinbar aussehende Gehölz ist dicht und undurchdringlich genug, um ebenso gut wie die Urwälder der Knysna Elephanten und Büffel zu beherbergen. Zuweilen kommen noch heutigen Tages Trupps von diesen nach dem Flusse hinunter und tauchen plötzlich vor dem überraschten Reisenden auf, der Berichte über Elephanten in der Colonie längst in das Bereich der Fabeln versetzt glaubt.

So kam ein Trupp von mehreren Elephanten 1864 zum Fluss herunter und zog sich, als Leute hinzukamen, in das Gebüsch zurück, indem sie das dabei befindliche unbehülfliche Junge mit den Rüsseln vorwärts zu schieben suchten. Die Leute verfolgten sie eifrig, wesshalb die Thiere gezwungen wurden, das kleine Ungethüm endlich zurückzulassen, das gefangen und lebendig nach Port Elisabeth gebracht wurde. Dort ging es leider bei einem Versuch, aus dem Gehäge zu brechen, zu Grunde.

Die Dickungen solcher Büsche, wie am Zondags-Rivier, sind von jeher auch ein Lieblingsaufenthalt der Kaffern gewesen, welche in den Kriegen meist von derartig gedeckten Stellungen an den Seiten des Weges ihre verderblichen Scharmützel begannen. Ein Schuss, der einen der ersten

Zugochsen niederwarf und dadurch das weitere Vordringen des Zuges für einige Zeit aufhielt, war häufig das erste Zeichen von der Anwesenheit des Feindes, der darauf auf die unbeschützt im Wege haltenden Soldaten sein verheerendes Feuer richtete. Die Umgegend von Grahams-Town ist wiederholt der Schauplatz solcher Gefechte mit den Kaffern gewesen, da die unfernen Amatola-Berge stets eine unbezwingbare natürliche Burg dieser schwarzen Herren bildeten, aus der sie die Europäer lange Zeit vergeblich zu vertreiben suchten.

Als ein früherer Gouverneur einst den Häuptling U'Mhala, einen verschlagenen, gewandten Burschen, in seine Gewalt bekam, führte er ihn nach dem Meeresufer mit sich, ohne dass er jedoch hinlängliche Beweise gegen denselben hatte, um ihn festhalten zu können. Er wollte dem Gefangenen aber wenigstens einen Beweis geben von der Macht Englands, und veranlasste es daher, dass die in der Nähe vor Anker liegenden englischen Kriegsschiffe zu gleicher Zeit ihre Kanonen abfeuerten. „Sieh!" sagte er zu dem Häuptling, als die vollen Lagen ihren imponirenden Donner über das Wasser herüberschickten, „das kann England bewerkstelligen. Was vermögt ihr armen Kaffern gegen solche Macht auszurichten?" Ohne die geringste Bewegung zu verrathen wendete sich darauf U'Mhala zu dem General und fragte ihn mit affectirter Unbefangenheit: „Können diese Dinger, welche so viel Lärm machen, auch in die Amatola-Berge hinaufsegeln?" Schwerlich dürfte sich eine schlagendere Antwort auf die blasse Prahlerei des Engländers finden lassen, als dieser Wilde im Augenblick bereit hatte; er wusste gut, dass die Schlupfwinkel seines Stammes unzugänglich wären nicht nur für Schiffe, sondern auch Kanonen und selbst einzelne Fusssoldaten, deren schwere, zum Theil unpraktische Ausrüstung sie im Busch völlig unbrauchbar macht.

Die einzig ebenbürtigen Gegner haben die Kaffern auf solchem Terrain in den afrikanischen Abkömmlingen der Europäer und den Mischlingen gefunden, welche, von Jugend auf an das Land gewöhnt, sich mit Leichtigkeit im Dickicht bewegen und schnell genug sind, um einen plötzlich vor ihnen auftauchenden Feind sofort unschädlich zu machen.

Als ich diese Büsche passirte, wurden sie nicht durch Kaffern unsicher gemacht, aber um so mehr zeigten sie sich belebt durch die mannigfachsten Vögel, Drosseln, wilde Tauben, Bakbakiri's u. a., welche durch die Zweige schlüpften; und zeitweise blickte ein brauner Muishond (Cynictis Ogilbyi Smith.) mit seinen klugen Augen aus dem Dickicht, schlüpfte in zierlichen Sprüngen über einen freieren Ptatz und verschwand im nächsten Gebüsch. Unaufhaltsam wurde die Cart von den meist gallopirenden

Pferden weiter geschleppt, und wenn die Hände auch öfters fester das Gewehr umspannten aus Verlangen, einem vorbeiziehenden Vogel oder dem davonspringenden Muishond eins aufs Fell zu brennen, so erlaubte doch die Eile der Reise es nicht, der Jagdlust nachzugeben.

Am Nachmittag gegen 5 Uhr erreichten wir Grahams-Town, wo ich in dem früher schon von mir bewohnten Phoenixhotel wieder Wohnung nahm.

Hier wurden nun die nöthigen Provisionen, Utensilien u. dgl. eingekauft, und es fehlten nur noch die Ochsen und ihr Oberhaupt, der Treiber, eine Person, deren Wichtigkeit man erst begreift, wenn man sich einige Male genöthigt gesehen hat mit unzuverlässigem Gelichter zu reisen, oder wie der Afrikaner sagt „zu reiten". (Der Landeseingeborene „reitet" nämlich nicht nur im Sattel, sondern auch in der Karre und selbst im Ochsenwagen: ein unserem Fahren entsprechendes Wort fehlt im hiesigen Lexikon.)

Ochsen wurden endlich erstanden, und zwar fiel meine Wahl auf ein Gespann von 10 Zuluochsen, reizende, schmucke Thierchen von gedrungenem Bau mit feinen, schlanken Hörnern; man dürfte selten eine Anzahl derselben von so einnehmendem Aeussern finden.

Wohl! Sie nahmen auch mich ein, nicht blos durch ihr Aussehen, sondern auch durch die Anerkennung, welche sie bei Anderen fanden; ich kaufte die Ochsen und bedurfte nun nur noch des Treibers, um mich reisefertig zu nennen. Doch dies Geschäft erwies sich schwieriger, als ich vermuthet hatte. Die Aussichten auf einen lustigen Kaffernkrieg waren so günstig, dass die Häuptlinge ihre Unterthanen grösstentheils zurückgerufen hatten, und auch die unabhängigen Leute wollten nicht gern den Schauplatz verlassen, wo eine so reiche Beute an Vieh und Gütern nur auf die dreiste Hand zu warten schien, welche sie sich aneignen sollte. Die Saat der europäischen Philanthropistenpolitik fing an zu reifen, indem die Kaffern seit Zurückgabe des transkeyanischen Gebietes stets unverschämter wurden und nun mit den Fingoe's der Colonie gemeinschaftliche Sache zu machen drohten zur Vertreibung der Weissen.*)

Endlich fanden sich zwei Individuen, deren Aussehen wenig meinen Wünschen entsprach, doch in Ermangelung Besserer engagirte ich sie, um nur erst fort zu kommen. Nach ewigem Hin- und Herrennen und Reden war Alles so weit gediehen, dass gegen den Abend des 13. zum Aufbruch geblasen werden konnte; das Commandowort war gegeben, aber wo blieb die Ausführung!

---

*) Die energischen Massregeln der colonialen Behörden beseitigten die damalige Gefahr wenn auch nicht ganz ohne Blutvergiessen.

Man denke sich den belebten Hofraum eines Hotels erfüllt mit den zehn wilden, kleinen „Beestern", die, seit einem Monat nicht im Joch, offenen Kampf begannen mit meinem taprigen Treiber und Voorlooper*), sowie einem weissen Diener, von denen keiner ihnen völlig gewachsen war, weil Einer an Altersschwäche litt, der Andere an zu vielem Gin und der Dritte an Sachunkenntniss.

Bald mischten sich in den ungleichen Kampf, gebeten und ungebeten, hülfreiche Hände der verschiedensten Gestalt: Zufällig vorbeikommende Soldaten, Ochsentreiber und Müssiggänger. Auch weibliches Publikum aus dem Hause mengte sich mit grösstem Eifer in den Trubel, und die Wirthin des Hotels hielt mit höchst eigener Hand acht der Ochsen an ihren Riemen, bis eine geeignetere Person sie von dieser ungewohnten Beschäftigung ablöste.

Endlich wurde der Kampfsplatz auf die Strasse verlegt, sicherlich nicht zum Nachtheil derer, welche sich an dem Tumult erfreuten. Der querstehende Wagen mit dem langen Gespann sperrte den Verkehr, und allmälig häuften sich verschiedene Fuhrwerke mit schimpfenden Kutschern, Reiter auf Pferden, die durch den Lärm stetig geworden waren, und ähnliches Strassenpublikum in höchst erbaulicher Weise an. Krachend brach von Zeit zu Zeit eins der Jochscheite, und ein bereits glücklich eingespanntes Oechslein erfreute sich aufs neue seiner Freiheit, obgleich sofort Dutzende von Händen sich thätig zeigten, es des theuer erkämpften Gutes wieder zu berauben.

Viele Hunde sind des Hasen Tod! So brachte die etwa dreifache Zahl von Personen auch das widerspänstige Zugvieh zum Nachgeben, und fort ging es endlich in wilden Sprüngen aus der wieder sich lichtenden Strasse. Weit sollte aber die Reise nicht gehen; denn wenige hundert Schritte ausserhalb des Ortes liefen die Ochsen, von der Peitsche erschreckt, plötzlich aus dem Wege eine Bank hinauf, und das Ueberschlagen des Wagens wurde nur dadurch verhindert, dass glücklicher Weise der Schlossnagel brach und dem Vordergestell Spielraum gewährte, sich aufzurichten. So wurde denn wieder ausgespannt und ich ritt zurück, um sobald als möglich den Schaden ausbessern zu lassen.

Dies war schnell genug geschehen, und schon am nächsten Morgen ging die Reise weiter; doch die Gefahr war darum noch nicht vorüber; zu wiederholten Malen entging das Fuhrwerk nur durch reinen Zufall schwerem Unglück, da der ungeschickte Treiber die noch nicht ordentlich eingefahrenen Ochsen durchaus nicht zu beherrschen verstand. Einmal

*) Voorlooper ist der Mann, welcher das vorderste Gespann Ochsen führt.

unterwegs musste nun aber stetig vorgedrungen werden, weil die Gegend in diesem Jahre sehr an Trockenheit litt und das fast gänzlich ausgegangene Gras dem Zugvieh keinen hinlänglichen Unterhalt gewährte.

Am Abend erreichte der Wagen Hell-Poort, eine enge Schlucht mit dichtem Gestrüpp bewachsen, welche in Afrika für eine besondere Naturschönheit gilt, obgleich ich sie nicht vergleichen möchte mit so manchem trauten Waldthal im lieben Heimathlande.

Als der Mond hell und klar am Himmel stand, es war gegen 4 Uhr Nachts, wurde wieder eingespannt, und munter trabten die noch frischen Zugthiere auf dem sanft abfallenden Wege die wilde Thalschlucht entlang, bis beim Anbruch des Morgens das Thal sich in die vom kleinen Fish-River durchströmte Ebene öffnete. Auf der andern Seite des Flusses wurde Mittag gemacht und dann alsbald weiter gefahren, um noch am Abend die Höhe des Fish-River Randes zu erreichen, wo die Beschaffenheit des Feldes eine bessere sein sollte.

Die Absicht war gut, aber leider blieb die Ausführung sehr hinter derselben zurück, indem die Ochsen den Weg für ihre Vorstellungen zu steil fanden und den Wagen schon bei der ersten Ansteigung stehen liessen. Dies war, wie sich später herausstellte, noch ein Glück bei allem Unglück; denn wenn ich auch mitten im Wege halten bleiben und ausspannen musste, so fand sich doch gerade dort in der Nachbarschaft ein „vatzoenlijke Boer“*), der mir nach einigen höflichen „Praatjes“**) bereitwilligst die Hinterochsen seines Gespannes für den nächsten Morgen zur Unterstützung versprach.

Mit vieler Gemächlichkeit zogen die beiden mächtigen Thiere fast allein den Wagen den Berg hinauf und brachten mich auf das Plateau des Fish-River Randes, auf welchem ziemlich reichlicher Graswuchs vorhanden war. Hier zeigten sich, offenbar durch den Futtermangel der übrigen Gegend geführt, auch die ersten Springböcke, doch hielten sie sich wegen der belebten Gegend in scheuer Entfernung. Die Herrlichkeit in Betreff des Feldes dauerte nicht lange; denn schon am zweiten Tage darauf kamen wir wieder in Gebirgszüge, wo die Sonne zwischen den Rollsteinen am Boden jedes Hälmchen Gras ausgebrannt hatte und nur Mesembryanthemen und die kleinen Büsche mit kugeligen, gelben Blüthen, gewöhnlich Karroobosjes (Dais) genannt, den Grund bedeckten. Spekboom, Cussonien und Mimosen, einzeln über die Gegend verstreut, oder sich zu dichteren Gehölzen

*) Vatzoenlijk, eigentlich anständig, aber auch für umgänglich, höflich.
**) Praatjes, Redensarten.



schliessend, vollendeten den Vegetationscharakter dieser Uebergangsdistrikte zwischen den dichtbewachsenen Küstenstrichen und den Steppen des Innern. Auf den Mimosen fand sich hier sehr häufig eine anomale Bildung, welche bemerkenswerth erscheint. Es wächst nämlich auf denselben schmarotzend nach Art der Misteln eine Pflanze (Loranthus), welche zuweilen das eigentliche Laubwerk des Baumes durch ihren üppigen Wuchs vollständig erstickt und die durch ihre orange und roth gefärbten zahlreichen Blüthen den in dieser Jahreszeit graugrünen Mimosen einen eigenthümlichen Schmuck verleiht. Die Stelle, wo die eine Pflanze in die andere übergeht, ist an beiden knotig verdickt und bildet eine Anschwellung bis zur Grösse eines mässigen Apfels.

In dieser Gegend zeigt sich wieder sehr auffallend das Anschliessen der Vegetation an bestimmte geognostische Formationen, indem zuweilen wirkliche grüne Gürtel um die Berge gebildet werden durch das üppigere Gedeihen der Büsche im Bereich gewisser Schichten, während darüber oder darunter sich nur eine sehr dürftige Flora vorfindet.

Ich hatte wenig Musse, die Gegend in gehörigen Augenschein zu nehmen, da die Schwierigkeiten, in den gebirgigen Wegen vorwärts zu kommen, meine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahmen und ich genöthigt war, um die Ochsen zu schonen, den grössten Theil der Nacht zur Reise zu verwenden, damit sie unter Mittag ruhen konnten. So ging die Fahrt langsam vorwärts, bis der Wagen am 19. Abends endlich vor Cradock anlangte. Mit vielem Vergnügen erblickte ich die Lichter des Dorfes unter mir im Thale, welche mir als ebenso viele Hoffnungssterne einer fröhlichen und schnellen Fortsetzung meiner Reise erschienen, nachdem ich die erste Station glücklich erreicht hatte; doch sollte ich am nächsten Morgen anders denken.

Wir spannten in bester Laune unfern des Dorfes aus, ich beschenkte meine Leute und versprach ihnen Weiteres bei unserer glücklichen Ankunft in Colesberg. Im Laufe der Fahrt hatte ich mich an ihre Galgengesichter etwas gewöhnt, und da sie mir soweit ordentlich gedient hatten, hoffte ich auch für die Zukunft mit ihnen auszukommen.

Eitle Hoffnung! Die aufgehende Sonne schien in das leere Nest; sie hatten mich schnöde verlassen, nachdem sie so viel aus mir herausgezogen hatten, als zu erhalten ihnen etwa wahrscheinlich erschien.

Der Eine allerdings äusserte eine gewisse Anhänglichkeit dadurch, dass er die Absicht erkennen liess, sich einige Andenken mitzunehmen, deren Auswahl er mir billiger Weise glaubte sparen zu können.

Ich erwachte in der Nacht von einem eigenthümlichen Geräusch, und

nachdem ich einige Zeit gelauscht hatte, war es mir nicht mehr zweifelhaft, dass Jemand versuchte, die aussen am Wagen befindliche Kiste zu öffnen. Leise kroch ich heraus und gewahrte meinen geliebten Voorlooper eifrig beschäftigt, das Schloss zu erbrechen. Durch mein plötzliches Erscheinen erschreckt, hielt er ein, unschlüssig, was zu thun, obgleich er mein Reitpferd losgebunden an der Hand führte und sich mit Hülfe desselben schnell in Sicherheit bringen konnte. Hier galt kein Zögern: mein Ruf brachte alsbald den Diener, der unter dem Wagen schlief, an seine andere Seite, und so zwischen zwei Feuer genommen, wagte er nicht zu fliehen, wozu wohl auch die Furcht vor dem mir stets zur Hand liegenden Gewehr das Ihrige beitragen mochte. Der Schurke wurde darauf von meinem Diener in Gewahrsam genommen, er benutzte indessen einen unbewachten Augenblick und eilte seinem Kumpan nach, der schon vorher das Weite gesucht hatte. Wenn er auch die Richtung sollte verfehlt haben, so bin ich doch überzeugt, dass er früher oder später mit ihm wieder zusammentreffen wird, denn Beider Weg führte zu demselben Ziele: dem Galgen.

Ich sandte ihnen meine besten Segenswünsche nach, froh, dass ich das Gesindel auf so bequeme Art losgeworden war und nicht die Mühe hatte, sie wieder zurückzuschicken, was ich unter allen Umständen von Colesberg aus gethan hätte.

Sorgen machte mir nur eine andere Angelegenheit, die mir stündlich klarer vor Augen trat und noch viel Kummer zu bereiten versprach: Ich musste einsehen lernen, dass ich meine Reise mit einem ganz falschen Schritt begonnen hatte. Wie oft ist schon auf dieser Welt von Weisen und Unweisen die Wahrheit des alten Spruches erkannt worden, dass der Mensch nur durch Schaden klug wird, und dennoch muss sich dieselbe noch täglich neu bewähren. Ich habe das Bedenkliche und Gefährliche, sich in aussereuropäischen Ländern weisser Dienstboten zu bedienen, bald von Anfang an eingesehen und öfters selbst ausgesprochen; trotzdem musste ich gegen mein besseres Wissen in diese Falle gehen.

In Colonien mit eingeborener, farbiger Bevölkerung ist der Europäer als solcher schon Herr, und so wird denn auch in Süd-Afrika jedem Weissen der Titel „Baas“ beigelegt; ist er in untergeordneter Stellung so bezeichnet man ihn wohl als „kleen Baas“, gleichviel wie gross oder alt er ist, im Gegensatz zu seinem Herrn dem „oû Baas“, aber „Baas“ ist er unter allen Umständen. Es entspricht dies dem Ausdruck „U'Mhlungo“ der Kaffernsprache, womit der Kaffer den Weissen anredet; der Plural davon ist Amahlungi, Menschen europäischer Abstammung,

während Personen zu den eingeborenen Stämmen gehörig als A-Bantu bezeichnet werden. Indem der Eingeborene alle Amahlungi als Wesen betrachtet, welche den armen A-Bantu gegenüber von der Natur sehr bevorzugt sind, wird es ihm schwer sich den richtigen Begriff von Herr und Diener unter den Weissen zu bilden.

Entweder versteht er nicht den Unterschied zu machen und befolgt den Befehl des weissen Untergebenen ebenso wie den des Herrn, oder er erkennt die verschiedene Stellung Beider und behandelt dann den Diener aus Bosheit wie seines Gleichen. Der Letztere findet in diesem Falle meist die grösste Widerspänstigkeit bei seinen Arbeitsgenossen, er wird verlacht und verspottet, so dass der Herr es fast unmöglich finden wird, etwas durch ihn auszurichten, und ihn jedenfalls nicht als sein „alter ego" hinstellen kann. Unter allen Umständen wird der weisse Diener vereinzelt bleiben, es fehlt ihm an Umgang mit seines Gleichen, und er spielt so auf höchst natürliche Weise die Rolle der Fledermaus in der Fabel, welcher weder Maus noch Vogel Spielgefährten sein wollten. Ganz so wie die Fledermaus hocken diese Unglücklichen in ihren Schmollwinkeln und verfallen der Hypochondrie und dem Heimweh, so dass die Herrschaft alle mögliche Mühe hat, um sie etwas aufzuheitern und zu zerstreuen.

Es ist hierbei vorausgesetzt, dass man es mit einem zuverlässigen und anhänglichen Individuum zu thun hat, was an sich als eine Ausnahme zu betrachten ist, da in Europa vielleicht ganz zuverlässige Leute schwach werden, wenn ihnen die Versuchung so nahe tritt, und sie es blos von ihrem Willen abhängig glauben, selbst den Herrn zu spielen.

Die Unbehülflichkeit, welche die Europäer gewöhnlich den Anforderungen des fremden Landes gegenüber zeigen, macht auch einen sonst ganz geschickten Menschen in einem andern Welttheil eher zu einem Hinderniss wie zu einer Hülfe. Schwierigkeiten, über welche der im Lande Erwachsene spielend hinweggeht, bringen den unkundigen Weissen zuweilen sofort an das Ende seines Witzes. Ein einzelner Mann, oder zwei gleichberechtigte, welche dieselben Interessen verfolgen, mögen wohl gut vorwärts kommen, aber ein Herr spinnt mit seinem weissen Diener sicher keine Seide in Afrika.

Wenn ich nun, obgleich mir dies Alles bekannt war, doch den Entschluss fasste, einen Europäer für meine bevorstehende Reise zu engagiren, so hatte ich besondere Gründe dafür: Es wurde mir ein zuverlässiger Mann empfohlen, welcher wegen eines ziemlichen Grades von Bildung, den er sich angeeignet hatte, die Möglichkeit zu bieten schien, Einiges von dem mechanischen Theil meiner Arbeiten auf ihn zu übertragen. Schlug

der Mann so ein, wie ich es hoffte, so konnte ich gerade das Doppelte von dem vor mich bringen, was ich ohne ihn zu leisten vermochte, und auf diese Aussicht hin durfte ich wohl einige kleine Unannehmlichkeiten mit in den Kauf nehmen. Die Folgen der Massregel zeigten sich aber viel bedeutender und weittragender, als ich erwartet hatte.

Ursprünglich war es meine Absicht gewesen, einen zuverlässigen Treiber vom Cap aus mitzunehmen, der schon desshalb, weil sein Zurückkommen von mir abhing, hätte aushalten müssen. Da mir aber meine Mittel nicht erlaubten, mit einem solchen Stabe zu reisen, so unterliess ich es den Treiber zu engagiren, nachdem ich mich entschieden hatte den Europäer mitzunehmen.

Ich glaubte leicht in Grahams-Town ein passendes Individuum finden zu können, und so kam es denn, dass ich schliesslich Ochsenwagen nebst Zubehör und Ochsen hatte, aber keinen Treiber. Hätte ich einen in solchem Geschäft erfahrenen Mann zur Seite gehabt, so würde ich wahrscheinlich andere Ochsen gekauft haben, die meinen Anforderungen zur Reise besser entsprachen. Dies bildete indessen nur die Einleitung zu dem Drama, dessen einzelne Züge ich übergehe, da sie ebenso langweilig zu hören, als ärgerlich zu durchleben waren.

In Cradock entwickelte sich die Krisis, indem es mir daselbst klar wurde, dass mein treuer Albert, obgleich ich Häuser auf ihn gebaut hätte, was Zuverlässigkeit anbelangte, doch der Fluch meiner Reise war, und noch an demselben Tage, wo ich zu dieser Einsicht kam, theilte ich ihm mit, dass wir uns trennen müssten. Ich that es auf die Gefahr hin, dass er mir alsbald davon ging und die Bemannung meines Fahrzeuges, die durch das Weglaufen der zwei Leute und durch eine Entzündung, welche meine rechte Hand in diesen Tagen unbrauchbar machte, von 8 Händen bereits auf 3 reducirt war, bis auf eine zurückführte.

So schlimm wurde es aber nicht, er versprach mich bis Colesberg zu begleiten, und blieb meine letzte, wenn auch etwas schwache Stütze in den Tagen des Aufenthaltes in Cradock, welche mir zeigten, dass ich schon ein gutes Theil afrikanisches Phlegma in mich aufgenommen hatte.

Capitel XVIII.

Cradock — Junction.

Schwere Gewitterregen; Nectarinien; Middelburg; versteinerungsreiche Gebiete; üppiges Aussehen der Gegend; Colesberg; wieder ohne Leute; Ausgrabungen von Skeletten; Bastaards-Nek; Charakter der Bechuanen; Autorität der Häuptlinge; die grosse Frau; Hope-Town; das Flussthal des Orange-River; die Putte.

Wo die Ochsen den Wagen am Abend unserer Ankunft hatten stehen lassen, stand er noch nach einer Woche, obgleich ich mich eifrig bemühte, ihn wieder flott zu machen. Gänzlich unbekannt im Orte, vermochte ich nicht sobald passende Leute ausfindig zu machen und hatte mich daher in Geduld zu fassen. Nach 5tägigem, vergeblichem Herumlaufen kundschaftete ich endlich zwei Individuen aus, welche sich als Treiber vermiethen wollten, und da mir die Wahl zwischen ihnen nicht schwer fiel, so hätte ich aufbrechen können, wenn nicht mehrere schwere Gewitterregen, die in dieser Zeit fielen, ein starkes Anschwellen des Vest-Riviers bewirkt hätten.

An solche kleine Annehmlichkeiten des Afrikareisens hatte mich das vergangene Jahr zu sehr gewöhnt, als dass sie mich noch hätten ausser Fassung bringen können; ich fand nur, dass die ausserordentlich gut gemeinten Gewitterschläge meine Nerven etwas angriffen. Es ist ein eigenthümliches und nicht ganz angenehmes Gefühl, über einer mit Blech ausgeschlagenen Kiste zu schlafen, die 50 Pfund Pulver enthält, rings umgeben von Gewehren und allerhand Eisenzeug, während die Blitze Schlag auf Schlag herniederprasseln; doch da diese bedenkliche Situation unvermeidlich war, so musste man sich eben darein fügen.

Um wenigstens etwas zu thun, pflegte ich bei solchen Gelegenheiten eine lange Eisenstange, welche am Wagen angebracht war, senkrecht aufzurichten als Blitzableiter, obgleich ich in die Zuverlässigkeit dieser Einrichtung selbst wenig Vertrauen setzte.

War das Wetter etwas günstig, so verbrachte ich den grössten Theil des Tages in den Gebüschen am Flusse, die zahlreich besucht waren von reizenden Nectarinien, welche die rothen Beeren eines unserem Heckendorn ähnlichen Strauches sehr zu lieben schienen (als die häufigsten Species zeigten sich Nect. famosa Ill. und chalybea Jord.). Die Munterkeit und Beweglichkeit dieser Thierchen ist beinahe ebenso bewunderungswürdig als ihr Farbenglanz, welcher mit dem der Colibris Amerika's wetteifert. Hier nennt man sie gewöhnlich „Suggarbirds“, und wohl nicht mit Un-

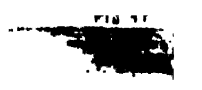
recht, da sie stets bei der Hand sind, wo es etwas zu naschen giebt. Besonders zahlreich umschwärmen sie die Blüthen der Agave americana, welche Pflanze sich bereits so in Süd-Afrika verbreitet hat, dass man kaum glauben sollte, sie sei introducirt; ferner die Blüthenköpfe des Kreupelboomes, Zuiker-Bosses und ähnlicher Nectar haltiger Blumen. Die Beobachtung dieser und mancher anderer bemerkenswerther Vögel gewährte mir vor Cradock eine angenehme Unterhaltung, doch die Sorge um das Weiterkommen beunruhigte mich zu sehr, als dass ich nicht sehr froh hätte sein sollen, als der Wagen endlich auf der anderen Seite des Flusses stand und ich dem Orte den Rücken kehren konnte.

Langsam zog ich weiter nach Colesberg zu mit den im aufgeweichten Wege bald müde und lahm gewordenen Ochsen, durch wenig interessante Gegenden, wenn man nicht den zeitweisen Wechsel der Bosjes am Wege, je nach der Beschaffenheit des Grundes dafür anführen will.

In allen diesen Gegenden war nur Buschfeld, ein vollständig ungewohnter Anblick für mich, der ich im vorigen Jahre wenige Meilen weiter östlich Grasflächen gefunden hatte, die wie Kornfelder wogten. Es zeigt dieser Umstand, wie leicht eine einseitige und unvollständige Untersuchung des Landes zu groben Irrthümern führen kann. So monoton dasselbe auch erscheint durch die Spärlichkeit grösserer Gewächse, so wechselnd ist es in Bezug auf die niederen Vegetationsformen, wie schon die grosse Specieszahl der bereits bekannten südafrikanischen Pflanzen erkennen lässt. Urtheilend nach dem, was ich früher gesehen hatte, würde ich in den erwähnten Distrikten sicher üppigen Graswuchs vermuthet haben, wenn der Augenschein mich nicht von dem Gegentheil überzeugt hätte.

Der Grund liegt wohl in dem fast durchgängig auftretenden Salzgehalt des Bodens, welches nach dem Regen an trocknenden Stellen die Oberfläche als dünne, weisse Kruste überzog, im Aussehen täuschend ähnlich dem Reif nach einer kalten Nacht. Es dauerte aber noch mehrere Tage von meinem Aufbruch aus Cradock gerechnet, ehe ich diese Erscheinung beobachten konnte, da noch einige schwere Regen fielen, welche den Boden gänzlich durchweichten und tiefere Stellen des Weges in Seen verwandelten.

In einen solchen gerieth ich in der Nacht vom 29. April, als ich versuchte noch nach Sonnenuntergang einen guten Ausspannplatz zu erreichen; der Wagen fiel in ein Loch und wurde von den Ochsen stecken gelassen, so dass wir die Nacht mitten im Wasser unter strömendem Regen zubringen mussten.



Ansicht aus der östlichen Provinz. (Cradock-District.)

Am 1. Mai Morgens traf ich in Middelburg ein und hätte den erbärmlichen Ort am liebsten bald wieder mit dem Rücken angesehen, wenn es der Zustand meines Zugviehes erlaubt hätte.

Eine Merkwürdigkeit fand sich daselbst im Besitz des Distrikts-surgeon vor, die ich gern erlangt hätte; es war dies der Schädel eines Hottentotten, welcher durch seine abnorme Bildung den amerikanischen, künstlichen Platycephalen vollständig ähnlich wurde. (Der Kopf verflachte sich von der Glabella ab bis zur Scheitelhöhe, und das Vordergehirn muss in hohem Grade nach hinten gedrängt gewesen sein. Trotzdem war dieser Mann ein nützliches, in seiner Weise intelligentes Mitglied der Gesellschaft und erreichte ein ziemliches Alter bei vollem Gebrauch seiner geistigen Fähigkeiten. Sein Tod wurde durch eine Geschwulst, welche die Basalknochen des Schädels auf der rechten Seite zum Theil zerstört hatte, veranlasst. Die Ursache der Missbildung lag wohl im vorzeitigen Verwachsen der Sagittal- und Coronalnath, von denen nur noch schwache Spuren vorhanden waren. Interessant ist dieselbe besonders in sofern, als sie zeigt, wie bedeutende Formveränderungen und Verlagerungen der Gehirntheile vorhanden sein können, ohne dass die Function derselben wesentlich gestört ist.) Ein verzweifelter Sturm, den ich auf die Gutmüthigkeit des Besitzers dieses Schädels unternahm, blieb erfolglos, und ich verlor so die einzige Aussicht mich mit meinem erzwungenen Aufenthalt in Middelburg auszusöhnen.

Meine Reise durch die Colonie hatte viel Aehnliches mit dem Durchmachen der verschiedenen Stufen des Fegefeuers. In jedem der Orte, welche ich berührte, musste ich nothwendiger Weise einige Zeit verweilen, und doch machte mir die Ungeduld, vorwärts zu kommen, dieselben wirklich zur Hölle, so dass ich mich erst behaglich fühlte, sobald der Wagen sich wieder in Gang setzte. Die Stationen Port Elisabeth, Grahams-Town, Cradock hatte ich bereits überwunden, und aus Middelburg wurde ich auch endlich erlöst durch einen schwarzen Engel in Gestalt eines Frachtfuhrmannes, der meine lahmen, aber immer noch sehr reputirlichen Ochsen übernahm, und von dem ich dafür drei hässliche, kleine Moffochsen erhielt, deren einziger Vorzug in ihren gesunden Beinen bestand. So kam der erste Riss in mein schönes Gespann, und ich musste noch froh sein, dass sich eine solche Gelegenheit fand, da ich anders schwerlich bald aus Middelburg weggekommen wäre.

Die Gegend um den Ort ist öde und uninteressant, ausser in Bezug auf Geologie, indem manche Gebiete reich sind an Versteinerungen, besonders in der Richtung auf Graaff-Reinet, am Renosterberg, Oû-Berg u. a.,

welche Plätze eine Hauptfundgrube für solche Naturalien ausmachen. Das äussere Aussehen der versteinerungsreichen Gegenden charakterisirt sich hier durch das Auftreten von Bänken und Kuppen, deren eigenthümliche, fahlgelbe Färbung auffallend absticht und ihnen von den Boeren den Namen: Vaal-Kopjes oder Vaal-Bank verschafft. Diese hellen Thonschiefer wechseln ab mit dunklen, bläulich violetten (Dicynodonschiefer), zwischen denen sich hier und da dünne Lagen Kalk einschieben.

Je näher ich nach Colesberg kam, um so grüner und üppiger gestaltete sich das Feld, die Karroobüsche waren in voller Blüthe und gaben der Gegend einen heiteren Anstrich, welcher nur beeinträchtigt wurde durch die zahlreichen Kadaver von Pferden, welche an den Seiten des Weges lagen. Gerippe von Zugthieren, besonders Ochsen, gehören zu den charakteristischen Merkmalen eines afrikanischen Weges, doch für gewöhnlich werden sie schnell von den Aasvögeln rein geputzt und sind alsdann nicht mehr lästig. Ueber diese Gegend war aber kürzlich die Pferdekrankheit in ihrer schlimmsten Gestalt weggezogen, und selbst die unersättliche Fressgier der Geier fand den Tisch zu reichlich gedeckt.

Ein Farmer verlor allein hundert Pferde von etwa 200 in seinem Besitz, ein anderer verlor von 50 alle bis auf 5, ein dritter von einigen 40 alle bis auf eine Stute mit ihrem Fohlen.

Um Colesberg waren sie gezwungen, die Kadaver zu begraben, aus Furcht, es möchten pestartige Krankheiten durch die Ausdünstung entstehen, und wirklich war auch in dem offenen Lande der Gestank der faulenden Kadaver sehr widerwärtig.

Am Abend des 8. traf ich in Colesberg ein und hatte wieder einen recht vergnügten Ausspann, ähnlich wie in Cradock. Auch meine Leute waren heiter und redselig, so dass ich mit vielem Interesse ihrer gelehrten Discussion zuhörte. Diese drehte sich um nichts Geringeres, als um die Frage, ob die Buschmänner zum Menschengeschlechte gehörten oder Paviane wären.

Obgleich ich nicht glaube, dass der Hauptleiter der Conversation, mein Treiber, ein Mosuto von Abkunft, Darwin's Buch gelesen hatte, fand sich doch in seinen Theorien viel diesem Autor Verwandtes. Er kam schliesslich zu der Entscheidung, dass die Buschmänner in der That von den Pavianen abstammten, und auch in Bezug auf die Hottentottenstämme konnte er sich nicht enthalten, seinen Verdacht einer wenn auch entfernten Verwandtschaft mit dem Affengeschlechte zu äussern. Seinen Hauptbeweis suchte er in der Sprache der Buschmänner, welche nur eine

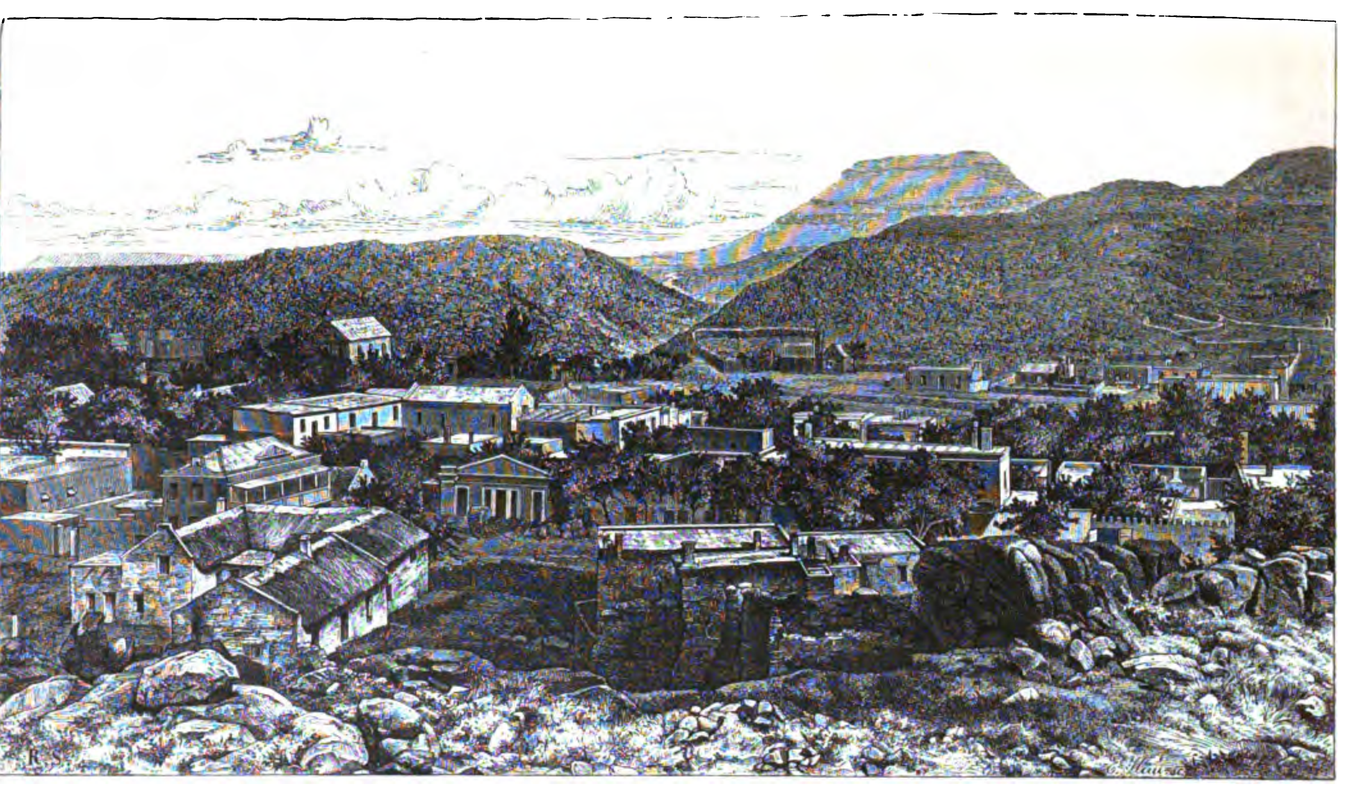


Fig. 48. Der obere Theil von Colesberg von einem benachbarten Hügel aus gesehen.

Paviansprache wäre, die Niemand erlernen und die man nicht schreiben könne, ebenso wie er seine Behauptung über die Zugehörigkeit der Hottentotten auf den ähnlichen Klang der ihrigen gründete. Es war mir interessant zu sehen, dass auch für den Eingeborenen Süd-Afrika's die Sprachen beider Stämme einen gewissen Grad von Verwandtschaft zeigen, wenn es auch schwer oder unmöglich ist, dieselbe aus der Gestaltung beider nachzuweisen.

Ich warf dem Mosuto ein, dass die Buschmänner Malereien anfertigten, welche Kunst die Paviane nicht verständen, und dass sie gute Voorlooper, Achterrijder u. s. w. abgäben, also dem Menschengeschlecht näher stehen müssten. Auf diesen Einwand wurde mir erwiedert, dass die Buschmänner allerdings etwas mehr Verstand hätten, aber wenig; als Voorlooper liesse sich ein Pavian übrigens auch gebrauchen, und er gab darauf eine drollige Erzählung zum besten von einem in solchem Amte fungirenden Affen, der die verschiedenen Zurufe des Treibers alle verstand und genau befolgte. Auf das: „Goeij maar op!*) pflegte er das Leitseil ordentlich über die Hörner der Vorochsen zu werfen und sich behaglich auf dem Joche derselben niederzusetzen.

Am nächsten Tage erbaten sich die Leute Erlaubniss, „ihren Pfad zu suchen", d. h. nach ihrer Heimath zurückzukehren, was ich ihnen auch nicht verweigern konnte, da sie sich nur bis Colesberg vermiethet hatten. Ich entliess sie gnädig in Anbetracht ihrer treuen Dienste, obgleich ich wusste, dass meines Treibers Sinn wenigstens nicht nach seiner Heimath stand.**)

Die Gränzstreitigkeiten zwischen dem Orange Freistaate und den Basuto's hatten, wie zu erwarten, zu Feindseligkeiten geführt, welche in einen ernstlichen Krieg auszuarten drohten. Beide Partheien rüsteten mit Eifer dazu und suchten sich möglichst zu verstärken. Die Nähe des Kriegschauplatzes veranlasste meinen Mosuto vermuthlich sich in der Hoffnung auf Beute unter die Reihen seiner Landsleute zu begeben, oder die Furcht, als Feind behandelt zu werden, hielt ihn ab, weiter mit mir zu gehen. So lag ich denn wieder in Colesberg fest, so gern ich auch die günstige Reisezeit zu weiterem Vordringen benutzt hätte, und musste suchen, meinen erzwungenen Aufenthalt möglichst zu verwerthen.

Dazu war mir die freundliche Unterstützung, welche ich von verschiedenen Seiten im Orte erfuhr, sehr förderlich, und ich konnte doch

*) Wirf' nur auf!

**) Er war in der Colonie geboren von Basuto-Eltern.

Einiges für meine Zwecke erringen. Schätzenswerth waren mir zumal zwei Skelettè von Ama-Tembu Kaffern, welche im Jahre 1859 wegen mehrfachen Mordes gehängt wurden, und die ich am 12. und 14. ausgrub.

Grössere Mühe verursachte es mir, solche von Buschmännern zu erhalten, obgleich eine grosse Anzahl von ihren Gräbern in der Nachbarschaft vorhanden ist. Die, welche notorisch Buschmännern zugehörten, waren zu alt und ihr Inhalt zu sehr zerfallen, als dass sie gute Specimina hätten liefern können, was ich um so mehr bedauerte, als die aufgefundenen Bruchstücke eine sehr auffallende Gestaltung zeigten, abweichend von der aller anderen südafrikanischen Stämme.

Der Körper fand sich in den Buschmannsgräbern in ausgestreckter Stellung, eingehüllt in Karosse, die Lage der Arme war verschieden und schien keiner Regel unterworfen zu sein. Ueber die Leiche hatte man Steine dachförmig zusammengestellt, doch nicht so sorgfältig, dass ein Verschütten mit Erde dadurch verhindert wurde.

Gewöhnlich werden dem Verstorbenen seine Kostbarkeiten mitgegeben in das Grab, wie es scheint, besonders Sachen des täglichen Gebrauches. So fand sich in einem Grabe bei Colesberg neben dem Skelett eine Blechschüssel, Becher und eine Schaafscheere, welche letztere der Leiche wie einem Helden der Vorzeit das Schwerdt auf die Brust gelegt worden war. Auf das Grab werden wieder Steine gehäuft, die einen unregelmässigen, länglichen Hügel darstellen, welcher die Stellen leicht kennzeichnet.

Die Nähe des Ortes mit seiner zahlreichen farbigen Bevölkerung machte es nothwendig, die Ausgrabungen bei Nacht vorzunehmen, wo die an und für sich schwere Arbeit durch die nächtliche Kälte und die Natur der Sache für daran nicht gewöhnte Nerven zu einer harten Probe wurde; ich muss es um so mehr dankbar anerkennen, dass ich dabei in Colesberg so thätige Unterstützung von befreundeten Herren fand, unter welchen ich besonders einem Herrn Edington *) zu grossem Danke verpflichtet bin.

Mit diesem letzteren bestieg ich am 10. den Coleskop, von dessen Gipfel man eine schöne Rundsicht hat über einen sehr bedeutenden Strich Landes, welcher Blick allein die geringe Mühe des Aufsteigens reichlich lohnt. Interessanter aber als die Aussicht war mir die geognostische Formation des Berges und auch überraschender. Die deutliche Schichtung der Gesteine, die an den Seiten zu Tage treten, liess bei der horizontalen Lagerung auch auf dem Gipfel geschichtete Gesteine vermuthen,

*) Auch der Schwager dieses Herrn, Dr. Reid, hat mich durch freundschaftliche Bewirthung sehr verbunden.



was sich indessen nicht so herausstellte. Der ganze untere Theil des Berges ist bedeckt mit Gerölle von dioritischen Felsmassen, welche in gewissen Gränzen variiren; aufsteigend fand ich die erste Schicht, etwa im dritten Theile der Höhe, bestehend aus sedimentären Ablagerungen, wie sie in der Nähe von Grünsteinen vorzukommen pflegen; die Farbe war bald ein schmutziges Graugelb, bald dunkel Violett, was öfters wechselte bis zu dem höchsten, steil abfallenden Kranz des Berges, der ebenfalls aus solchen thonschieferartigen Schichten besteht. Ueber diesen lagert, den Gipfel bildend, ein vulkanistischer Fels, zu den Grünsteinen gehörig, welcher eine sehr grosse Verbreitung in Süd-Afrika hat, indem derselbe durch die ganze östliche Colonie und auch nördlich vom Orangefluss vorkommt.

Die geschichteten Gesteine lassen sich in derselben Lagerung um den ganzen Berg verfolgen, und nur an einer wenig umfangreichen Stelle gegen Westen verdeckt sie das Gerölle des Gipfels, an welcher Stelle man gewöhnlich den Berg ersteigt, da die senkrechten Wände es an anderen schwer oder unmöglich machen, auf die obere Platform zu gelangen. Die letztere zeigt keine eigentliche Einsenkung, sondern der Grünstein ist auf dem Gipfel ebenso wie der Diorit um Colesberg in unregelmässigen, aus Blöcken zusammengehäuften Kuppen angeordnet, welche im NW. sich längs des Randes höher erheben, als auf dem übrigen Theil der Gipfelfläche und so allerdings die höchsten Punkte näher an den Abhang verlegen.

Die Gewehre, welche uns bei den Ausflügen meist begleiteten, erwiesen sich gewöhnlich als überflüssige Zierrathen, da die Umgegend von Colesberg arm ist an Wild und einige Rebhühner oder Vögel, welche ich zum Ausstopfen schoss, bildeten die einzige Ausbeute. Von vierfüssigen Thieren ist ein interessantes Genus in dieser Gegend reichlich vertreten, welches den Spitzmäusen verwandt ist, nämlich die Macroscelides, hier Scherbek genannt wegen des langen Rüssels; diese munteren, beweglichen Dinger bewohnen die sonnigen Felskuppen und springen behende auf den Steinen umher, indem sie zeitweise vertraulich stehen bleiben und sich auf den langen Hinterbeinen wie ein Känguruh aufrichten.

Nachdem ich die Bemannung meines Fahrzeuges durch Engagiren dreier Bechuanen, den Stämmen der Bawanketsi, Bakuéna und Babidiji angehörig, wieder vollständig gemacht und das Gespann durch Einstellung von vier frischen Ochsen etwas gekräftigt hatte, brach ich am 25. M. von dem gastfreundlichen Colesberg auf, um meinen Weg nach Kuruman weiter zu verfolgen. Ich hoffte jetzt lustig vorwärts zu kommen,

was sich jedoch als trügerisch erwies, indem schon wenige Meilen hinter Colesberg die noch nicht zusammen eingefahrenen Ochsen, durch den unkundigen Treiber in Verwirrung gebracht, den Wagen an einem steilen Höhenzuge stehen liessen und durch keine Schläge oder Zureden zu bewegen waren, das Hinderniss zu nehmen.

Der Name dieses Ortes war Bastaard's Nek, einer der isolirten Rücken, wie sie sich in Süd-Afrika häufig quer durch die Gegend ziehen mit meist steil abfallenden Seiten, wodurch sie zu bedeutenden Terrainschwierigkeiten werden.

Nach langem vergeblichem Bemühen erschien Hülfe durch einen zufällig vorbeikommenden Wagen, dessen Gespann uns glücklich über die Höhe brachte, und entschlossen, so lange noch irgend welche Möglichkeit war, meinen Plan zu verfolgen, ging ich weiter, wenn auch voll Sorgen wegen der Zukunft. Zum Glück führte der Weg zunächst durch leichteres Terrain, obgleich noch immer zahlreiche felsige Kuppen in der Gegend auftauchten.

Am 27. passirte ich den Zeekoe-Rivier, dessen Bett reich sein soll an Versteinerungen, wie mir in Colesberg berichtet wurde, und wollten Leute ein vollständiges versteinertes „Crocodil" darin gesehen haben. Zur Zeit war der Fluss noch zu voll, um Hoffnung hegen zu können, diese Schätze zu heben; die Bänke von blaugrauem Thonschiefer zeigten Nichts davon, so weit sie über das Wasser hervorragten.

Am 28. kam ich glücklich über ein anderes Nek, welches dem ersterwähnten ähnlich war; doch nun wurde die Gegend offener, die Kuppen einzelner, so dass ich wieder einen Theil der Nacht zur Reise benutzen konnte.

Während dieses nächtlichen Fahrens, wo die Zugthiere langsam mit stetigem Schritt vorwärts drangen, wurde mir gewöhnlich die Zeit durch das drollige Geschwätz meines Treibers verkürzt, welcher ein gutes Probeexemplar von Bechuanen war. Ich hätte oft gewünscht seine Unterhaltungen mit Gestikulationen und Tonfall photographiren zu können, da sie mich mehr einführten in das Leben und die Denkweise dieser Eingeborenen, als es dicke Bücher vermocht hätten.

Zugleich bedauerte ich stets seine verfehlte Lebensrichtung; denn während er ein gottvergessen schlechter Ochsentreiber war, hätte er bei einiger Ausbildung sicherlich einen ausgezeichneten parlamentarischen Redner abgegeben. Wie gut würde es sich nicht ausnehmen, einen solchen Mann als Vertreter der Eingeborenen an die philanthropischen Gesellschaften in England zu schicken und denselben vor glänzender Versamm-

lung seine Sache führen zu lassen. Ich sehe ihn vor mir, wie er mit seiner unvergleichlichen Anmuth die stets bereit gehaltene Schnupftabacksdose zur Nase führt und unter lebhaften Gestikulationen den Zuhörern die Grösse und Tugenden seiner Nation und die Schönheiten seines Landes schildert. Das Feuer des Vortrags belebte stets seine Bewegungen, die sonst augenscheinlich eines anderen Antriebes etwa in Gestalt eines Zjamboks*) bedurften, um annähernd zufriedenstellend zu sein.

Die Schlaffheit dieses Menschen wie eines grossen Theiles seiner Stammesgenossen macht es fast unmöglich etwas Ordentliches mit ihnen als freien Arbeitern auszurichten. Wenn ich ihn wegen seiner Faulheit tadelte und ihm den anderen Mochuanen, welcher ein viel rührigerer Bursche war, zum Beispiel aufstellte, antwortete er sehr schlagend: Der Herr hätte manche Menschen gemacht langsam, andere aber schnell zu arbeiten, in welcher Aeusserung der segensreiche Einfluss der Missionäre deutlich erkennbar ist.

Man begreift leicht, wenn man die Schwäche und Energielosigkeit dieser Leute sieht, woher es kommt, dass sie so widerstandslos den Matebele's und Zulu's als Beute verfallen, welche sie in den Kriegen zu Tausenden wie Schaafe abschlachteten. Sie verdanken ihre Bewahrung vor gänzlicher Vernichtung nur dem Einfluss der Europäer, welche durch das Zurückdrängen der genannten Gegner ihnen wieder etwas Ruhe verschafften.

Obgleich die Stämme der Bechuanen sich durch ihre Thaten nicht besonders berühmt gemacht haben, halten die einzelnen Genossen doch sehr auf ihre Nation; häufig dreht sich ihre Unterhaltung um die verschiedenen Abtheilungen derselben, die sie bereitwillig mit ihren respektiven Kapitainen aufzählen, woher es wohl kommt, dass unsere afrikanischen Karten voll sind von Namen verschiedener Stämme, ohne dass irgend etwas Anderes mit Sicherheit über sie berichtet wird.

Ihre Kapitains-Familien achten die Bechuanen, wie überhaupt alle süd-afrikanischen Nationen, sehr hoch; sie sind die von Gott berufenen Führer des Volkes, denen unbedingtes Recht über Leben und Tod des Einzelnen zusteht. Es erscheint den Schwarzen daher höchst sonderbar, wenn sie sehen, dass in der Colonie u. s. w. die Magistrate zu ihren Aemtern durch Wahl, oder durch die Regierung berufen werden, worüber mein Mochuana sich etwa so ausdrückte: „Wit mensche vat maar zoo een en zeggen, die is noe Kap'ein; onz kan niet zoo Kap'ein maak, de Heer het

*) Peitsche aus Rhinoceros- oder Flusspferdhaut.

onze Kap'eine gemaakt.*) Die Würde ist allgemein erblich und geht stets auf den ältesten Sohn der grossen Frau über.

Die Bedeutung „der grossen Frau“ tritt weniger bei den Bechuanen, wo die Vielweiberei nicht so stark verbreitet ist, als im eigentlichen Kafferlande zu Tage. In diesem haben die bedeutenderen Häuptlinge häufig gegen 100 Frauen, indem von den benachbarten Stämmen denselben Mädchen zum Geschenk gemacht werden, deren Zurückweisung als schwere Beleidigung angesehen werden würde. Der Häuptling nimmt sie auf, giebt ihnen eine Hütte und lässt sie mit den übrigen arbeiten, ohne sich weiter viel um dieselben zu bekümmern. Ausser diesen Frauen, welche eigentlich nur Kebsweiber sind, erhält er eine von dem Rath auserwählt, für die der Stamm bezahlt: diese ist die grosse Frau und ihre Nachkommen sind die Thronfolger.

Stirbt der Häuptling, ohne männliche Nachkommen von der grossen Frau zu hinterlassen, so geht die Würde auf den nächsten Bruder resp. dessen Nachkommen über. Ist der rechtmässige Nachfolger zur Zeit des Ablebens des alten Häuptlings noch sehr jung, so befindet sich derselbe in grosser Gefahr, von seinem auf den Thron spekulirenden Oheim bei Seite geschafft zu werden, wesshalb der Knabe in einzelnen derartigen Fällen in das Gebiet anderer Stämme flüchtete, wo er heimlich erzogen wurde, bis er zum Manne erwachsen war und selbst für sein Recht eintreten konnte. Die Häuptlinge der Bechuanen spielen nur eine unbedeutende Rolle im Vergleich mit Namen wie der Mosuto Mosheshwe, der Zulu U-Mpanda, der Gcaleka Khili oder der Matebelefürst Moselekatse**), welcher Letzterer im Vollgefühl seiner Souverainetät gesagt haben soll: Er kennte nichts Grosses in dieser Welt ausser vier Dingen: Die Sonne, den Mond, sich selbst und die Weissen; die übrigen lebenden Wesen in Menschgestalt wären Hunde und verdienten todtgeschlagen zu werden!“ welches Princip er praktisch in recht ausgedehnter Weise ausgeführt hat.

Mein Mawanketsi erzählte gern von seinem Häuptling Gassisioe (sprich Chassisioë), dessen Freundlichkeit und Liberalität er besonders hervorhob, obgleich dieser kleine Souverain sich vor der Grösse eines Moselekatse sicherlich bis in den Staub gebeugt hätte.

Nun, sobald konnte ich noch nicht die Herrlichkeit des Fürsten

*) Cap'sches Holländisch. Heisst auf Deutsch etwa: Weisse Leute nehmen einen nur so geradezu und sagen, der ist nun Häuptling; wir können nicht so Häuptlinge machen, Gott hat unsere Häuptlinge gemacht.

**) Die Form des Namens im Zuludialekt ist nach Dr. Bleek: U'Mselekazi.



und seiner Residenz mit meinen höchst eigenen Augen schauen, da ich mich vorher noch durch manche Schwierigkeit durchzukämpfen hatte. Zunächst strebte ich Hope-Town*) zu erreichen, welcher Ort trotz seines im allgemeinen hoffnungslosen Zustandes für mich wenigstens den Namen zur Wahrheit machte, insofern ich daselbst lang entbehrte europäische Briefe zu finden hoffte.

Die Bodengestaltung ist in diesen Gegenden sehr einförmig, indem mächtige Bänke von bröcklichen Kalken abwechseln mit losem, rothem Sandboden, welcher letztere zur Zeit eine üppige Bewachsung von grünenden Büschen trug, und zahlreiche Farmen bewiesen, dass das Land für Schaafzucht geeignet ist.

Der Sand bedeckt zuweilen nur als dünne Schicht die Kalklager, welche hier und da als flache weisse Klippen aus demselben aufragen; an anderen Stellen, wo der Boden sich senkt, wird der Sand tiefer, und nur mit grosser Mühe wurde der Wagen durch denselben vorwärts gebracht.

Besonders schwer war der Weg am 31., wo die Räder fast den ganzen Tag im tiefen Sande mahlten, bis gegen Abend der Weg in eine flache, ausgedehnte Senkung des Bodens hinabführte, welche sich in der Regenzeit in einen Salzsee verwandelt, d. h. eine sogenannte Salzpfanne darstellt, durch den Mangel an frischem Wasser und Futter wenig anziehende Erinnerungen für den Reisenden. Das einzig erfreuliche dieser Gegend waren die Springböcke, welche sie belebten, indem diese Art Wild brakisches Feld allem anderen vorzieht; es war so Gelegenheit zu einigen Uebungsschüssen gegeben, welche die Zeit bis zum Ausspann verkürzten.

Am nächsten Morgen erreichte der Wagen das Ende der Pfanne, ohne dass wir jedoch auch hier anderes als Brakwasser antrafen, und langsam zogen wir weiter durch neue Sandstrecken, bis endlich am Abend der Wagen auf hartem Grunde dem nahe vor uns liegenden Hope-Town zurollte. Dort hatte ich das Vergnügen, meine Hoffnung auf europäische Briefe erfüllt zu sehen; das Durchlesen und Beantworten derselben nahm den ersten und zweiten des Juni in Anspruch, und ich konnte also erst am 3. den interesselosen Ort verlassen.

Zunächst zog ich an den nahe vorbeifliessenden Groote-Rivier, da mir gesagt wurde, dass der niedrige Stand des Wassers dem Durchgehen keine Schwierigkeiten böte, und sah hier den Fluss wieder, dessen

*) Der Ort wurde nach dem Major Hope benannt.

mächtig geschwollene Fluthen mir im vorigen Jahre so viele Schwierigkeiten verursacht hatten. War sein Anblick jetzt auch nicht so majestätisch als damals, erschien er doch noch respektabel genug, um ein Durchgehen mit beladenem Wagen gefährlich erscheinen zu lassen.

Ein Missionär, der vor einiger Zeit, obgleich in Hope-Town von verständigen Leuten gewarnt, diesen Versuch gemacht hatte, musste schwer dafür büssen. Mitten im Flusse liessen die Ochsen den Wagen stecken, und das plötzlich anschwellende Wasser überfluthete in wenigen Stunden Alles bis über das Zelt. Erst am zweiten Tage kam dies wieder so weit zum Vorschein, dass man es abnehmen und nebst den Gütern in Booten bergen konnte. Das Untergestell wurde dann durch angebundene Fässer erhoben und so ans Ufer geschwemmt.

Um mich nicht einem ähnlichen Unfall auszusetzen, beschloss ich sofort nach dem Zusammenfluss des Groote-Rivier und Vaal-Rivier aufzubrechen, wo man die überzusetzenden Wagen auseinander nimmt: allerdings eine grosse Mühe, aber das Hinderniss ist dadurch mit einem Male überwunden.

Der Weg zieht sich längs des Groote-Rivier hinunter, wieder theils durch losen, rothen Sand, theils über Kalkfelsen; an Stellen, wo er sich dem Flusse stark nähert, ist der Boden bedeckt mit Rollsteinen, unter welchen zahlreiche bunte Bandagate und Chalcedone besonders in die Augen fallen. Ausserdem treten am Flusse Melaphyre auf, in welchen die bunten Quarze als knollige Einschlüsse liegen.

Die Bewachsung ändert ihren Charakter in dieser Gegend etwas durch das Erscheinen von Sträuchern mit etwa halbzoll langen, obovaten Blättern von graugrüner Farbe, welche in Rosetten an den dunklen, winklig abstehenden Aesten sitzen (Rhigozum obovatum). Die Fauna zeigt sich ausserordentlich spärlich vertreten; wenige Lerchen und kleine Sänger, die durch die Büsche schlüpften, oder Ketten von Namaquapartijsen (Pterocles tachypetes Tem.), welche mit eigenthümlich durchdringendem Ruf, etwa wie „tittü-wü" klingend, hoch in der Luft vorbeizogen, bildeten fast die einzigen Repräsentanten aus dem Thierreich.

In der Nacht fanden sich die letzterwähnten Vögel öfters mitten auf dem Wege vor, wo sie vermuthlich von den unter Tag stark erwärmten Kalkfelsen angezogen wurden. Die ganze Kette, oft über 50 zählend, rauschte dann plötzlich fast unter den Füssen der Ochsen auf, durch den vorbeiziehenden Wagen von ihrem warmen Nachtlager aufgeschreckt. Diese Rebhühner ausgenommen war ein schöner Falke (Ast. musicus), den ich hier schoss, der erste interessante Vogel, welchen ich seit langer Zeit

Fig. 40

Zusammenfluss des Nu-und Kei-Garib. (Junction.)

antraf. Die mehr ermüdenden wie unterhaltenden Schwierigkeiten des Weges bildeten die alleinige Abwechselung in jener unerfreulichen Periode meiner Reise. Unter den täglichen Sorgen begann jetzt eine in die erste Linie zu treten, welche bisher nur hier und da aufgetaucht war, das war die Frage: Wo finden wir Wasser? Das Gefühl, hervorgerufen durch das Bewusstsein, ermüdete Zugthiere vor seinem Wagen zu haben, welchen sie jeden Augenblick in den schweren Wegen drohen stecken zu lassen, während das nächste Wasser noch viele Stunden weit entfernt ist, muss man selbst erfahren haben, um die Situation vollständig zu begreifen.

Wie denkt sich nun wohl der in Reisebeschreibungen bewanderte Europäer das ersehnte Wasser, nach welchem der Wanderer strebt? Gewiss malt sich seine Phantasie ein herrliches Bild aus von einer Oase, wo sich über der murmelnden Quelle schlanke Palmen wiegen, und sich der ermüdete Reisende behaglich im Schatten hinstreckt, um den Durst mit dem kühlen Nass zu stillen. Oder er hat den Freiligrath gelesen und stellt sich in Gedanken die stille, rohrumwachsene Lagune vor, über welcher die Sycomoren rauschen.

Mit solchen Vorstellungen erfüllt, würde er sicher an dem ersehnten Labsal vorbeigegangen sein, wie ich es am 6. antraf. Die Anwesenheit von Wasser wurde durch Nichts verrathen, als durch eine Reihe offenbar von Menschenhänden aufgeworfener weisser Steinhaufen unfern des Weges, neben welchen sich beim Herankommen entsprechende grubenförmige Vertiefungen, „Putte“, zeigten; die oberen waren trocken, in der untersten aber fand sich eine waschbeckenartige Vertiefung, erfüllt mit einer grünlichen Flüssigkeit, aus welcher einige Frösche dem Durstenden fröhlich entgegenquakten. Das war die palmenumrauschte Quelle, aus welcher man für die nächsten 24 Stunden seinen Bedarf an Wasser zu schöpfen hatte, und die erreicht zu haben, man sich noch glücklich schätzen musste.

Am nächsten Tage stiegen wir in das ausgedehnte Flussthal hinunter, welches seinen Charakter durch den angeschwemmten Sand deutlich verrieth, obgleich das Wasser dasselbe jetzt selbst bei aussergewöhnlich hohem Stande nicht mehr überfluthen dürfte. Der Weg zog sich noch ein grosses Stück längs dem Flusse herauf, indem erst gegen Mittag das Auftreten von Mimosen zu erkennen gab, dass das Ziel erreicht sei.

Zwischen dicht mit mannigfachen Pflanzen bewachsenen Hügeln fuhren wir eine kurze Strecke herab, bis der Pfad unmittelbar auf einer steilen Uferbank auslief, von welcher das überraschte Auge hinuntersah auf den mächtigen Orange-Strom, wie er sich bildet aus dem Zusammen-

fliessen des Vaal-Rivier und Groot-Rivier (Nu- und Kei-Gariep), deren Lauf man weit hinauf zwischen den dichtbewachsenen Ufern verfolgen kann. Auf diesen halten die charakteristischen Bäume eine gewisse Ordnung ein, indem die Weiden direkt im oder am Wasser wachsen, während die Bänke gekrönt sind von Karree-Bäumen und Mimosen, welche die dichte Phalanx bilden, hinter der die anderen Sträucher und Bäume, besonders der Büffelsdoorn (Zizyphus mucronatus), Zwartebast (Royena decidua) u. a. Schutz finden. Wie sich alle diese Pflanzen concentriren um das belebende Wasser, sammeln sich in diesen Uferbänken auch die Thiere, unter welchen besonders die Vögel in grosser Mannigfaltigkeit auftreten; eine Sammlung der Fluss-Fauna dürfte gewiss von Interesse sein, obgleich ich nicht glaube, dass gerade viel Neues zu finden wäre, indem die meisten der vorkommenden Arten eine grosse geographische Verbreitung zeigen und daher leichter zugänglich werden. Sehr häufig war eine zierlich gezeichnete Species zu den Bucconidae gehörig (Pogonias unidentatus Ill.), welche in grosser Anzahl die Büsche belebte und rings umher ihren quäkenden Ruf ertönen liess. Von vierfüssigen Thieren verdient das Itumachao der Eingeborenen (Manis Temminkii Smuts) Erwähnung, dessen mit Schuppen bekleideter Körper bis 4 Fuss lang wird, den Schwanz eingerechnet. Dieser lebendige Tannzapfen liegt zusammengerollt während des Tages in den Höhlen der Uferbänke und kommt nur des Nachts heraus.

Capitel XIX.

Junction — Griqua-Stad.

Gier der Eingeborenen nach Brandwein; Uebersetzen über den Fluss; Landesprodukte; Griqua-Stad; Ausbleiben der Quellen; Austrocknung des Innern; Waterboer; Charakter der Griqua.

Am Nachmittag kam ein Boot herüber mit einigen Bechuanen, deren erste Frage an mich lautete: „Waar is noe die water?"*) Ich antwortete ihnen, dass ja im Flusse Wasser genug wäre; es schien ihnen dies aber nicht einzuleuchten, und meine erheuchelte Unkenntniss wurde aus dem Felde geschlagen durch die Bemerkung: „Nee die is nich lekker nich, onz

*) Wo ist das Wasser?

frag naar die lekkere, warme water!"*) worauf zu ihrer grossen Enttäuschung eine abschlägige Antwort erfolgte. Die betrübende Botschaft, dass „nix Lekkeres" bei dem Wagen verkauft würde, ward alsbald nach dem anderen Ufer mit einigen nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen über den Besitzer herübergerufen, der Reisende mit sammt seinem Wagen hatte von nun an jedes Interesse verloren und durfte auf keine thätige Hülfe rechnen.

Ich liess die Herren auch ruhig ohne ihren Labetrunk abziehen, obgleich ich allerdings das Land bereits zu gut kannte, um auf die Reise zu gehen, ohne den unvermeidlichen Brandwein bei mir zu haben; ich holte denselben aber nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten hervor, wenn ich sah, dass seine Zauberkraft durchaus benöthigt war. Ebenso wichtig, als einen Wagen gut zu schmieren, ist es an diesem Orte den Schwarzen etwas Alkohol einzuflössen, wenn man einigermassen befriedigende Arbeitsleistung von ihnen erhalten will. Als sie mir am nächsten Morgen, während ich den Wagen dicht ans Wasser brachte und die Güter ablud, sagten, sie würden im Laufe des Tages kommen, die Sachen überzusetzen, d. h. sie würden so lange zögern, bis es für diesen Tag zu spät wäre, liess ich unter der Hand verlauten, ich verkaufte zwar keinen Brandwein, wäre aber darum nicht abgeneigt, tüchtigen Arbeitern eine kleine Stärkung zukommen zu lassen. Wenn ich auch keine rechte Vorstellung habe, wie sich diese Bemerkung verbreitete, konnte ich doch die Wirkung derselben nicht verkennen, als kaum eine halbe Stunde später ein Boot mit einer ganzen Bande brauner und schwarzer Kerls landete, die sich zerreissen zu wollen schienen, um meinen Wünschen nachzukommen. Nachdem eine Flasche Gin in ihre durstigen Kehlen hinabgeflossen war, dauerte es auch wirklich keine Stunde, bevor sie den Wagen auseinandergenommen und zum Aufladen in das Boot zurecht gemacht hatten. Es war ein förmlicher Feuereifer unter die Leute gekommen, und der eine hielt mir vom Boot herab eine feierliche Rede, worin er mir mittheilte, dass sie sich nun „lekker" fühlten, seitdem sie „die water" binnen hätten, sie kriegten nun „Jammer" mit mir, dass ich ihnen sollte die übliche halbe Krone für das Verladen bezahlen, und wollten mit einem Schilling per Mann zufrieden sein.

Nachdem die Kehlen noch einmal angefeuchtet worden waren, brachten sie glücklich zuerst die Sachen nebst meiner Wenigkeit und dann den Wagen ans andere Ufer, wo alle Hände sich bethätigen mussten, um

*) Nein, dies schmeckt nicht gut, wir fragen nach dem leckern, gebrannten Wasser.

die schweren Stücke die steile Uferbank hinaufzuschaffen; hier wurden die Theile alsbald zusammengesetzt, sodass ich Abends am rechten Ufer des Orange-Flusses in meinem wieder reisefertigen Wagen schlafen konnte: So überschritt ich meinen Rubikon! —

Wenn man sieht, welche belebende Wirkung der Alkohol auf die schwarzen Racen ausübt, muss man wirklich bedauern, dass dieselbe ebenso flüchtig ist, als der Geist des Getränkes; denn man kann sich bei solchen Gelegenheiten leicht überzeugen, dass es den Burschen nicht an Kraft fehlt. Die schwere Arbeit im Wasser scheint hier, wie ich es in Port Elisabeth bemerkte, der Entwickelung der Muskulatur besonders günstig zu sein: es fanden sich unter den jungen Männern Figuren von wahrhaft athletischem Bau.

Ich konnte denselben am anderen Tage gut in Augenschein nehmen, als sie die Ochsen durch den Fluss brachten, eine sehr beschwerliche Arbeit, indem die Leute, während sie selbst schwimmen, die widerspänstigen Thiere im Wasser zu leiten und anzutreiben haben. Zu wiederholten Malen drehten die wasserscheuen Ochsen trotz aller Schläge mitten im Flusse um, und das mühsame Geschäft musste von neuem begonnen werden. Nachdem es beendet war, erwärmten sich die Burschen durch einen höchst ergötzlichen Tanz um das Feuer im Naturkostüm; doch obgleich ich meine photographischen Apparate zur Hand hatte, gelang es mir nicht, sie zu fangen, weil sie meine Absicht erkannten und theils fortliefen, theils wie gewöhnlich durch ihre Verlegenheit in Holzfiguren verwandelt wurden.

Die Begleitung zu dem Tanz wurde mit einer Mundharmonika gemacht, für welches Instrument die aufgeworfenen, mässigen Knackwürstchen nicht unähnlichen Lippen der Schwarzen besonders geeignet erscheinen.

Sie spielten die Mundharmonika mit Rücksicht auf die Einfachheit des Instrumentes nicht ganz schlecht, indem sich Gefühl für Takt und Rhythmus nicht verkennen liess; mein Treiber cultivirte dasselbe beliebte Instrument, er pflegte aber nur eine ohrzerreisende Folge von wüsten Tönen hervorzubringen, welche einen Choral vorstellen sollten, oder wie er sich ausdrückte: „Den Heer zijn goed“ *) im Gegensatz zu Tanzstücken „Zatan zijn goed“ **).

Die Schwimmer mussten sich auch durch einen Schnaps stärken, und es war sehr komisch zu sehen, wie jede Parthei einzeln kam, um darum

*) Des Herrn Sache.
**) Satan's Sache.



zu bitten, zugleich dringend empfehlend, ich möchte das Vorhandensein des Getränkes geheim halten, da ich sonst keine Ruhe vor den andern haben würde.

Als die Schwimmer ihre Arbeit glücklich beendigt hatten, war am Abend des 9. der ganze Zubehör auf dem rechten Ufer der Orange-Rivers bereit zur Weiterreise, die ich des sich neigenden Tages wegen auf den folgenden Morgen verlegte. An diesem setzte ich mich mit den Inhabern des Bootes nach einigen längeren diplomatischen Verhandlungen in Betreff des Fährgeldes, welches sich beiläufig auf 3 L. belief, endlich zu gegenseitiger Zufriedenheit auseinander und nahm meine Reise nach Griqua-Stad, dem Wohnplatz des Häuptlings Waterboer wieder auf.

Der Weg wendete sich alsbald unfern der Flusses gegen flache Höhenzüge, welche mich mit einem bisher noch nicht gesehenen Vegetationstypus bekannt machten. Die Gegend zeigte sich dicht besetzt mit mannigfaltigen Sträuchern, unter welchen einige trotz der winterlichen Jahreszeit dicht mit Blüthen besetzt waren. Vor allen stach ein Strauch hervor mit brennend rothen Blüthen und ebenso gefärbten eigenthümlich flügelförmig entwickelten Fruchthüllen, deren lebhafte Farbe der Landschaft einen heitreren Anstrich gab als gewöhnlich (Crotalaria?). Die plötzliche Veränderung der Vegetation steht im Zusammenhang mit dem Auftreten gewisser Schichten, welche die ewigen Kalkbänke und Diluviumsand für eine Strecke unterbrechen. Es kommen hier Thoneisensteine zu Tage von kupferrother Farbe, abwechselnd mit Schichten von gelblicher Ockerfarbe, dazwischen Lagen von Brauneisensteinen, die auch Bleiglanz und Spuren von Kupfer enthalten. Auf den flach sich hinziehenden Gipfeln dieser Hügel tritt ein dolomitischer Kalkstein auf, welcher an der Oberfläche eine schwärzliche Farbe annimmt und nicht nur durch seine Härte und Rauhigkeit, sondern auch durch seine Gestaltung auffällt. Er klüftet sich nämlich in unregelmässig winklige Blöcke, welche wie Quadern neben einander stehen und auf ihrer Oberfläche Figuren zeigen, die genau das Aussehen der Reliefkarten von Gebirgen haben. Die Härte und Rauhigkeit dieser Felsart macht das Fahren hier sehr unangenehm und zugleich unzuträglich für die Ochsen, welche sich die Füsse sehr schnell darauf durchlaufen.

Als ich den folgenden Abend bei einem kleinen Wasserbecken ausspannte, beehrten mich ein Hottentott nebst Frau Gemahlin und Schwägerin mit ihrem Besuch beim Feuer. Der Cafékessel bildete den Mittelpunkt, um den sich die Gesellschaft gruppirte, und bald kam eine lebhafte Unterhaltung in Gang, welche sich in diesem Falle um sprachwissenschaftliche Fragen drehte. Sie anworteten sehr verständig und ich hörte ihren

Bemerkungen mit vielem Interesse zu. Wie überall, wo ich an Hottentotten die Frage richtete, ob die Buschmansprache von ihnen verstanden werde, erhielt ich auch hier zur Antwort, dass sie allerdings gewisse Worte verständen, das Ganze bliebe ihnen aber stets unverständlich. Der Mann gab mir verschiedene Beispiele von ähnlich klingenden Wörtern, doch ich versuchte vergeblich, die haarsträubenden Laute in kenntlicher Weise zu fixiren. Es darf mir dies nicht als allzugrosse Ungeschicklichkeit angerechnet werden, da selbst Leute, welche diese Sprachen für Jahre studirten, wenig glücklicher waren; so hat z. B. der Missionär Hughses am Vaal-Rivier Einiges in die Hottentottensprache übersetzt, doch mein verständiger Freund erklärte mir unumwunden, dass er darin seine Muttersprache nicht wieder kennte und nicht gescheit daraus würde.

Den Bechuanen erscheinen die Schnalzlaute dieser Sprache ebenso wunderbar wie uns, sie erlernen dieselbe nur ausnahmsweise und machen sich gern über die zungenbrecherischen Laute derselben lustig. Als ich einige zufällig aufgeschnappte hottentottische Wörter vorbrachte, erregte dies grosse Sensation, in ähnlicher Weise, wie schon früher die Nennung der verschiedenen Stämme mit ihren Kapitainen den Bechuanen eine hohe Meinung von der Gelehrsamkeit meiner Nation beigebracht hatte. Ihre Bewunderung steigerte sich noch, als ich eine Karte von Afrika vorbrachte und ihnen die Oertlichkeiten des Landes mit ihren Bewohnern darauf andeutete.

Sie verstanden sehr bald, dass ich Interesse nahm an den eigenthümlichen Verhältnissen und Produkten des Landes, wesshalb sie mir davon zeigten, was ihnen zu Gebote stand. Als Café gebrauchten sie den Samen einer Mimosenart, indem sie die Körner gerade so wie wirklichen Café behandelten. In Afrika muss man demnach Früchte lesen von den Dornen, wenn man sich durchhelfen will. Ein anderes Landesprodukt, welches sie mir vorstellten, waren geröstete Heuschrecken, über die sich meine Leute schleunigst hermachten und eine bedeutende Quantität derselben in kurzer Zeit vertilgten, indem sie nur die Beine und Flügel davon übrig liesen. Der Geschmack dieser Thiere ist fade und widerlich, auch ist ihr Nahrungswerth sehr gering, was es erklärlich erscheinen lässt, dass die Leute so starke Portionen zu sich nehmen.

Am andern Morgen zog ich weiter durch die todte, wasserarme Gegend, die von nichts Anderem belebt wurde als von Heuschreckenschwärmen und ihren Verfolgern, Krähen und kleineren Raubvögeln, welche sich weidlich an dem reichlichen Frass zu ergötzen schienen. Am Abend kamen wir nahe an Griqua-Stad heran und erreichten am 13.

noch in der Frühe diese Residenz des Hauptlings Waterboer, welche so öde und verfallen aussieht, wie ich noch kein Dorf in Afrika gesehen hatte.

Ein ansehnlicher Theil der Häuser lag in Trümmern, und auch die noch bewohnten schienen nur auf den nächsten Wind zu warten, um zusammen zu fallen. Die Stümpfe von zahlreichen Bäumen, sowie die Reste von Gartenmauern liessen erkennen, dass der Ort nicht immer so kahl gewesen war und seinen Sechuana Namen: Ta-ga Mutacha, d. h. Stadt des Friedens und Glückes, mehr verdient hatte. Mein Treiber übersetzte mir den Namen in Bechuanendenkweise: „Die Stad, waar die mensche geen battelij maak, en maar zoo zit en kost vat,"*) was zugleich eine gute Idee davon giebt, wie sich der Schwarze ein Paradies auf Erden vorstellt.

Die Verödung datirt von dem neuerdings zum zweiten Male erfolgten Aufgeben der Hauptquelle des Ortes, welche schon einmal 1841 aussetzte, nach 6 Jahren aber wieder hervorbrach.

Wenn dieser Umstand auch auf der einen Seite ein gutes Beispiel für die Periodicität der wässerigen Naturerscheinungen in Afrika abgiebt, so erhielt ich doch hier in Griqua-Stad so viel Belege für eine davon unabhängige Veränderung des Klimas und Austrocknung des Landes, dass ich die Wirklichkeit derselben nicht länger zu bestreiten wage. Von Belang waren mir in dieser Beziehung besonders die Bemerkungen des Häuptlings Waterboer, mit welchem ich bald näher bekannt wurde, und ihn für einen Farbigen gut unterrichtet und intelligent fand. Abends war ich öfters in seinem Hause, dem einzigen ansehnlichen des Ortes, wo sich unsere Unterhaltung, wie begreiflich, häufig um die hydrographischen Verhältnisse, artesische Brunnen u. s. w. drehte. Waterboer äusserte über diese Dinge sehr verständige Anschauungen, welche er aus langjährigen Beobachtungen geschöpft hatte. Die Noth schärft das Auge des Afrikaners für das Auffinden von Wasser, so dass sie darin den Fremden weit überragen; der Griquahäuptling wusste den unterirdischen Verlauf des Wassers anzugeben, welches die Leute aus einer neu gegrabenen Quelle schöpften, indem er das gleichzeitige Anschwellen und Versiegen der entfernteren Wasserbecken beobachtet hatte. Er bemerkte sehr richtig, dass Quellen da hervorbrechen, wo Schichtenköpfe zu Tage treten, oder, wie er sich ausdrückte: „Waar die klipjes zoo achter makaar staan."**) Als ich ihm

*) Die Stadt, wo die Menschen keinen Streit erregen und nur so dasitzen und essen. — Die genaue Etymologie des Sechuananamens war nicht festzustellen, daher kann die Schreibweise nicht als richtig garantirt werden.

**) Wo die Felsen so einer hinter dem andern stehen.

die Theorie der artesischen Brunnen auseinander setzte, äusserte er ein lebhaftes Interesse, und ich musste ihm versprechen, die Umgebung mit ihm abzugehen, um die Möglichkeit, mehr Wasser zu finden, an Ort und Stelle zu verhandeln.

Für Waterboer unterlag die Veränderung des lokalen Klimas keinem Zweifel, indem er sich aus der Zeit, wo er Knabe war (vor 30 Jahren) erinnerte, öfters im Winter Schnee (afrikanisch: Kapok) auf den Feldern gesehen zu haben, eine Naturerscheinung, die seitdem unerhört ist im Griqualande. Auch behauptete er in Uebereinstimmung mit anderen älteren Leuten des Ortes, dass früher stets einige vereinzelte Regen im Winter gefallen wären, welche neuerdings zu den grössten Seltenheiten gehören.

Das Aufhören des Schneefalles, sowie das Ausbleiben der einzelnen Regen ausserhalb der nassen Jahreszeit muss nothwendiger Weise eine ungünstige Wirkung auf die Quellen des Landes ausüben, da in der kurzen Regenzeit allein der Boden nicht genug Wasser aufzunehmen vermag, um dieselben hinlänglich zu versorgen. Obgleich das Jahr 1864 ein ungewöhnlich nasses gewesen war, lieferte die neu gegrabene Quelle, welche aus wasserhaltigem Kies und Sand unter den der Oberfläche nahen Kalkschichten hervorbrach, nur einen spärlichen Vorrath von Wasser, so dass die Sorgen der Einwohner wegen eines möglichen gänzlichen Versiegens gerechtfertigt erschienen.

Unfern des Ortes, wo sich der Boden senkt und die Kalkschichten mit den dagegen andrängenden Eisensteinlagern eine muldenförmige Vertiefung bilden, fand sich früher ein natürlicher Sprudel, welcher durch mehrere Röhren mit Massen weissen Sandes hervorkochte; doch jetzt waren die Mündungen verstopft, und die Quelle hatte nur noch das Aussehen einer schmutzigen Lache, wenn auch die Beständigkeit des Wasserstandes einen noch fortdauernden Zufluss erkennen liess.

Die Lager von Eisensteinen sind völlig unfähig, Wasser aufzunehmen, und durch diesen Umstand eine sehr unbeliebte Felsart (Ysterklip); von Ansehen sind sie aber sehr zierlich, indem verschieden gefärbte Lagen von Brauneisenstein und Chromeisen darin abwechseln mit seidenglänzenden Adern von Kieseleisen und schimmernden Saalbändern von Bleiglanz.

Die Kalkschichten sind reich an Knochen und gehen stellenweise in eine wahre Knochenbreccie über; doch sind sie sehr zersplittert und dadurch unkenntlich geworden.

Meinen Aufenthalt in Griqua-Stad suchte ich zur Aufnahme des Portraits Waterboers zu benutzen, stiess aber dabei auf entschiedenen Wider-

spruch von Seiten des Häuptlings, unter dem Vorwand, er wolle mit sehenden Augen nach England kommen, nicht so als todtes Bild. In Wahrheit hatte der auch in Europa verbreitete Aberglaube, dass eine Person bald stürbe, die ihr Portrait aufnehmen liesse, viel Einfluss dabei, sowie ein unbestimmter aber entschiedener Argwohn Waterboer's gegen jeden Europäer. Der Halbcivilisirte fühlte zu gut, wie sehr die Europäer den Farbigen überlegen wären, um sie nicht zu fürchten und argwöhnisch zu sein gegen Alles, was mit ihnen zusammenhing.

Es entging mir durch die Weigerung zu sitzen eine Curiosität, deren Werth allerdings nur darin liegen würde, dass er Häuptling ist, insofern sein Portrait in anderer Beziehung kaum Interesse darbietet. Die gewöhnliche, mittelgrosse Figur zieht die Aufmerksamkeit ebenso wenig auf sich, als das hagere, markirte Gesicht mit den stechenden, misstrauischen Augen, welche nicht verkennen lassen, dass einmal ein Buschmann durch die Familie gelaufen ist, wenn auch der Hauptcharakter der eines Hottentottenbastards ist. Es sind dies die Züge jener in Afrika so häufigen Mischlinge, deren Erscheinung ebenso mannigfaltig ist, als die Art und der Grad ihrer Vermischung. Jedes Individuum hat seinen eigenen Typus, und es ist daher werthlos, Portraits von ihnen aufzunehmen, wenn man nicht Alle abzubilden gedenkt; man müsste denn stets den genauen Stammbaum und die Portraits der Vorfahren aufzustellen vermögen, um die allmälige Bastardirung nachweisen zu können.

Das bunte Gemisch der Unterthanen Waterboer's verdient sicherlich nicht den Namen „Griqua", welche Bezeichnung ihnen auch nur der Bequemlichkeit wegen beigelegt wird. Wer die Nation angeben will, nennt den einen „Griqua" den anderen „Mochuana", einen dritten „Korana", einen vierten „Bastaard"; alle zusammen werden aber zur Andeutung ihres Wohnplatzes, sowie des Häuptlings „Griqualander" genannt, wobei man die Nation ganz unberücksichtigt lässt.

Unter der grossen Mannigfaltigkeit von Persönlichkeiten finden sich zuweilen die kräftigsten, muskulösesten Gestalten, welche man sehen kann, so dass sich der günstige Einfluss der Vermischung mit weissem Blut bei ihnen nicht verkennen lässt. Die meisten dieser Bastarde überragen im Durchschnitt die eingeborenen reinen Racen durch körperliche wie geistige Eigenschaften, in Tugenden wie in Lastern. Während sie die thätigsten und ausdauerndsten Wüstenwanderer, die besten Schützen und verschlagensten Händler abgeben, sind sie zugleich die grössten Spitzbuben, ärgsten Säufer und unter Umständen die gefährlichsten Verbrecher dieses Landes. Die Bewohner des Griqualandes waren es, welche lange vor den

Weissen nach dem Ngami-See hinaufzogen und die Kalahariwüste durchkreuzten, auf Wegen, die ihnen noch von keinem Europäer nachgegangen worden sind.

Bezeichnend für den wilden Charakter dieser Bevölkerungsklasse ist mir eine Geschichte aus Namaqualand, welche sich vor einigen Jahren daselbst zugetragen hat. Ein europäischer Händler wurde, als er mit seinem Wagen im Gebiet des Häuptlings David Christian stand, von den Hottentotten eines Tages so geplagt, dass ihm die Geduld ausging und er auf den Rädelsführer der Bande schoss, aber unglücklicher Weise einen Anderen tödtlich verwundete. Die Plagegeister stoben auseinander, und der Händler, welcher wusste, dass er nach den Gesetzen der Eingeborenen mit Leib und Leben dem Häuptling verfallen war, wagte nicht dem Urtheil David Christian's zu stehen, sondern entfloh in Begleitung eines anderen Europäers und eines Griqualanders auf einen benachbarten Berg, sein Hab und Gut der Willkühr preisgebend. Als er sah, dass er nicht verfolgt wurde, fasste er den kühnen Entschluss nach der entfernten Seeküste zu wandern, um von dort nach dem Cap zu fliehen. Mit wenigem Mundvorrath und Munition versehen, machten sich die drei Wanderer auf den Weg durch die wasserlosen Wüsteneien, bei Nacht reisend und bei Tag in Felsspalten oder Erdhöhlen ruhend.

Der Griqualander schoss Wild für die Leidensgefährten, machte ihnen Schuhe von den Fellen und that Alles, was zu ihrem Beistande geschehen konnte. So zogen sie eine Zeitlang vorwärts, bis der Wassermangel und die übermenschlichen Anstrengungen den Händler an den Rand des Wahnsinns führten und er anfing mit seinem Pfleger zu hadern. Dies brachte die angeborene Wildheit des Bastards zum Ausbruch, er betäubte den Unglücklichen durch einen Kolbenschlag und liess ihn in der Wüste liegen, einem entsetzlichen Tode zur Beute. Mit dem anderen Europäer, dessen Schwäche eine thätige Unterstützung seines Kameraden verhindert hatte, wanderte er weiter, bis auch dieser zusammenbrach. Der Unmensch tödtete ihn dann ebenfalls, um ihn seiner geringen Kostbarkeiten zu berauben, zog allein weiter und erreichte glücklich den Orange-River nahe bei seiner Mündung, wo ihm ein bekannter Reisender der Westküste begegnete, in dessen Dienste er trat.

Am Abend beim Lagerfeuer löste der Gin die Zunge des Griqualanders, und er erzählte selbst seine Erlebnisse und Thaten; doch als der Reisende, davon benachrichtigt, Leute schickte, ihn festzunehmen, hatte er bereits Verdacht geschöpft und war entflohen. Die verfolgenden Hottentotten fielen einzeln seiner verderbenbringenden Büchse zum Opfer, und er ver-

schwand ungestraft für die mannigfachen Unthaten, welche er in schrecklicher Folge vollführt hatte; Niemand hat wieder von ihm gehört.

David Christian sandte die Wagen des Händlers, als der Eigenthümer nicht wieder zum Vorschein kam, mit einem vorbeipassirenden Europäer nach dem Cap zurück, um sie dort den Behörden zu übergeben, ein Zeichen, wie sehr diese Häuptlinge bemüht sind, in ihren Handlungen wenigstens äusserlich eine stricte Rechtlichkeit und Gerechtigkeit zu bewahren.

Mit den Gesinnungsgenossen des oben erwähnten Griqualanders hatte ich in Watersboer's Residenz zu verhandeln, während ich der einzige Europäer, oder wie die Bezeichnung im Sechuana ist, „Le-Koa" im Orte war, ich wurde aber unter dem Schutz des Häuptlings recht gut mit ihnen fertig und beendete meine Geschäfte daselbst in befriedigender Weise, so dass ich den braungelben Herren meinerseits keinen Vorwurf machen kann.

Der europäische Doctor erfreute sich als solcher eines unbedingten Vertrauens und die Verweigerung einer Kur wurde meist als Mangel an gutem Willen, oder als ein Kunstgriff, Bezahlung zu erpressen, angesehen. Ich bewundere die Ruhe, mit welcher sich eine Frau z. B. mir unter das Messer lieferte, um eine grosse Fettgeschwulst exstirpiren zu lassen, und muss gestehen, dass die Patientin kaltblütiger war bei der Operation, als der Doctor selbst, der, als einziger Europäer am Orte, sich die Bedenklichkeit des Unternehmens nicht ganz verhehlen konnte. Die beiden farbigen Assistenten, welche ich dabei anstellte, konnten leicht beim Anblick des ersten Blutstropfens davonlaufen, und ausserdem erwartete man von vornherein Wunderkuren zu sehen. Als darauf die Operation einen günstigen Ausgang nahm und die grosse Wunde in drei Tagen fast völlig heilte, war mein Ruf als ganz besonders „schlimmer" d. h. gelehrter Doctor begründet; die Plagereien wurden aber natürlich um so ärger.

Capitel XX.

Griqua-Stad — Kuruman.

In den „Wacht een beetjen"-Dornen; Charakter des Griqualandes; Blinkklip; Wassermangel; Anzeichen von Wasser; Kossi; Kuruman; Wüstenbilder; Reisecomfort.

Nachdem am 24. ein neues Gespann Ochsen glücklich erhandelt und bei einer Probefahrt gut befunden war, verliess ich Ta-ga Mutach, um meine Reise nach Kuruman fortzusetzen. Das Ziel dieser Tagesfahrt war

eine Pfanne*) abseits vom Wege, welche mir von Waterboer als leicht aufzufinden bezeichnet war, und woselbst ich den sonntäglichen Rasttag ungestört von meinen lieben Griqua's zu verleben gedachte. In munterem Trabe zog der Wagen eine Strecke auf dem glatten Wege dahin, bis wir einen schmalen Pfad einschlugeu, welcher sich gegen den benachbarten Höhenzug wendete und, wie ich nach den Angaben des Häuptlings erwartete, nach der gesuchten Pfanne führte. Dieser Weg bot eine Beschaffenheit dar, welche man als „Takken-Pad" bezeichnet, d. h. Reisigweg, eine gut gewählte Benennung, da das Brennmaterial, welches die Leute auf demselben holen, nicht den Namen von Holz verdient. Wenn ich aber auch nach afrikanischen Anschauungen nur einen Takken-Pad eingeschlagen hatte, war ich nach europäischen Begriffen doch ganz gehörig auf dem Holzwege, wie sich sehr bald herausstellte, indem der Wagen tiefer und tiefer in das Gebüsch gerieth und endlich ganz ohne Weg aufs Gerathewohl weiterzog.

Es nahm unter den Sträuchern eine Art mehr und mehr überhand, die ihren botanischen Namen, Acacia detinens, mit Recht führt. Diese Acazienart, welche einen schirmförmigen 2—8' hohen Busch bildet, ist mit gepaarten, hakenförmigen Dornen verziert, deren Schärfe und Festigkeit ihres Gleichen nicht hat im Pflanzenreich. Der coloniale Name „Wacht een beetjen Doorn" wird verschiedenen Pflanzen beigelegt (Asparagus capensis nach Thunberg), und ich habe ihn daher früher schon erwähnt, wenn ich auch die genauere Bekanntschaft der Acacia detinens erst bei der erwähnten Fahrt machte.

Als der Weg sich allmälig verlor und die Dornen uns näher und näher auf den Leib rückten, gab unser verzweifelter Kampf mit denselben ein drolliges Schauspiel ab, dem nur die Zuschauer fehlten. Das dicke Fell der Ochsen empfand die Berührung der scharfen Haken eben so unsanft, wie unsere durch Kleider geschützten Glieder; Nichts erwies sich dicht genug, um das Eindringen der Dornen zu verhindern, und was sie einmal erfasst hatten, wurde nur in Fetzen von ihnen wieder freigegeben.

Es war ergötzlich zu sehen, wie die Ochsen sich bemühten, der Berührung auszuweichen und endlich in vollem Satze über kleinere Sträucher hinweggingen, obgleich das „Trekgoed"**) durch diese Extravaganzen nicht wesentlich verbessert wurde, sondern alle 5 Minuten einen Halt noth-

*) Periodisches Wasserbecken.

**) „Geschirr" etwa, obgleich ein eigentliches Geschirr in unserem Sinne nicht dabei vorkommt.



wendig machte, um es herzustellen. Ging die Reise dann endlich wieder vorwärts und hatten wir einen besonders drohenden Busch glücklich in weitem Bogen umschifft, so standen die Ochsen vielleicht gleich darauf vor einem dahinter auftauchenden zweiten still. Schnell wendete sich der Treiber gegen dieselben, um sie alsbald für ihr Zögern zu bestrafen, doch: „Wacht een beetjen!“ rief es hinter ihm und die sausende Peitsche war gehemmt in ihrem rächenden Lauf. Aergerlich drehte sich der Mann zurück, um dieselbe aus dem fixirenden Dornenzweig zu lösen, aber: „Immer kalt Blut!“ ermahnte ein anderer Busch, indem er beim Vorbeistreifen seine Haken tief in die Unaussprechlichen des Eilenden senkte.

So schlugen wir uns unter mannigfachen Capriolen und nicht ohne Blutvergiessen durch, bis die einbrechende Dunkelheit den Kampf allzu ungleich machte und wir ausspannen mussten, immer noch rings umschlossen von den furchtbaren Reihen der Dornenbüsche. Als der Morgen anbrach, ritt ich nach Griqua-Stad zurück, um die zerbrochenen Gegenstände zu ergänzen; bald war Alles wieder im Stande, und bei vollem Tageslichte fand sich auch ein leidlicher Ausweg aus den vermaledeiten Büschen, mittelst dessen wir uns am Montag glücklich durchschlugen, wenn auch unsere Kleider den schweren Kampf noch deutlich erkennen liessen. Wo die Fetzen hangen, sind die Dornen durchgegangen.

An der nahen Pfanne wurde noch einige Stunden gerastet, um mit frischen Kräften die vor uns liegende schwere Tagereise antreten zu können, während welcher Zeit ich die Umgebung mit dem Gewehr durchstreifte.

In Bezug auf die Jagd fing ich hier an, den Mangel der Hunde stark zu bedauern, da es ohne dieselben sehr schwer ist, der Buschantilopen habhaft zu werden. Das Suchen nach solchen bildete aber fast die einzige derartige Unterhaltung im Griqualande, wo der unermüdliche Jagdeifer der Bewohner das Wild in den Flächen längst ausgerottet hat. Ohne Hunde findet man nur durch Zufall die Böcke in ihrem Lager auf, und trifft man auch ab und zu auf einen, so gelingt es doch selten, ihn so zu schiessen, dass er im Feuer bleibt, wesshalb er in dem Gestrüpp dem Schützen meistens verloren geht; ich wendete mich seitdem der Ansicht zu, dass in Afrika schlechte Hunde besser sind, als gar keine, obgleich früher einer solchen Behauptung von mir stark widersprochen worden wäre.

Ich musste nun sehen, ohne dieselben fertig zu werden, und trug diese Entbehrung um so leichter, als die Jagd bei meiner Reise stets in

zweiter Linie stand, und der Aerger, den schlechte Hunde bereiten, sowie die Mühe, ihnen Unterhalt zu verschaffen, das Vergnügen sehr beeinträchtigt.

Zwischen Griqua-Stad bis hinauf nach Kuruman bleibt sich der Charakter der Gegend sehr gleich, d. h. es finden sich überall weite Thäler von sanft ansteigenden Hügeln eingeschlossen. An einigen Stellen nehmen die letzteren schroffere Formen an durch das Auftreten von basaltischen Gesteinen (?), welche zwischen Tsansabane (Sensavàn Burchell.) und Kossi, unfern des Weges, ein wahres Ringgebirge bilden. In der Nähe von Tsansabane liegt ein Ort, Blinkklip genannt wegen des Vorkommens von Titaneisen in dichten Massen, welche in einer grottenartigen Aushöhlung des Felsens gebrochen werden. Dieser Stoff, der wegen seines Glitzerns von den Eingeborenen zum Schmuck des Körpers gebraucht wird, tritt nur hier so massenhaft auf und muss an anderen Orten durch Pochen und Auswaschen des Gesteines gewonnen werden; er wird daher viel von Blinkklip aus im Tauschhandel verbreitet. Zwischen Griqua-Stad und Gassib passirte ich auch einen Höhenzug von basaltähnlichen Gesteinen gebildet und hier und da von Quarzadern durchsetzt, deren Brocken sich mit dem Geröll mischten. Der Ort dürfte Goldsuchern einige Hoffnung erwecken, es ist jedenfalls der einzige unter den von mir besuchten, welcher eine solche Vermuthung gerechtfertigt erscheinen liesse, wenn auch meine Zeit nicht erlaubte, nach solchen Phantomen zu jagen.

Die Bewachsung wird überall gebildet von einzelnen Sträuchern, zwischen denen hohes Gras in üppiger Fülle wächst; die Höhen hinauf werden die Sträucher dichter und das Gras spärlicher, während im Thale das Gras häufig unvermischt auftritt.

Wasser ist überall sehr knapp, so dass es für den europäischen Reisenden ein wahrer Genuss ist, wenn er im Felde eine Pfütze Schlammwasser findet, die ihm die Möglichkeit gewährt, in Ruhe auszuspannen und für einige Stunden sich selbst zu leben, während die sehr vereinzelten Quellen stets umlagert sind von den Kraalen der Eingeborenen, welche den unglücklichen Europäer durch ihre Neugierde oder Betteleien vom Morgen bis zum Abend plagen. Besonders die Frauen sind sehr begierig, den Le-Koa zu sehen; sie setzen sich ungenirt um das angezündete Feuer und die Frage: Was giebt's Neues? ist gewöhnlich der Anfang der lebhaften Unterhaltung. Von der bereiteten Kost, sowie Café erwarten sie ihr bescheidenes Theil zu erhalten, was sie als etwas Selbstverständliches hinnehmen, ohne sich dafür zu bedanken; die Leute sind es nicht anders

gewöhnt, weil der Eingeborene nicht essen kann, ohne zugleich dem dabei Sitzenden mitzutheilen.

Jenseits Gassib traf ich am Abend eine einsame Vlei an, welche mir nicht nur Wasser, sondern auch Ruhe vor schwarzen Plagegeistern zu versprechen schien, und ich blieb daher gern am andern Morgen noch einige Stunden dabei liegen, um mich an der Natur zu erfreuen. Still war es desshalb doch nicht am Wasser, indem gegen 9 Uhr die Namaqua-Partijsen in zahlreichen Schwärmen von allen Richtungen herbei kamen und sich in der Nähe der Vlei niederliessen.

Ich hatte mich unter einen Strauch niedergeduckt und beobachtete die Steppenhühner mit vielem Vergnügen, wie sich ein Flug nach dem andern ganz in meiner Nähe niederliess, bis ihr eigenthümliches Gluckzen auf allen Seiten um mich ertönte. Hatten sie dann die Gegend gehörig recognoscirt und Alles sicher befunden, so zog die ganze Kette nach dem Wasser hinunter, um ihren Durst zu stillen und die Brust in der kühlen Fluth zu baden, worauf sie alsbald wieder aufstanden, sich über der ganzen Gegend zerstreuend. Als ich die Vögel lange genug beobachtet hatte, erlaubte ich mir mit Rücksicht auf unser Mittagsmahl eine Anzahl zurückzubehalten, was sie ganz natürlich zu finden schienen, da sie sich durch das zeitweise Schiessen wenig stören liessen. Ich glaube, dass die vielfach in Europa verbreitete Ansicht von den Rebhühnern, die wie Mücken in Afrika herumfliegen, wohl auf die Steppenhühner zurückzuführen ist, da die grossen Rebhühner in keinem Theil des Landes so überaus zahlreich sind.

Von dem einsamen Ausspannplatz an der Vlei brach ich um Mittag auf und erreichte mit Sonnenuntergang Tsansabane, wo die Plagegeister sofort in hellen Haufen auf mich einstürmten. Ich zog mich, sobald ausgespannt war, in meine Gemächer, d. h. in das Innere des Wagens zurück, welche Massregel mich indessen gegenüber der erstaunlichen Zudringlichkeit der Einwohner nicht völlig sicher stellte. Nachdem einer sich am Feuer niedergelassen und eine vorläufige Recognoscirung mit meinem Treiber abgehalten hatte, pflegte er sich mit erhobener Stimme an mich zu wenden, die Unterhaltung durch ein: „Goeden avond! daar binne kant de waag", *) beginnend.

Die von meiner Seite absichtlich etwas einsilbig geführte Unterhaltung endete in der Regel sehr bald in der längst erwarteten Bitte um Tabak oder Café; von dem letzteren Stoff wird hier bei dergleichen Bette-

*) Guten Abend, da drinnen im Wagen!

leien „een trägsel“ verlangt, was eigentlich eine Handvoll bedeutet, ohne dass jedoch der Bittende jemals mit einer so geringen Quantität zufrieden wäre. Bewunderungswürdig ist die Unverschämtheit, mit welcher ein solcher Vagabund dem Reisenden, mag dieser „Zmaus“ (Händler) sein oder nicht, ein Bündelchen schwarzer, abgefegter Straussenfedern von Fingerlänge unter die Nase hält und dafür beliebige Waaren verlangt. Die Versicherung der absoluten Werthlosigkeit des Angebotenen wird mit gut gespieltem Erstaunen aufgenommen, und doch ist sie derselben Person vielleicht schon zehn Mal gegeben worden.

Um solchen weniger lucrativen als lästigen Geschäftsanträgen zu entgehen, verliess ich zeitig am andern Morgen den Ort und kam nun in eine Gegend, welche weder unschön noch öde genannt werden kann, obgleich die Armuth an Wasser sie in Wahrheit trostlos macht. Auch hier sind Sträucher zahlreich vorhanden, unter denen besonders einer, Mohatla (Tarchonanthus) im Sechuana, durch die silbergrauen Blätter und die weissen Federkronen, welche die Enden der Zweige bedecken, auffällt und einen angenehmen Gegensatz mit dem rothen Boden und dem fahlen Cypergras bildet, das hier und da Mannshöhe erreicht. Das Land ist wellenförmig und bietet von den höheren Punkten weite Fernsichten in die ausgedehnten Ebenen, aus denen sich einzelne felsgekrönte Kuppen wie mittelalterliche Burgen schroff erheben.

Der Wagen durchzog die Gegend mit erzwungener Eile, um womöglich Wasser zu erreichen, doch als wir spät in der Nacht den letzten Ausspann machten, hatten wir noch keine Spur davon gefunden. Sobald es der aufdämmernde Morgen erlaubte, ging die Reise weiter, Stunde auf Stunde verrann, während der Wagen langsam durch die sandigen Thäler dahinzog, ohne dass die lechzenden Zugthiere ihren Durst zu löschen vermochten, als wir um zwei Uhr nothgedrungen wieder ausspannen mussten. Die Ochsen mochten nicht mehr fressen und waren nur schwer am Platze zu erhalten; mein altes Reitpferd aber kam stets dicht an mich heran und der traurige Blick desselben bewegte mich mehr, als die rührendste Ansprache vermocht hätte.

Guter Rath war theuer und wir machten uns gerade daran, aufs neue aufzubrechen und weiter nach vorn das nächste Wasser zu suchen (welches die Thiere bei der grossen Entfernung und den schweren Wegen wahrscheinlich nie erreicht hätten), als zum grossen Glück ein Griqua daher kam, der uns belehrte, dass wir an der einzigen Quelle am Wege etwa eine Viertelstunde vorher vorbeigezogen waren. Ihm erschien es unbegreiflich, wie Jemand so das Wasser verfehlen könnte, das sich für den

Kundigen durch mannigfache Zeichen kenntlich macht, und in der That war es ein grosser Vorwurf für meine Leute, dass sie nicht besser aufgepasst hatten.

War ich doch selbst, obgleich noch neu im Lande, bereits so weit mit den Anzeichen von Wasser vertraut, dass ich dasselbe an dem fraglichen Platze vermuthete; ich hatte aber in den zwei Tagen so manche ähnliche Plätze durchsucht und stets gefunden, dass Wasser dagewesen, zur Zeit aber ausgetrocknet war, dass ich endlich in eine gewisse Apathie versank und die Gegend der Quelle beim Vorbeifahren nur flüchtig übersah.

Das beste Anzeichen von Wasser sind in diesen Gegenden die Mimosen (Acacia horrida) und Büffelsdorn (Zizyphus), welche Bäume nur an feuchten Stellen wachsen, während die gewöhnlichen Sträucher und besonders der Mohatlabusch eine grosse Trockenheit auszuhalten vermögen. Sonderbar ist, dass den Mimosen so nahe verwandte Gewächse, die Kameeldornen sich über das ganze Land zerstreuen und in den trockensten Strichen, wie z. B. der Kalahariwüste noch gut zu gedeihen vermögen, wenn sie auch die Ueppigkeit nicht erreichen, welche diese Bäume im wasserreichen Natallande auszeichnet. Zu den Mimosen oder zum Wasser, vielleicht zu beiden halten sich die Turteltauben und Schwalben, die man niemals in bedeutender Entfernung von dem belebenden Nass antrifft, so dass diese Vögel auch als Verkündiger von Wasser angesehen werden können. Dasselbe gilt von den Wachteln, welche das an den austrocknenden Stellen hervorspriessende Grün sehr lieben, obgleich die durch ihr Auftauchen erweckte Hoffnung leicht getäuscht werden kann durch den Umstand, dass die rapide Austrocknung die Vlei gerade in einen Morastfleck verwandelt hat, aus welchem wohl Vögel aber keine grösseren Thiere ihren Durst zu stillen vermögen.

Erwähnungswerth ist noch das Auftreten von Erscheinungen, die von den Boeren „Wasseradern“ genannt werden; es sind dies angenommene unterirdische Wasserläufe, gekennzeichnet an der Oberfläche durch das üppigere Gedeihen der Büsche längs derselben, wodurch es möglich sein soll, ihren Verlauf meilenweit zu verfolgen. Der Zusammenhang dieser auffallenden Erscheinung mit unterirdischem Wasser ist, wenn auch allgemein geglaubt, doch keineswegs erwiesen und erscheint schwer verständlich. Viel eher dürfte das strichweise üppige Gedeihen der herrschenden Pflanzen zurückzuführen sein auf das Zutagetreten gewisser Gangmassen, welche durch ihren oberflächlichen Zerfall dem Boden eine grössere Fruchtbarkeit verleihen, als die Umgebung besitzt.

Die Quelle, deren Verfehlen uns so sehr in Verlegenheit gesetzt hatte, war gekennzeichnet durch einige Gruppen niedriger Mimosen rings um die Pfütze, deren zerstampfter Boden verrieth, dass sie den Wasserbedarf für einen weiten Distrikt hergeben musste. Ich sandte das Vieh nach dieser Stelle zurück, und als es sich gehörig erfrischt hatte, wurde die Reise nach Kossi fortgesetzt, wo wir erst tief in der Nacht anlangten. Trotz der späten Stunde tönte noch ein wüstes Getöse von Tanzenden und Singenden aus dem Orte heraus, und ich spannte daher etwas entfernt davon aus, um wenigstens für die Nacht Ruhe zu haben. Als am andern Morgen das Herabkommen des Viehes zum Wasser meine Ankunft verrathen hatte, fehlte es wieder nicht an Besuch beim Wagen; ich dachte aber diesmal billig weg zu kommen, durchfuhr am Mittag den Ort, bis ich eine ziemliche Entfernung erreicht hatte, und schickte dann die Ochsen zurück, um sie noch einmal zu tränken.

Mit betrübter Lohgerbermiene kam indessen mein Voorlooper nach einiger Zeit zurück und äusserte in lakonischer Kürze: „Sir! die osse dorst noch."*) Auf mein Befragen über den Grund dieser auffallenden Naturerscheinung wurde mir mitgetheilt, dass die liebenswürdigen Bewohner des Ortes mein Vieh vom Wasser zurückgetrieben hatten. Ich sah bald, dass die Sache auf Erpressung abgesehen war, doch musste ich gute Miene zum bösen Spiel machen, da ich bis Kuruman wieder eine wasserlose Strecke zu durchziehen hatte bei einer Entfernung von zwei Tagereisen.

Schnell war mein stolzes Rösslein gesattelt, und ich ritt hinunter in der angenehmen Aussicht einer stundenlangen Verhandlung, deren Ende ich voraus kannte, ohne dass es mir jedoch vergönnt war, damit anzufangen.

Nach einigem Herumfragen wurde mir der „Kapitain" des Dorfes gewiesen, welcher zugleich auch „die baas is van die water',**) und die Verhandlung nahm ihren Anfang vor einer Corona von Galgengesichtern, wie ich sie selten in schönerer Auswahl beisammen gesehen habe. Ebensowenig als es die Würde des sogenannten Kapitains erlaubt hatte, sich selbst vorzustellen, fand es der alte Sünder für passend, selbst zu verhandeln, sondern bediente sich eines Dollmetschers, um seine Gedanken besser verbergen zu können. Es ist in allen diesen Orten Sitte, dass man die hervorragendste Persönlichkeit um Erlaubniss fragt, auszuspannen; ich hatte diese Anfrage umgangen dadurch, dass ich beide Male ent-

*) Herr, die Ochsen dursten noch.
**) Der Herr ist über das Wasser.



fernt vom Dorfe ausgespannt hatte, aber dieser Kunstgriff, den Plagereien der Dorfbewohner zu entgehen, hatte gerade ihren Zorn erregt und musste ihnen für die Erpressung zum Vorwand dienen.

Es war rührend zu hören, mit welcher Kaltblütigkeit man mir auseinandersetzte, die Leute hätten mich, weil ich ein Doctor wäre, doppelt (!) nöthig, d. h. sie müssten mich ausser den gewöhnlichen Betteleien auch noch um Medicinen plagen, und ich hätte daher ein grosses Unrecht begangen, so einfach durchzuziehen.

Es lag dieser Gedankengang ihnen allzu nahe, als dass sie ihn ganz hätten unterdrücken können, obgleich die meinerseits absichtlich vermiedene Anfrage um Erlaubniss auszuspannen stets den eigentlichen Vorwand für ihre Handlungsweise abgab.

Hätte ich ernstlichen Widerstand geleistet, so würde die erwähnte Unterlassungsünde das Recht auf ihre Seite gebracht haben, und Waterboer hätte sicher gegen mich entschieden, obgleich diese Häuptlinge die Gerechtigkeit wenigstens dem Scheine nach streng aufrecht erhalten. Die Leute gaben sich, wohl wissend, dass ich den Schutz des Häuptlings genoss, alle erdenkliche Mühe, mir das begangene Unrecht begreiflich zu machen, und die lange Verhandlung endete darauf wie vermuthet in der Forderung, ich sollte für die Erlaubniss, die Ochsen zu tränken, 1 Pfund Café entrichten. Gnädigst bewilligte ich dies „dem Baas van die water", der nun auf einmal auch Holländisch sprechen konnte, als er die Menge des Café vergrössert wünschte, für die verlorene Zeit aber musste ich mich durch die gewonnene Einsicht in afrikanische Rechtsverhandlungen entschädigt halten. Die Erfahrungen dieser Stunden gewährten mir Stoff zu mannigfachen Betrachtungen über den Charakter und die Sitten des Volkes, aber auch über die Annehmlichkeiten eines Landes, wo ausser unserem Herrgott da oben noch ein besonderer „Baas" ist über die einzige Pfütze Wasser für Meilen im Umkreise, aus der der Verschmachtende seinen Durst zu stillen vermag.

Vielleicht wundert sich der Leser, woher es kam, dass die Bewohner der Ortschaften, die ich passirte, stets wussten, ich sei ein Doctor, und vermuthet, dass ich mein Diplom äusserlich am Wagen angeschlagen hatte, oder dass ich nach der Weise des Dr. Eisenbart meinen Hanswurst bei mir hatte, um den Leuten von den Wunderkuren des Reisenden zu erzählen und ihnen so das Lesen zu ersparen. Nichts von dem! Seit der Stunde, wo ich meinen Fuss auf das andere Ufer des Orange-River gesetzt hatte, ging die Nachricht meines Kommens durch das Land, und obgleich ich den Leuten ausdrücklich verbot, meinen Stand zu nennen, um Ruhe

zu haben, zeigte es sich häufig, dass man davon benachrichtigt war, und Entgegenkommende sprachen mich zuweilen ohne Weiteres um Medicinen an.

Mir geschah durch die Ansage keine besondere Ehre, sondern es ist dies ein Beispiel der mündlichen Post, welche zuweilen mit unbegreiflicher Schnelligkeit das menschenleere Land durchfliegt und die Kunde von jedem Reisenden ihm vorausgehen lässt. Während in Europa nur die hochlöbliche Polizei Alles wissen muss, interessirt sich im innern Afrika jeder Einzelne von den Eingeborenen für die unbedeutendsten Ereignisse, und die Ankunft eines Europäers gehört schon unter die erwähnungswerthen Vorkommnisse. Ohne dass ein Pass Auskunft ertheilt über den Ankömmling, sind schnell alle Einzelnheiten seiner Person, Herkunft, Reisezweck, sowie der wichtige Punkt: Was er geladen hat, ausführlich erörtert und werden dem Nachkommenden, der nach Neuigkeiten fragt, unverzüglich weiter erzählt.

Nach Kuruman war mein Kommen schon lange vorher berichtet, ehe ich von Griqua-Stad dorthin aufbrach und während noch so manche Stunde mühsamen Fahrens mich davon trennte. Als ich Kossi hinter mir hatte, glaubte ich bereits dem Ziele nahe zu sein, aber nachdem ich fast eine ganze Nacht und den grössten Theil des folgenden Tages gezogen war, konnte man noch Nichts von Kuruman entdecken.

Der Weg wand sich gegen Abend durch einen Höhenzug, den Langberg, dessen zum Theil steile Abfälle den Ochsen das Werk noch mehr erschwerten, so dass es schon wieder spät in der Nacht war, als der Wagen endlich auf der anderen Seite in der Ebene anlangte, wo wir übernachteten, obgleich das Dorf bereits in der Nähe sein musste. Der anbrechende Morgen liess uns deutlich die eigenthümliche Form der Kuruman'schen Berge erkennen, und um 10 Uhr langten wir am Flusse an, der hier mehr einem lang sich hinziehenden Sumpfe ähnlich sieht, aber das köstlichste Wasser führt, welches ich seit dem Verlassen der Capstadt gekostet hatte.

Die Thätigkeit der Missionäre, besonders des Herrn Moffat, hat einen Theil des Thales aus einem wirklichen Sumpf durch Ableitung in angebautes Land verwandelt, so dass die hohen Stengel des Kafferkornes sich an das Röhricht des Flusses in grosser Ausdehnung anschliessen. Dazwischen erheben sich eigenthümliche hölzerne Gerüste wie Kanzeln, welche zur Zeit der Reife des Kornes von den Leuten bestiegen werden, um die dichten Schaaren der räuberischen Finken auf erfolgreiche Weise aus den Feldern vertreiben zu können.

Umfangreiche Gartenanlagen mit prächtig gedeihenden Obstbäumen der verschiedensten Art, Orangenbäume eingeschlossen, machen den Ort zu einer wirklichen Oase in der Wüste und geben ihm im Sommer ein sehr freundliches Aussehen. Zur Zeit waren die Felder abgeerndtet, die Bäume kahl und der Anblick daher kaum besser als die Umgebung, welche man allgemein als wüst bezeichnet. —

Mit Rücksicht auf solche südafrikanische Wüsten ist zu bemerken, dass wir uns unter den Flächen des Innern, die durch ihren Wassermangel unbewohnbar sind, viel trostlosere Bilder vorstellen, als sie in der That liefern. Träfe der Wanderer hier und da auf eine murmelnde Quelle, erglänzte der Silberfaden eines klaren Baches in der Ebene, kein Mensch würde es wagen, solche Gegenden eine Wüste zu nennen.

Mir fällt dabei stets unwillkührlich die Bemerkung eines bekannten Malers ein, der Egypten bereist hat und der mir mit Enthusiasmus versicherte: „O, es ist schön in der Wüste!“ Gewiss ist es schön, wenn die zwar matten aber harmonischen Färbungen der Landschaft*) angehaucht werden von dem rothen Schein der untergehenden Sonne, die wie Gold hinter dem dichten Zweiggewirr der malerischen Kameeldornbäume hervorstrahlt. Alle Lokaltöne erglänzen in doppelter Frische, ohne dass ihre Harmonie im geringsten gestört wird.

Nicht minder schön ist es am Morgen, wenn das Frühlicht heraufdämmert über dem dunklen Höhenzuge am Horizont, sich spiegelt in der klaren Pfanne zu unseren Füssen und die feinen Cirrhuswolken, welche den Himmel bedecken, erglühen macht. Lange zwar erfreut sich der Beschauer nicht an dem herrlichen Bilde, denn schnell, wie mit einem Sprunge erhebt sich die Sonne über den Horizont, und ihr weisses, grelles Licht zeigt uns die vom Zwielicht verschönten Gegenstände in der kahlen Wirklichkeit, wie die kalte, nüchterne Vernunft beim Erwachen die anmuthigen Traumbilder der Nacht verscheucht.

Am Abend wiederum taucht die Sonne schnell unter den Horizont, und der Kameeldornbaum, welcher uns soeben noch durch seinen goldigen Glanz erfreute, steht da, ein unheimliches Gespenst, die dürren Aeste wie flehend gegen den dunklen Nachthimmel ausstreckend. Die Vergänglichkeit solcher Beleuchtungen erhöht indessen nur ihren Reiz: Hofft der Mensch doch, dass ein anderer Morgen aufdämmern wird, der ihm das bewunderte Schauspiel vielleicht noch schöner darstellt, ein anderer

---

*) In Nord-Afrika sind die Färbungen überhaupt glühender, lebhafter.

Abend ihn durch seine Pracht wie mit freundlichem Grusse zur Ruhe einladen wird.

Es sind diese Glanzpunkte eines afrikanischen Tages in ihrer Vergänglichkeit zu vergleichen mit den glücklichen Momenten im menschlichen Leben; was wäre die kalte, prosaische Wirklichkeit unseres Daseins ohne die einzelnen Augenblicke eines reinen Glückes, welches dasselbe rosig anstrahlt, und wer möchte dieselben missen, wenn er auch weiss, dass sie flüchtig sind wie der Strahl der scheidenden Sonne!

Freilich einem Jedem ist es nicht gegeben, sich an den beschriebenen Schönheiten einer afrikanischen Landschaft zu erfreuen; es gehört dazu eine gewisse Ruhe und Behaglichkeit der Betrachtung, welche man nur schwer beim Fehlen aller gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens aufrecht erhält.

Der blosse Gedanke, dass die zu den Füssen des Beschauers glänzende Pfanne Salzwasser enthält, ungeniessbar für Menschen und Thiere, und dass er sich mühsam wird eine benachbarte Pfütze aufsuchen müssen, um seinen brennenden Durst zu stillen, dürfte für Viele ausreichend sein, um ihnen den Geschmack an derartigen Naturschönheiten zu verderben. Der unablässige Kampf mit den örtlichen Schwierigkeiten übt einen abspannenden, deprimirenden Einfluss auf den Menschen aus, und man darf sich nicht wundern, wenn die Journale der meisten Reisenden wahre Klagelieder Jeremiae sind. Wenn einst Horaz von römischen Zuständen sagte: „Difficile est satyram non scribere", dürfte man von afrikanischen Verhältnissen behaupten: Difficile est lamentationes non scribere!

Das Bewusstsein des Mangels erhöht das Gefühl des Bedürfnisses, wie ich an mir selbst erfahren habe. Der Europäer gewöhnt sich das Wassertrinken in Afrika am Besten möglichst ab, und ich habe es auch wirklich so weit gebracht, dass ich in den drei Wintermonaten meiner Reise nur drei Mal Wasser getrunken habe; unter gewöhnlichen Umständen war mir der Café und Thee ausreichend, und ich litt wegen dieser Gewöhnung selten an Durst.

Trotzdem habe ich bei Gelegenheiten, wo eine Hoffnung, eingetretenem Wassermangel abzuhelfen, fehl schlug, im Bewusstsein des Mangels heftigen Durst empfunden; die Zunge klebte mir am Gaumen, die Sonne schien mir ausserordentlich sengend, die Gegend ringsum äusserst öde und trostlos. Fand sich dann in irgend einer Schlucht, unter dem Sande eines Flussbettes u. s. w. doch noch Wasser und wurde das Gemüth über diesen Gegenstand beruhigt, so verschwand der eingebildete Durst sofort, und

während man vorher glaubte, keine halbe Stunde ohne zu trinken bestehen zu können, fand sich nun gar kein Verlangen, das Labsal anzurühren.

Es ist leicht begreiflich, dass ein durch den Mangel der einfachsten Lebensbedürfnisse beunruhigtes Gemüth den Unannehmlichkeiten und Gefahren der Aussenwelt keinen energischen Widerstand zu leisten vermag, und dass die Eindrücke, welche dasselbe empfängt, unwillkührlich einen düsteren, trüben Anstrich annehmen. Ich glaube in diesem Umstande den Grund suchen zu müssen, warum die Berichte vieler Reisenden, deren Wahrheitsliebe nicht in Zweifel gezogen werden kann, so übertrieben erscheinen.

Es spiegelt sich in den Schilderungen die Individualität derselben, und die schwarzen Färbungen gehören häufig nicht der Landschaft an, sondern sind der Ausdruck des verstimmten, beängstigten Gemüthes des Berichterstatters. Der zeitgemässe Genuss einer einzigen Tasse Café dürfte häufig eine erstaunliche Veränderung in den Anschauungen des unglücklichen Reisenden hervorgebracht haben, der halbtodt vor Hunger und Durst unmöglich die Schönheiten eines Landes bewundern konnte, das ihm so kärglichen Unterhalt gewährte. Die kleinen Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens, deren Werth man erst erkennt, wenn man gezwungen ist, sie für längere Zeit zu entbehren, gehören in Afrika aber meist unter die frommen Wünsche.

Mir persönlich fehlte indessen wenig, so lange ich bei meinem Wagen war, da die Ausrüstung desselben sich trefflich bewährte und die Güte mancher Personen, die ich unterwegs antraf, etwaige Lücken in meiner Verproviantirung wieder ausfüllte.

Selten hatte ich gar kein Wild: zum wenigsten waren Rebhühner, wilde Enten oder Perlhühner vorhanden, die mit Speck gebraten wohl auch von europäischen Gästen nicht verschmäht worden wären; freilich den Zubehör in Gestalt von Gemüse, Weissbrod, Tafelgeschirr und reines Tischzeug hätten sich die Herrschaften dazu denken müssen; auch würden sie wohl gefunden haben, dass die arabische Sitte, mit den Fingern zu essen, sich unter Umständen selbst in Süd-Afrika vorfindet, aber an solche Kleinigkeiten gewöhnt man sich im Felde schnell. Eine Tasse Thee mit Zwieback bildete gewöhnlich das frugale Abendbrod, nach welchem der Reisende befriedigt in seinen Schlafsack kroch, sein müdes Haupt auf eine Reisetasche statt des Kopfkissens legte und im nächsten Augenblicke sanft entschlummert war.

Von dem eben erwähnten Schlafsack hing mein Reisecomfort wesent-

lich mit ab, und derselbe verdient besondere Berücksichtigung, da ein derartiges Utensil Vielen unbekannt sein dürfte. Die Hauptgefahr beim Schlafen auf dem Grunde besteht darin, dass man sich in der Nacht aufdeckt und, ohne es gewahr zu werden, vielleicht für Stunden auf dem feuchten, kalten Erdboden liegt; oder es schleichen sich schädliche Thiere, Schlangen u. s. w. während des Schlafes in die Decken ein, als wenig angenehme Kameraden. Beide Uebelstände werden sehr einfach dadurch vermieden, dass man aus den wollenen Decken einen Sack nähen lässt von angemessener Grösse, welcher durch Schnüre um den Hals herum zugezogen werden kann und so gegen lästige Eindringlinge sichert; empfehlenswerth ist es, ihn so breit zu machen, dass er übergeschlagen werden kann, um sich je nach der Temperatur doppelt oder einfach zuzudecken.

Da wir hier gerade bei dem Kapitel: Reisebequemlichkeiten sind, will ich in kurzem noch die Einrichtung des Wagens besprechen, weil es von einer passenden Anordnung desselben abhängt, ob man sich behaglich darin fühlt oder nicht, und die hier einschlagenden Bemerkungen vielleicht Anderen später zu statten kommen können.

Eine Hauptsache ist, dass der Wagen*) dicht ist, d. h. dass das Zeltdach keinen Regen durchlässt, die Klappen gross sind und gut passen, um den Zugwind möglichst abzuhalten. An beiden Enden ist der Wagen ausser den Klappen durch genau sich einfügende Kisten abgeschlossen, wodurch verhindert wird, dass etwas aus dem inneren Raum herausfallen kann. Dieser Raum war horizontal durch eine Lagerstatt, in eine obere und untere Abtheilung gesondert, von welchen die letztere die Provisionen, Munition, seltener gebrauchte Apparate und Waaren aufzunehmen hatte.

Die obere Abtheilung war das Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer; hier befanden sich in seitlich angebrachten Taschen Schreibmaterialien, Bücher, sowie kleinere Geräthschaften des täglichen Gebrauches, hier waren die Gewehre an dem Gestell des Wagenzeltes angeschnallt, um zum sofortigen Gebrauch zur Hand zu sein. Die übrigen Apparate, welche häufiger gebraucht wurden, befanden sich in einer grossen zugänglichen Truhe hinter der Lagerstatt und auf der Hinterkiste. War ein Tisch erforderlich, so diente als solcher ein kleines Brettchen, welches sich am Zeltgestell in Charnieren bewegte und durch zeitlich angebrachte Riemen sich in horizonlaler Stellung befestigen liess. Die Lagerstatt wurde durch starke Haken in ihrem Platze erhalten, so dass sie leicht entfernt und der

*) Vergl. Illustration Nr. 51, „Einspannen des Ochsenwagens".



untere Raum zugänglich gemacht werden konnte, falls es nöthig war, etwas herauszuholen. Dies geschah aber gewöhnlich nur ein oder zwei Mal im Laufe einer Woche, indem die täglichen Bedürfnisse von Nahrung, Café, Zucker u. dgl., sowie einige der gesuchtesten Waaren stets in der Vorkiste bereit gehalten wurden.

Auf jeder Seite des Wagens war ausserhalb noch ein kleiner Kasten angebracht, von denen der eine Küchengeschirr, der andere Handwerkszeug enthielt: auch die groben Geräthe, wie Schaufel, Picke und Axt wurden ausserhalb befestigt, da diese Sachen im Fall der Noth schnell zu erreichen sein müssen. Längs des Wagendaches war eine dünne Eisenstange angebracht, welche leicht von einer Seite zur anderen übertragen werden konnte und zur Befestigung eines schräg zur Erde verlaufenden Sonnenzeltes diente. Diese sehr hübsche Einrichtung habe ich selbst wenig Veranlassung gehabt zu benutzen, da mir späterhin in den Niederlassungen stets eine Hütte zu Gebote stand, in welcher ich arbeiten konnte, und ich dies des grösseren Raumes, sowie der kühleren Luft wegen vorzog. Hätte ich eine richtige Regenzeit bei dieser Unternehmung durchgemacht, so wäre mir das Zelt gewiss sehr zu statten gekommen, und ich würde in ähnlicher Lage nicht gern ohne ein solches reisen.

Hinten auf den Wagen waren zwei Wasserfässer aufgebunden, sowie ein kleineres für den beständigen Gebrauch seitlich angehängt; der eiserne Kochtopf, Rost und Cafékessel wurden ebenfalls ausserhalb angebunden oder auf der Trappe befestigt. Auf diesem Gestell, welches eigentlich als Tritt dient, um von hinten in den Wagen zu steigen, war auch noch Raum genug, um Brennholz aufzupacken, falls es nöthig war, solches für eine Strecke mitzuführen. Was die allgemeine Form und Bauart des Fuhrwerks anbetrifft, so dürfte die Abbildung mehr und deutlicher sprechen, als es die ausführlichste Beschreibung vermöchte.

In der Wahl der Provisionen richtet man sich natürlich nach seinem Geschmacke ein; das was Jeder mitzunehmen pflegt, ist Café, Thee, Zucker, Mehl, Reis, Schiffszwieback, Speck und etwas Spirituosen; ausserdem aber bekommt man leicht alle beliebigen Provisionen in Blechbüchsen zubereitet, so dass man auch Luxus treiben kann. Die Waaren sind verschieden, ganz nach dem Lande, welches man zu bereisen gedenkt; im Bechuanengebiet waren zur Zeit Gewehre, Munition, hellblaue und rosa Glasperlen, sowie lavendelblaue Glaskorallen, Messer, Nähzeug, europäische Kleider und Taback die gangbarsten Artikel.

Capitel XXI.

Buschmannhöhlen — Lahoron.

Vernichtung eines Buschmannstammes; der Missionar Moffat; Motito; Kameeldornbäume mit Vogelnestern; Mannigfaltigkeit des Flugwildes.

Beständig standen mir die Bequemlichkeiten des Wagens nicht zu Gebote, indem ich Seitentouren machte, welche mich von meinem beweglichen Hause entfernten und die Wildheit des uncivilisirten Lebens in vollem Maasse kosten liessen. So machte ich von Kuruman aus, sobald ich mich etwas im Dorfe umgesehen und wieder einmal als gesitteter Europäer im Hause eines gewissen Herrn Levy am Tische gegessen hatte, zu Pferde einen Abstecher nach einer Buschmannshöhle in der Nähe von Daniels Kuil. Die Entfernung des Ortes von Kuruman beträgt etwa 45 englische Meilen, von denen ich die Hälfte am Nachmittag des 4. zurücklegte. Als einzige Begleitung hatte ich einen alten Hottentotten bei mir, der ein Packpferd mit einigem Proviant beladen am Zaume führte. Als ich mich auf das Rösslein schwang und es unter meinem nicht ganz unbedeutenden Gewicht den Rücken einzog, konnte ich nicht umhin leises Bedenken zu hegen, ob dasselbe die zugemuthete starke Tour würde aushalten können, aber der Versuch musste gemacht werden, und ich hatte bereits verschiedene derartige Kraftstücke von afrikanischen Pferden gesehen, so dass ich nicht ganz am Erfolge verzweifelte. Frisch von Europa kommend hätte ich sicher nicht für möglich gehalten, dass ein erbärmlicher, magerer Pony unter schwerem Reiter und ohne anderes Futter als das dürre Gras am Wege und etwas trockenen Mais am Abend in 2 mal 24 Stunden 90 englische Meilen zurücklegen könnte, und doch erwies sich die Zumuthung nicht zu gross für diese Pferderace, welche ebenso bewunderungswürdig ist durch ihre Ausdauer, als abscheulich in Bezug auf die Gangarten. In kurzem, häufig in Dreischlag übergehendem Galopp wird der grösste Theil des Weges zurückgelegt, als Erholung gehen die Pferde dann einen sehr kurzen Trab, der zwar dem Thiere Zeit gewährt zu verschnaufen, aber für den Reiter sehr unangenehm ist. Schritt wurde nur ausnahmsweise geritten, welche Erholungspausen mir mein braungelber Begleiter verkürzte durch Notizen und Berichte über die Gegenden am Zambesi, am Ngamisee etc. Waren seine Bemerkungen auch einfach und schmucklos, so trugen sie doch den Stempel der Wahrheit und erschienen aus eigener Beobachtung geschöpft.

Lebhaftes Interesse erweckte in mir seine Beschreibung des Eintretens der Sumpffieber, welche Epoche zusammenfällt mit den frühen Regen, Ende August und Anfang September. Es stellen sich in dieser Zeit Dünste über dem Flusse ein, die wie ein dichter, weisser Dampf auf dem Wasser lagern und anfänglich nur des Morgens, später aber einen grossen Theil des Tages über stehen bleiben. Das Erscheinen des Nebels ist das Warnungszeichen für alle nicht in der Gegend Einheimische zum Aufbruch, indem dies Phänomen das Eintreten der Sumpffieber anzeigt. Er bezeichnete in Uebereinstimmung mit vielen Reisenden die Mitte der Regenzeit als die gesündesten Monate in den Fieberdistricten, eine interessante Thatsache, welche zeigt, dass die ausgedehnten Ueberschwemmungen der Regenzeit als solche nicht das Fieber erzeugen, sondern die Fäulniss der frisch inundirten organischen Substanzen, ebenso wie die Blosslegung derselben beim Aufhören der Regen neue Fieberepidemien entstehen lässt. Die beste Zeit zum Aufbruch von Kuruman ist im Anfang May, wonach man im Juli am Zambesi eintreffen, gegen zwei Monate verweilen, im Anfang December aber wieder in Kuruman sein kann. Dabei ist indessen an die leichten Wagen der Eingeborenen gedacht, während man mit schwerem Wagen wohl besser schon im April aufbricht.

Ein solcher Zug gehörte für mich leider unter die frommen Wünsche, welche traurige Thatsache ich übrigens zur Zeit weniger schmerzlich empfinde als damals, wo ich von einer solchen Unternehmung noch mehr Resultate erwartete. Von den gehegten Erwartungen wäre fast nur die Jagd übriggeblieben, welche nach allen Berichten weiter im Lande noch heutigen Tages sehr gut sein soll. Um sich aber an der Jagd zu erfreuen und die ermüdenden Schwierigkeiten des Vorwärtskommens mit guter Laune zu ertragen, sind Gefährten erforderlich; ohne diese kommt einem der reichste Jagdgrund vor wie ein grosses Feld voll Schlachtvieh, und man scheut sich zuweilen die Stille der Natur durch den Knall der Büchse zu stören, wenn nicht der ermahnende Schuss eines Jagdgenossen lustig aus der Ferne zu uns herübertönt. Die Eingeborenen waren mir als Gefährten von sehr zweifelhaftem Werthe, denn meine Meinung von den schwarzen Racen ist durch eine längere Bekanntschaft durchaus nicht gestiegen, und ich fühlte mich stets wohler, wenn ich fern von den Dörfern im Felde lag mit meinen drei Bechuanen, die mich wenigstens kannten und nicht durch unverschämte Neugier und Betteleien um jeden ruhigen Augenblick brachten, wie es in der Nähe einer Niederlassung stets der Fall war.

In Kuruman hatte ich mich durch das Vergnügen europäischer Gesellschaft aufs neue gekräftigt für das Zusammensein mit Leuten, die ihrer Natur nach schon in einem zu schlechten Geruche stehen, als dass selbst eine duldsame europäische Nase sich nicht darüber rümpfen sollte. Ich konnte diese mehr pikanten wie angenehmen Eigenthümlichkeiten der aethiopischen Race in vollen Zügen geniessen, als ich am Abend zu Koning in meinem beabsichtigten Nachtquartier eintraf, d. h. in der Hütte eines Mochuanen*), welcher mir als ein glänzendes Muster unter seinen Stammgenossen bezeichnet war.

Die Hütten der Bechuanen sind im Unterschiede von denen der Kaffern und Hottentotten mit einem überhängenden nach oben zugespitztem Dache versehen, das häufig in seinem überragenden Theile sich auf Pfosten stützt, wodurch eine Art Veranda um die runde Hütte gebildet wird. Um diese wieder zieht sich im Abstand von 5—10 Schritten etwa ein von Reisern geflochtener, über 6′ hohen Schirm, welcher einen kleinen Hofraum abgränzt, so dass das Ganze sich in stets weiteren Kreisen um das Centrum, den runden Feuerplatz im Innern, gruppirt. Es hat diese Anordnung eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Bau einer Pflanzenzelle, deren Zeichnung direkt für den Grundriss einer Bechuanenhütte gelten kann. Bezeichnet das meist etwas excentrisch gestellte Kernkörperchen den Feuerplatz, so giebt die Umgränzung des Zellkernes die Hüttenwand, während die Zellwandung den Schirm darstellt. Wie bei der Pflanzenzelle alles Leben im Zusammenhange zu stehen scheint mit dem Kernkörperchen, so gruppirt sich alles Leben der Hütte um den Feuerplatz, den virtuellen Mittelpunkt des Ganzen, welchem sich die Theile möglichst nahe zu halten streben und daher im Kreise darum anordnen. Eine Abweichung von der runden Form findet bei Beiden in der Regel nur da statt, wo durch Aneinanderlagerung eine Abplattung eintritt.

In neuerer Zeit haben die Eingeborenen, geleitet durch europäischen Einfluss, wohl angefangen hier und da viereckige Hütten zu bauen, doch es fehlt das Auge für eine gerade Linie, und unwillkührlich kehren die Begränzungen mehr oder weniger zu der ursprünglichen Form zurück. Selbst der Eingang der Hütte ist meist zu einem Oval abgerundet, welche Oeffnung bei Nacht durch einen von Ruthen geflochtenen Deckel verschlossen wird. Das Innere ist öfters durch ein oder mehrere Scheidewände in Gemächer getheilt, was sich indessen nur in den Hütten der

*) Sing. von „Bechuana“, durch das Praefix „Mo“ oder „Le“ gebildet; z. B. Matebele — Letebele.

Wohlhabenderen findet und nicht als Regel angesehen werden kann. Der Feuerplatz ist bezeichnet durch eine ringförmige Erhebung auf der Lehmtenne, welche den Boden bildet, und enthält im Winter fast beständig die belebende Flamme; im Sommer wird das Feuer häufiger innerhalb des Schirmes unter freiem Himmel unterhalten, damit die Hütte möglichst kühl bleibt. Ein solches wird in der Regel auch für die Zwecke des Kochens verwendet, während das in der Hütte den Versammlungsort der Gesellschaft abgiebt, und die Eingeborenen kennen nichts Angenehmeres, als um den Platz zu hocken, in die Flamme zu starren und unter dem Schmauchen eines Pfeifchens sich Neuigkeiten erzählen zu lassen.

In dieser angenehmen Beschäftigung fand ich die zahlreichen Bewohner begriffen, als ich in die Hütte eintrat, deren so schon schwüle Atmosphäre durch den dichten Rauch dss Feuers eben nicht verbessert wurde. Ausgänge für denselben waren nicht vorhanden, und die Thüre hielt man der kühlen Nachtluft wegen dicht verschlossen. War ich auch an etwas mehr frische Luft gewöhnt, so musste ich mich in Ermangelung eines besseren Obdaches darein finden und nahm geduldig meinen Platz am Feuer ein.

Das Woher und Wohin war bald abgemacht, und auch das anfängliche Erstaunen darüber, dass Jemand weite Reisen machen könnte, „nur om al die kodage goed van die land te zien" *) legte sich allmälig. Die Einzelheiten meines Anzuges u. s. w. wurden wie gewöhnlich einer eingehenden Besprechung unterworfen und meistens belacht; allgemeinen Jubel aber erregte es, als ich auf der Ochsenhaut am Boden meinen mitgebrachten Schlafsack entfaltete und mich wie eine Schnecke in ihr Haus behaglich in denselben verkroch. An Schlaf war indessen wenig zu denken, denn während der dichte Qualm des verglimmenden Feuers den Schlafenden zu ersticken drohte, schien die ganze Hütte lebendig zu werden und sich zu verwandeln in Schaaren von Wanzen, Flöhen und echt afrikanischem Ungeziefer, den **Tampans**, einer in den Häusern lebenden Zeckenart, welehe sehr unangenehme und schmerzhafte Wunden durch ihren Biss verursacht. Zum Glück schmeckte den letzteren mein europäisches Blut nicht recht, und ich hatte nur von den Ersteren zu leiden, doch diese allein waren schon ausreichend, mich das Frühroth freudig begrüssen zu lassen. Sobald als es thunlich war, sassen wir wieder im Sattel, und dahin ging es über die fast gänzlich kahlen Flächen einem

*) Um alle Eigenthümlichkeiten des Landes zu sehen. (Cap'sches Holländisch.)

niedrigen Höhenzuge zu, den wir nach dreistündigem Ritt erreichten. Hier wendeten wir uns vom Wege ab, aber vergeblich spähte ich in den welligen Erhebungen des Bodens nach Felsklüften, welche auch nur einem Klippdachs Schutz gewähren konnten. Nicht eher, als bis wir etwa dreihundert Schritt davon entfernt waren, liess sich eine Unterbrechung der sanften Abdachung des Höhenzuges entdecken, und erst dicht herangetreten, konnte ich die sonderbare Scenerie vollständig überblicken.

Inmitten der kahlen, wellenförmigen Grassteppe hat sich der Boden in beschränkter Ausdehnung geöffnet, und indem die zertrümmerten Felsmassen versanken, entstand eine brunnenförmige Vertiefung mit grösstentheils senkrechten Rändern. An zwei sich gegenüberstehenden Stellen wird durch Gerölle ein weniger steiler Abfall gebildet, auf dem wir müh-



Fig. 50. Buschmannhöhlen im Griqualande.

sam in die Tiefe stiegen bis zu dem schwarzen Wasser im Grunde, dessen dichte, von keinem Winde berührte Bedeckung von Wasserlinsen wie eine Verhüllung erscheint, welche die Natur über die schauerlichen Geheimnisse der dunklen Fluth ausgebreitet hat. Könnten die Felsen reden, so würden sie erzählen von dem Todesschrei so manches armen Menschen-

kindes, der zwischen ihnen verklungen, die Wasser würden berichten, wie viel verstümmelte Körper sie verschlungen haben.

Auf der östlichen Seite vertieft sich die Kluft zu dunklen Grotten, welche durch heruntergestürzte, in halber Höhe eingekeilte Felsblöcke in drei Etagen getheilt werden. Diese auf den ersten Anblick unzugänglichen Grotten und Felsgallerien waren einst die Wohnung eines Buschmannstammes, der lange ungestört daselbst hauste, bis die Griqua unter Waterboer, dem Vater des jetzigen Häuptlings, einen Vertilgungszug gegen dieselben unternahmen, um die Gegend von ihnen zu säubern. Bald waren die Unglücklichen in ihrem Schlupfwinkel eingeschlossen, doch vergeblich versuchten die Verfolger diese Felsenfestung zu stürmen. Von ihren unzugänglichen Grotten aus, deren Dunkelheit sie den Feinden verbarg, versandten die Angegriffenen ungestraft ihre verderblichen Giftpfeile unter die Andrängenden, welche, des ungleichen Kampfes müde, endlich ein schreckliches Auskunftsmittel ersannen. Sie schleppten Holz zusammen vor dem tiefsten Theile der Höhle und erstickten durch den Qualm des angezündeten Brennmaterials den ganzen in der Höhle verborgenen Rest des unglücklichen Stammes.

Die Rücksicht auf diese Begebenheit war es, welche mich hauptsächlich zum Besuch des Ortes veranlasste, da gegründete Hoffnung vorlag, werthvolle Exemplare von Buschmannskeletten daselbst aufzufinden. Nach sorgfältiger Besichtigung des Platzes gelang es uns einen Zugang zu den finsteren Grotten zu entdecken und die Plätze zu betreten, die nach dem Untergang der ursprünglichen Bewohner kein menschlicher Fuss wieder berührt hatte. Bei dem Scheine einer mitgebrachten Laterne durchstöberten wir alle Winkel der Höhle und scheuchten die Fledermäuse und Eulen aus ihren Verstecken auf, während das ärgerliche Gebell der Paviane aus den Felsgallerien ertönte, welche nur ungern die Haussuchung in ihrem Quartier zu dulden schienen. Unsere Mühe war indessen vergeblich; hier und da grinste mir wohl das furchtbare Gebiss eines vor Alterschwäche gestorbenen Affen entgegen, doch von menschlichen Gebeinen fand sich keine Spur. Ob die neuen Miether beim Beziehen ihrer Wohnung all den alten Unrath ausgeräumt und in die schwarze Fluth gestürzt hatten, oder ob der in die innerste Höhle zurückgedrängte Rest der Buschmänner seine Flucht mittelst nur ihnen bekannter Wege bewerkstelligte, dürfte schwer sein zu ermitteln. Nach dreistündigem, anstrengendem Umherklettern in den wilden Klüften verliess ich den Ort und mit Sonnenuntergang traf ich wieder in Koning ein, von wo ich nach einer zweiten Nacht in der Bechuanenhütte,

beladen mit einigen Pavianenschädeln, aber ohne die so sicher gehoffte Beute nach Kuruman zurückkehrte.

Daselbst machte ich mich alsbald an meine photographischen Arbeiten, wobei Mr. Moffat mich freundlichst mit Rath und That unterstützte. Obgleich nicht ohne Erfolg in denselben, brachte ich doch nicht soviel Negative zu Stande als im ersten Jahre, da die Schwierigkeiten sich mit der Wildheit des Landes mehr und mehr steigerten. Ich hatte die Aufnahmen stets im Freien zu machen, wesshalb das Wetter einen bedeutenden Einfluss ausübte, und da es nur ausnahmsweise günstig war, gingen meine Arbeiten langsam von statten. Machte ich unfreiwillige Erholungspausen in dieser Beschäftigung, so durchstreifte ich gern mit dem Gewehr das sumpfige Röhricht des Kuruman-River, welches von mannigfachen Sumpfvögeln belebt war. Zahlreich zeigten sich besonders wilde Enten (Poecilonitta erythrorrhyncha Eyt.), Blesshühner (Fulica cristata Gm.), Wasserrallen (Rallus coerulescens Lath.), aber auch manche andere Vögel mischten sich zuweilen dazwischen, wie langschnäblige Schnepfen (Sc. nigripennis Rpp.) und die auch bei uns vorkommende kleine Rohrdommel (Ardea minuta L.). Ausserdem wurde mir die Zeit meines Aufenthaltes in Kuruman sehr angenehm verkürzt durch die wahrhaft herzgewinnende Freundlichkeit des Moffat'schen Ehepaares, deren Güte mich mit den mannigfachsten Gaben überhäufte, sowie durch die vielfache Belehrung, die ich aus den Unterhaltungen mit Herrn Moffat schöpfte, wenn ich mich auch nicht in allen Stücken zu den Ansichten desselben bekennen konnte. Ich hatte kaum erwartet, so freie, unpartheiische Bemerkungen über die Verhältnisse der weissen, wie der farbigen Bevölkerung zu hören von einem nahen Verwandten Dr. Livingstone's, dessen Angaben vielfach durch Partheilichkeit und Gehässigkeit gegen die Boeren entstellt erscheinen. Es ist sehr zu bedauern, dass die Darstellungen des Letzteren, sowie einiger Gesinnungsgenossen, in Afrika ein so starkes Vorurtheil gegen die Missionäre hervorgerufen haben; er hat dadurch der Mission einen schlechten Dienst erwiesen, wenn auch sein Eifer unter den erfahrenen Herren in Europa lebhafte Anerkennung gefunden hat.

In Kuruman ist es fast zur Regel geworden, dass kein Europäer, der auf den Namen eines Gentleman Anspruch machen kann, kein auf der Wanderschaft begriffener Eingeborener den Ort verlässt, ohne dass Mr. Moffat die Reisenden mit reichlichen Provisionen für den Weg versorgt, und auch ärztlichen Beistand erhalten sie im Missionshause nach besten Kräften. Mein Wagen wurde durch die Güte des Missionars

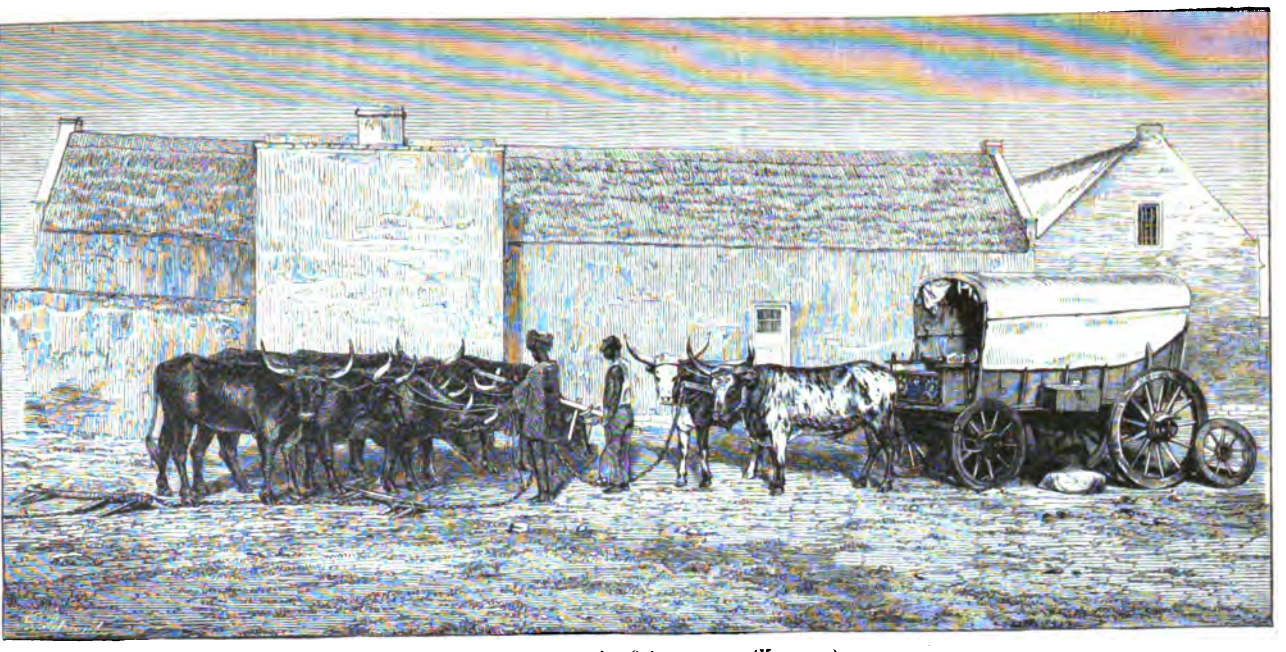


Fig. 51. Einspannen des Ochsenwagens (Kuruman).

mit den verschiedensten Victualien beladen, deren letzten Rest ich erst zwei Monate später in Secheli's Stadt verbrauchte; und nicht allein Nahrung für den Körper, sondern auch für den Geist wurde gespendet, indem ich Bücher von dem Herrn erhielt, welche durch die eingeschriebene Widmung für mich zu werthvollen Andenken wurden.

Am 13. endlich brach ich von Kuruman auf, und als der lang gedehnte Höhenzug mit dem in die Ebene vorgeschobenen Spitzkopf allmälig in der Ferne verschwand, verlor sich der Weg mehr und mehr in die öde Grassteppe, die Büsche und Dornen wurden einzelner und einzelner, bis am 14. nach Passiren des kleinen Flusses Matlarin die Gegend, soweit das Auge reichte, Nichts zeigte als Gras, Gras und wieder Gras. In Harris Buch (Wild Sports in Afrika) ist eine Abbildung dieser in ihrer Eintönigkeit merkwürdigen Gegend gegeben, welche Skizze zeigt, dass es seine Schwierigkeiten hat selbst eine einfache Grasfläche richtig darzustellen. Das besagte Bild erweckt nothgedrungen die Vorstellung, dass man unbewachsenen Boden vor sich hat und die rothen, grellen Farben verstärken den Eindruck einer kahlen, glühenden Sandfläche, wie man sie, Meeressand ausgenommen, in keinem Theile Süd-Afrikas finden dürfte. Solche Vorstellungen sind durchaus zu verbannen, wenn man sich ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild entwerfen will.

Der Malaistreiber, welcher in Harris Skizze als das einzig auffallende Objekt hinter den in der Ferne verschwindenden Wagen hertrabt, ist eine gelungene Darstellung des sonderbaren Eindrucks, welchen die Erscheinung eines belebten, der bewohnten Welt angehörigen Gegenstandes inmitten einer so todten Fläche hervorbringt. Man kommt sich ordentlich wichtig vor, dass man für Meilen und Meilen im Umkreise ausser dem Gras allein die gesammte Schöpfung repräsentirt, wenn man auch nicht abgeneigt sein dürfte, diese Ehre mit einigem jagdbaren Gethier und mit ein oder dem anderen Baum als Schutzdach gegen die Sonne zu theilen. Derartige Abwechselungen finden sich auf der ganzen Strecke zwischen Kuruman und Motito nur spärlich und bestehen aus einigen kümmerlichen Dornen, hier und da bewohnt von einer Kette Perlhühner, welche zu wissen scheinen, dass sie nach Aufgeben des einen Dickichts kein anderes in der ganzen Gegend finden können, und sich daher mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit unter ihrem Gestrüpp festsetzen. Am Matlarin schossen wir einige Exemplare der rothschnäbligen Ente, welche durch ihre grosse Verbreitung bemerkenswerth ist; sie findet sich nicht nur in der ganzen Colonie, in den Freistaaten und Natal als die häufigste wilde Ente, sondern selbst unter dem Wendekreis des Steinbocks habe ich sie noch

angetroffen, so dass ich nicht weiss, wie weit nach Norden sie sich erstrecken dürfte.

Am 15. langte ich in Motito an, einer Missionsstation zur Zeit unter einem Herrn Namens Fredoux*), einem liebenswürdigen, gefälligen Manne, der seine Mussestunden gern zu naturwissenschaftlichen Studien verwendete und mir aus seinen Sammlungen bereitwilligst verschiedene Stücke abtrat. Den Sonntag hielt ich Rast im Orte und besuchte am Morgen die Kirche der Eingeborenen, welche mir wenigstens einen Ueberblick über die Bevölkerung verschaffte, wenn ich auch der mit vielem Feuer vorgetragenen Rede des Missionars natürlich nicht zu folgen vermochte. Nachher speiste ich im Hause des Herrn, doch muss ich offen gestehen, dass das sonntägliche Mahl desselben, bestehend aus Sardinen nebst Brod und Butter, meinem Reisemagen durchaus nicht genügen wollte. Der fromme Mann erlaubte es sich nicht, am Sonntag warme Speisen zuzubereiten, meine eigene Gottlosigkeit veranlasste mich indessen, nach dem Wagen zurückgekehrt, die gebliebenen Lücken durch eine gebratene wilde Ente auszufüllen.

In der Umgegend von Motito tritt ein interessanter Diorit auf und zwar im Bette des benachbarten Flüsschens; derselbe ist grobkörnig und von eigenthümlich lichter, grünlicher Färbung.

Die Gegend verliert hier ihren traurigen Charakter, die Ufer des Baches sind mit mannigfachem Gesträuch bewachsen, und einige Stunden weiter nördlich zieht sich der Weg durch einen wahren Wald von Kameeldornbäumen, welcher auch nicht ohne thierisches Leben ist. Auffallend sind besonders die zahlreichen Nester der Finken und Sänger, welche theils einzeln von den Zweigen hängen, theils in flach glockenförmigen Colonien den Baum bedecken (Philhetaerus lepidus Smith). Den neugierigen Beschauer begrüsst beim Herantreten unendlicher Lärm und Gezwitscher, während die graubefiederten Bewohner in wilder Hast aus den nach unten sehenden Ausgangsröhren stürzen.

Hier und da stösst man zwischen dem Gebüsch auf einen Vogel, der an Gestalt und Grösse einem weiblichen Korhaan ähnlich sieht (Otis ruficristata Smith), aber vergeblich erwartet man, wenn er auffliegt, das ärgerliche Gekrächz zu hören; er erhebt sich geräuschlos, zieht mit schwebendem Fluge über den Wald dahin und, plötzlich die Flügel zu-

*) Er ist seitdem auf furchtbare Weise umgekommen, indem ein Händler, den er für begangenes Unrecht zur Rechenschaft ziehen wollte, sich in Morokwain mit ihm und einer Anzahl Eingeborener in die Luft sprengte.



sammenfaltend, lässt er sich wieder nieder, ohne dass man im Stande ist, ihn aufs neue zum Aufstehen zu bewegen. Es ist dies der stumme, oder



Fig. 52. Kameeldornbaum mit gemeinschaftlichen Nestern.

Buschkorhaan, welcher nur im Innern vorkommt und sich, in der Nähe betrachtet, leicht durch seine Zeichnung von dem gewöhnlichen unterscheidet.

Die Bäume wurden am nächsten Tage wieder sparsam und traten nur noch in kleinen Gehölzen auf, welche die öde, schwarz gebrannte Steppe wenig verschönerten. Auch diese verschwanden in der Nähe einer trockenen Pfanne, deren kahle Fläche sich durch einen in Afrika seltenen Reiz auszeichnete, nämlich durch den lieblichen Duft einer unscheinbaren Kleeart mit kleinen rothen Blüthen, welche ihren Wohlgeruch selbst auf grössere Entfernung bemerkbar machen.

Obgleich die „langsame Eile“ des Ochsenwagens keine grossen täglichen Touren zurücklegte, so vergingen doch selten einige Tage, ohne dass ein oder das andere bisher nicht beobachtete Thier oder Pflanze die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich lenkte. Ueberraschend war mir die Mannigfaltigkeit der Rebhühner und zugehöriger Vögel, deren Arten mit der Bodenbeschaffenheit wechselten. Das Rebhuhn der Colonie (Franc. Afra Smith) war nach Verlassen der Ufergebiete des Orange-River verschwunden und statt dessen zuerst in der Umgegend von Kuruman eine andere Species mit grossen braunen Längsstreifen auf der Brust (Fr. Gariepensis Smith) aufgetreten. Das Steppenhuhn

des Südens (Pterocles tachypetes Temm.) verschwand nun auch und es erschien (zuerst bei Majanne maberi) eine fahl grünlichbraun gefärbte Art mit grauem Kopf und weissen Perlflecken dicht übersät (Pt. variegatus Smith), welches jenes in den dürren, wasserarmen Gegenden ersetzt. Weiter im Innern, in dichtbewachsenen, besser bewässerten Strichen wurde dieses wiederum selten und eine bunte kastanienbraune Art mit schwarz und weisser Stirnbinde und eckigen weissen Flecken auf den Flügeln (Pt. bicinctus Tem.) trat an seine Stelle, während sich zugleich auch andere Rebhühnerarten, Fr. pileatus Smith *) in buschigem Terrain, Fr. subtorquatus in grasigen Thälern oder in der Steppe, Fr. natalensis (?), eine grauschwarze Species mit weissen Zeichnungen, nur in felsigen Klüften einstellten. Das dem Fr. Gariepensis Smith sehr ähnliche Fr. Levaillantii Smith liebt ebenso wie das Fr. Afra L. mit Gestrüpp bewachsene Kuppen, wo Wasser nicht allzu fern ist; dem Fr. nudicollis Lath. der Colonie entsprechend findet sich ein mehr einfarbiger grauer Vogel mit braunen Längsstreifen auf der Brust (Fr. Swainsonii Smith) häufig im Dornengebüsch besonders in der Nähe von alten Kafferkorn- und Maiskulturen.

Die Mannigfaltigkeit und Reichlichkeit dieses Flugwildes entschädigte theilweise für die Spärlichkeit grossen Wildes. Der geringe Nahrungswerth der Vögel lässt es glücklicher Weise den Eingeborenen als eine Verschwendung erscheinen, auf dieselben Jagd zu machen, und sie vermehren sich daher eher, als dass sie abnehmen, indem ihre Feinde, die Schakals, wilden Katzen etc., ihres Pelzwerkes wegen gejagt werden.

Zahlreich zeigte sich das kleine Wild zumal am 20., an welchem Tage der Wagen niedrige Höhenzüge durchfuhr, nachdem am Abend vorher an einer schönen Quelle, Lahoron, am Abhange der Hügel Ausspann gemacht worden war. Die Heuschrecken hatten sich seit einiger Zeit auf dem Grase zwischen den Büschen niedergelassen und ihre Feinde die Paauwe, Korhaane und Falken sich gleichzeitig eingefunden. Es betheiligte sich an dem reichlichen Mahle auch ein vierfüssiges Thier, der Mo-Tloosi oder Gna-Schakal (Otocyon caffer Lichtst.), von dem ich hier das erste Exemplar schoss. Das weiche, grünlichgraue Fell dieses Schakals (die Ohren, Schnauze und Füsse, sowie die Schwanzspitze sind dunkel gefärbt) liefert das Material für die hohe Pelzmütze,

*) Es ist stets, soweit es verständlich erschien, die einfachere ältere Nomenclatur beibehalten, da zur Zeit noch eine grosse Verwirrung in der neueren herrscht. Also Francolinus für Francolinus, Pternistis, Chaetopus etc.



welche das Abzeichen der verheiratheten Frauen unter den Bechuanenstämmen ausmacht, und es wird dem Mo-Tloosi daher stark nachgestellt, um so mehr als das Fleisch für den Appetit der Schwarzen einen Leckerbissen ausmacht. Ich genoss als aufgeklärter Europäer ebenfalls von dieser wenig einladenden Kost, muss indessen gestehen, dass ich ohne Noth nicht wieder zu einer derartigen Delikatesse greifen würde, der ranzige Geschmack wollte lange nicht aus dem Munde weichen.

Das Feld war in diesen Gegenden theils kahl gebrannt, theils brannte es noch täglich ringsum; an Stellen, wo das Feuer bereits vor einiger Zeit den Boden geklärt hatte, begann das junge Gras üppig emporzuschiessen, doch war es noch zu kurz, als dass es die Ochsen hätten fressen können. Dieser Umstand machte es nothwendig, stets beim Ausspannen Stellen zu wählen, welche der Brand zufällig verschont hatte, was häufig mit Schwierigkeiten verbunden war.

Capitel XXII.

Lahoron — Khanije.

Desertiren der Ochsen; Gross-Chuai; Gränzdistricte der Wüste; Strausse und ihre Jagd; Kafferhunde; Bakalahari und Buschleute der Wüste; Molopo; das Gebiet der Bawanketsi; Khanije.

Am 20. Morgens hatten wir Lahoron verlassen, zogen den ganzen Tag ohne Wasser und gelangten endlich mit Dunkelwerden zu einer Stelle der Steppe, auf welcher, im Gegensatz zu der ganzen Nachbarschaft von dem Brande einiges Gras verschont worden war, und ich befahl also daselbst auszuspannen. Bald darauf sass ich mit meinen Leuten gemüthlich um das Feuer, sehnlichst auf das Kochen des Cafékessels wartend, als plötzlich die Frage auftauchte: Wo sind die Ochsen? und sämmtliche versammelte Augen sofort sich eifrigst bestrebten, in dem nächtlichen Dunkel die Gestalten unserer vierbeinigen Reisegefährten zu entdecken. Vergebliche Bemühung! Das Zugvieh hatte, vom Durst getrieben, die wenigen Minuten, wo es ohne Aufsicht war, benutzt und das Weite gesucht.

Die Thiere bereiteten mir dadurch eine jener interessanten Ueberraschungen, wie sie stets bei afrikanischen Reisen im Innern vorkommen; die Verhältnisse waren aber derartig, dass die Ueberraschung zu keiner

ganz angenehmen wurde. Die Quelle, welche wir verlassen hatten, lag eine starke Tagereise hinter uns, die nächste Vlei nach vorwärts in unbestimmter Entfernung, und so stand der Wagen fest gebannt auf der kahlen, dürren Steppe, fern von dem nothwendigsten Bedürfniss des Lebens. Dieser Umstand war an sich wenig erfreulich, aber es blieb immer noch der Wasservorrath in den zwei Fässern, die auf dem Wagen mitgeführt wurden, und ich nahm daher alsbald eine Untersuchung derselben vor. Da ergab sich zu meinem nicht geringen Schrecken, dass beide fast völlig leer waren. In der trügerischen Voraussetzung, dass wir bald wieder zu Wasser kommen würden, hatten die Leute trotz meiner bestimmten Befehle das Füllen des grössten Fasses versäumt und der Inhalt des kleineren war während des vergangenen heissen Tages verbraucht worden.

Dadurch wurde die Lage etwas bedenklich und nur energische Massregeln konnten zum Ziele führen. Ungeachtet der Dunkelheit der Nacht machten sich meine Leute, nachdem ich sie mit einer Laterne versehen hatte, sofort auf den Weg, folgend der Spur der Ochsen. Als der schwache Schein der Laterne in der Entfernung verschwunden war, kroch ich in den Wagen, und ich muss gestehen, dass mein Gedankengang kein ganz erfreulicher war. Da sass ich, ohne eine menschliche Seele um mich zu haben, inmitten der öden, wasserlosen Steppe und musste meine Hoffnung, wieder flott zu werden, auf die zweifelhafte Zuverlässigkeit dreier schwarzer Gesellen setzen, welche erst kurze Zeit in meinem Dienste waren, und auch wenn sie das Vieh fanden, leicht mit demselben nach ihrem Lande entweichen konnten. Kamen sie nicht zurück, oder fanden sich die Ochsen nicht wieder, so musste ich den Wagen im Stiche lassen und zu Fusse den Rückweg nach bewohnten Gegenden suchen.

Nach einiger Zeit flammte unfern ein neuer Brand auf und die düsteren Flammen strichen prasselnd über die Ebene dahin, die letzte dürftige Bekleidung der trostlosen Gegend zerstörend. Beim unsicheren Schein des lodernden Grases sah ich meinen Treiber daher gesprengt kommen, der das Feuer absichtlich angezündet hatte, um mit Hülfe desselben vielleicht das Vieh zu entdecken. Er hatte auch glücklich das Pferd aufgefunden und kehrte mit demselben zurück, ohne von den anderen Thieren etwas gesehen zu haben.

Durch das Wiedererlangen des Pferdes war die Lage etwas verbessert, aber immer noch schlecht genug, um ernstlichen Befürchtungen Raum geben zu müssen.

Die Nacht, eine wahre Nacht der Trübsal für mich, verging, der Tag brach an, doch weder von den Leuten noch von dem Vieh liess sich etwas

erblicken. Ich sandte nun den Treiber mit dem Pferde nach dem nächsten Wasser, um dasselbe vor dem Verdursten zu bewahren und mir zugleich über die Entfernung Gewissheit zu verschaffen. Er kehrte am Nachmittag mit einem Blechgefäss, gefüllt mit dem edlen Nass, zurück, und es war somit die unmittelbare Gefahr des Verschmachtens beseitigt. Spät am Abend erschienen zu meiner grossen Freude auch die sehnlichst zurückerwarteten Ausreisser, getrieben von den beiden Bechuanen, deren wankendem Gange und abgespannten Gesichtern man es wohl ansehen konnte, dass sie von keiner Vergnügungsfahrt kamen. Die wackeren Leute waren fast die ganze Nacht auf der Spur der Ochsen fortgegangen, welche sich, vom Wassermangel getrieben, zurückgewendet hatten und bis zu der am vorigen Tage verlassenen Quelle gelaufen waren. Dort wurden sie erst eingeholt und alsbald wieder zurückgebracht, so dass die Leute einen starken Tagemarsch binnen 36 Stunden drei Mal zurückgelegt hatten, ohne in den letzten 24 Stunden irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen.

Bei solchen Gelegenheiten kommt Alles darauf an, wie man sich mit seinen Dienern steht, da es ganz von dem guten Willen derselben abhängt, ob sie die Nachforschung ordentlich betreiben oder nicht, und man sie auf keine Weise zu so ausserordentlichen Anstrengungen zwingen kann. Selbst wenn ich es gekonnt hätte, würde ich ihnen einen solchen Marsch nicht zugemuthet haben.

In Folge dessen war es nöthig, bis zum kommenden Morgen zu rasten, an welchem ich in aller Frühe nach der nächsten Vlei aufbrach. War das Wasser daselbst auch so schlammig, dass Café wie Milchchokolade aussah und von dem suspendirten Thon einen stark adstringirenden Geschmack hatte, so bot es doch die Möglichkeit, das Leben zu fristen, und ich begrüsste es mit wirklicher Freude.

Der Rest des Tages führte uns durch kahle Steppe, in welcher am Abend flache Kuppen auftauchten, von denen zwei besonders in die Augen fallen und darum dem Orte den Namen M a j a n n e m a b e r i (Zweiberg, auch G r o s s C h u a i genannt) gegeben haben. Eine grosse Salzpfanne, zur Zeit voll von Wasser, breitete sich in der jenseitigen Bodensenkung aus, woselbst ich einen Rasttag abhielt. Der Ort ist nicht ohne Anmuth durch die buschigen Höhenzüge, welche am Rande der Pfanne in felsige Kuppen auslaufen, besetzt mit einzelnen Karreebäumen, deren frisches Grün die Landschaft angenehm belebt. Hätte der grelle afrikanische Sonnenschein nicht die Scenerie angestrahlt, wären anstatt der Schaaren von Flamingo's Schwäne auf dem Wasser dahingezogen, man hätte die

Gegend für einen See des nördlichen Deutschland halten können, welche angenehme Täuschung indessen auch durch das Kosten des Wassers schnell zerstört worden wäre; der stark bittersalzige Geschmack desselben macht es ungeniessbar, aber dicht am Ufer befinden sich mehrere süsse Quellen, welche dem Uebelstande abhelfen.

Auch sonst fehlte es nicht an Unterhalt, indem die Dornenbüsche längs dem Ufer von zahlreichen Stein- und Perlhühnern belebt waren, so dass ich wieder einmal einen ordentlichen Jagdtag hatte und hinreichende Nahrung für die ganze Gesellschaft erbeutete.

In dieser Zeit, wo wir beim Durchziehen der öden, unbewohnten Gegenden in Hinsicht auf Fleisch ganz auf das Ergebniss der Jagd angewiesen waren, gewannen die Schiesswaffen eine besondere Bedeutung und wurden sorgfältig in Ordnung gehalten.

In der Heimath pflegten mich die Bekannten zuweilen zu necken wegen meiner übergrossen Sorgfalt mit Gewehren und nannten dieselben wohl scherzweise „meine Geliebten"; diese Bezeichnung hätte sicherlich für Afrika noch mehr Sinn gehabt, und ich würde nicht haben widersprechen können. Wenn ich am Morgen erwachte, die neben mir liegende treue Schusswaffe zur Hand nahm, sorgfältig überblickte und putzte, so muss ich gestehen, dass sich dabei etwas wie Zärtlichkeit in mir regte. Fragte ich dieselbe doch zu gleicher Zeit, während ich sie streichelte, leise: Was wirst du uns heute zum Mittagessen liefern? und wenn sie mir dann hell entgegenglänzte in dem Strahl der Morgensonne, glaubte ich darin die Erwiederung zu lesen: Du sollst nicht durch meine Schuld Hunger leiden. Unser zärtliches Verhältniss war sicherlich nicht weniger innig, als das zwischen manchen Eheleuten, wo es bedenklich sein möchte, überall festzustellen, wie viele Procente der Gattenliebe des Mannes auf die Fähigkeit der Frau, ihm ein gutes Diner zu bereiten, gerechnet werden müssen.

Das Gewehr, welches ich in dieser Zeit meistens führte, war ein stark gebauter, doppelläufiger Hinterlader, dessen glatte Läufe auf kurze Entfernungen auch Kugeln mit hinlänglicher Sicherheit schossen, und welchem ich wegen der Bequemlichkeit und Schnelligkeit des Umladens hier den Vorzug gab. Indem man genöthigt ist, bald feine oder grobe Schroote, bald Kugeln zu schiessen, verliert man bei anderen Gewehren viele Schüsse, die man durch Umwechseln der Patronen leicht sparen kann. So führte ich stets in der Tasche die verschiedenen etwa erforderlichen Arten von Munition bei mir, und ging getrost durch die Dickichte, überzeugt,

dass auch beim zufälligen Zusammentreffen mit einem Raubthier mein Schrootgewehr mich nicht im Stiche lassen würde.

An der Majanne maberi schoss ich die ersten Exemplare des oben erwähnten gefleckten Steppenhuhns der Wüste (Pt. variegatus), welche Art in derselben Weise, wie diejenige des Südens, bevor die Strahlen der Sonne die Morgenkühle vertreiben (gewöhnlich zwischen 8—9 Uhr), zum Wasser gezogen kommt und die Brust in dem erfrischenden Nass badet.

Am Abend dieses Tages erreichte ich den ersten der drei Flüsse, welche ich zu passiren hatte, bevor ich in das Gebiet der Bawanketsi eintrat, den Sitlagole (spr. Ssiktlachóle), ohne dass indessen irgend welche Gefahr des Ertrinkens vorhanden gewesen wäre, da fliessendes Wasser nur eine zufällige und sehr vorübergehende Eigenthümlichkeit dieses, wie vieler anderer afrikanischer Flüsse ist.

Das Bett enthielt nichts wie feinen, weissen Sand, in welchem wir ein etwa 4' tiefes Loch zu graben hatten, ehe sich hinreichendes Trinkwasser fand; die Ochsen mussten nach einer Stelle weiter oberhalb gebracht werden, wo eine vom Strome in der Regenzeit ausgespülte Stelle noch Wasser enthielt.

Die unbewohnten Flächen um die Salzpfanne und am Sitlagole sind ein Lieblingsaufenthalt der Strausse, welche gern zeitweise an die brakischen Vleis kommen und dabei dem Schützen eine bessere Gelegenheit geben als gewöhnlich. Ich sah diese Vögel öfters in der Steppe, doch lassen sie in der Regel nicht näher herankommen als etwa 600 Schritt, auf welche Entfernung der Schuss immer noch ein sehr gewagter ist, und es gelingt daher dem Weissen ohne Pferde nur ausnahmsweise, dieses Wild zu erlegen. Der eingeborene Jäger treibt sich für Monate im Felde umher unter den grössten Strapazen, welche den Europäer überwältigen würden; er beobachtet die Strausse, kundschaftet ihre Brüteplätze aus, oder die Stellen, wo sie zur Salzpfanne kommen, und schiesst sie aus dem Hinterhalte meist auf sehr geringe Entfernung.

Interessant ist die Verschiedenheit der Federn, je nach der Gegend, aus der sie herstammen. Diejenigen der fruchtbareren, einigermassen gut bewässerten Distrikte sind lang und schwer, aber steif und unschön durch die starken Posen; die der Kalahari und angränzenden Gegenden kürzer, leichter aber vorzüglicher durch die feinen Posen, welche der schweren Spitze erlauben, sich in zierlicher Biegung zu senken. Die Federn aus dem Innern der Wüste haben ausserdem eine leicht gelbliche Färbung, welche sie von der Bodenbeschaffenheit annehmen.

19*

Ausser den Straussen zeigten sich einige Hartebeeste (Alcelaphus Caama Blainv.) in diesen Gegenden und zuweilen ein Trupp Quagga's oder blaue Wildebeeste (Catoblepas Gorgon H. Smith), aber ebenso wie jene in respectvoller Entfernung; die weitschallende Peitsche des Ochsenwagens vertreibt das Wild und lässt das Land ärmer daran erscheinen, als es wirklich ist. Der beste Plan ist daher, zu Pferde eine oder zwei Stunden vorauszueilen, wenn man eine gute Aussicht haben will, etwas zu Schuss zu bekommen, und auch dann bleibt man in der Regel auf das Hetzen angewiessen, so dass die Jagd mehr im Reiten als im Schiessen besteht.

Zu den Thieren, welche vornehmlich gehetzt werden, gehört: das Quagga (Equus Quagga Harr. u. Burchellii Benn.), der Gemsbok (Oryx Gazella Gray), das Eland (Boselaphus Oreas Gray), die Giraffe (Camelopardalis Giraffa L.) und der Strauss. Die Gnus oder Wildebeeste (Catobl. Gnu und Gorgon H. Smith), der Bastaard-Gemsbok (Aegocerus equina H. Smith), das Hartebeest und das Bastaard-Hartebeest, oder Tsessébe (Acronotus lunatus Gray, spr. Ssessäbe), sowie die kleineren Antilopenarten lassen sich nicht niederhetzen, sondern man kann ihnen nur durch Benutzung der Terraineigenthümlichkeiten und durch Abschneiden nahe kommen. Von Thieren zur niederen Jagd gehörig sah ich am Sitlagole zwei Hasen, welche Thiere auffallend selten sind in den wasserarmen Distrikten und also wohl diesem nachgehen. Die Steenbokke, Duiker u. s. w. findet man selbst in Gegenden, wo für Meilen kein Wasser vorhanden ist, und es scheint daher, dass sie ohne solches leben können. Dasselbe gilt notorisch von den Giraffen und dem Eland, so dass der Löwe wohl öfters vergeblich an der Lagune auf sein buntscheckiges Reitpferd warten dürfte. Wahrscheinlich geniessen diese Thiere succulente Pflanzen oder wilde Wassermelonen als Ersatz dafür.

Vom Sitlagole am Nachmittag aufgebrochen, erreichte der Wagen am Mittag des folgenden Tages den M o r i z a n e, welcher Fluss sich ebenfalls als ausgetrocknet erwies und beim Graben nur eine widerliche, urinös schmeckende Flüssigkeit lieferte, die fast ungeniessbar war. Nach Passiren dieses Flusses hatten wir das Schlimmste hinter uns, die Gegend zeigte sich wieder mit Bäumen und Gebüsch bewachsen, aus welchem der eigenthümliche Ruf eines Vogels (des Buschkorhaans nach Behauptung der Eingeborenen) ertönte. Der Eingeborene übersetzt sich denselben in: Kûa-lo, Kûa-lo! d. h.: Da ist er, da ist er! und glaubt, dass der Vogel den Aasgeier meint. Als mir mein Treiber beim Hören des Rufes diese Ansicht des Volkes mittheilte, sahen wir natürlich sofort auf, um die Wahr-

heit zu prüfen, und, sonderbar genug, gerade über unseren Häuptern und darum vorher unbemerkt, zog der Geier mit langsamem, schwebendem Fluge dahin.

Wandernde Batlapi gesellten sich hier zu uns, welche nordwärts zogen, um ihre guten Freunde im Bawanketsilande zu besuchen. Den Mittelpunkt der Gruppe bildete ein mächtiger Packochse mit kolossalen Hörnern, welcher das getrocknete Fleisch und sämmtliche Reisentensilien zu tragen hatte.

Den zum Lasttragen bestimmten Ochsen durchbohrt man die Nasescheidewand und steckt einen kurzen Stock hindurch, an dem jederseits ein Leitseil befestigt wird. Diese sind für gewöhnlich hinter den Hörnern zusammengebunden und dienen mehr zum Zierrath als zum Gebrauch, da der biedere Ochse viel zu vernünftig ist, als dass er der Leitung bedürfte. Die Leute schlenderten müssig nebenher, den langen Reisestock in der Hand, auf der Schulter die Assegaien und das unvermeidliche Gewehr, welches jeder einigermaassen reputirliche Mochuane besitzt. Es ist erstaunlich zu sehen, welche Verbreitung die Feuerwaffen unter diesen Stämmen haben: soviel Männer man auch unterwegs antrifft, jeder hat einen Schiessprügel auf der Schulter, wenn es auch häufig nur eine Babiaansbout (Pavianspfote = Muskete) ist.

Zum Reisegefolge gehörten hier, wie meistens, eine Anzahl hässlicher, abgemagerter Hunde von unbestimmbarer Race, welche, wenn auch in den meisten Beziehungen von sehr schlechtem Charakter, doch nützlich werden durch die ingrimmige Feindschaft, welche sie gegen die Hyäne hegen.

Ich habe mich nie des Eindrucks erwehren können, dass die Wuth dieser Köter gegen die Lämmerdiebe lediglich auf blassem Neide beruht, indem sie nicht leiden mögen, dass jene wilden Thiere etwas Geniessbares erschnappen sollten, während sie selbst nach altem Herkommen Nichts zu fressen erhalten. Dass ein Kaffer seinem Hunde hinlängliche Nahrung verabreichte, ist ganz unerhört; der Hund kann selbst sehen, wo er bleibt, und Stehlen ist daher nicht die am schwächsten entwickelte Charaktereigenthümlichkeit derselben.

Die Hunde lernen durch Hunger getrieben indessen auch Hasen, junge Böcke, Schakals u. s. w. fangen, welche Beute der eigennützige Herr sofort für sich in Beschlag nimmt, falls er rechtzeitig hinzukommt; im anderen Fall macht der entwickelte Appetit der Hunde ihrem langen Fasten Ehre. Mir stahl einst ein Kafferhund in der Nacht einen grossen bereits zu Biltong geschnittenen Bock mit sammt dem Sack vom Wagen herunter,

und obgleich ich den Diebstahl fast sofort bemerkte, hatte er den grössten Theil verzehrt, bevor wir ihm die Beute wieder abjagen konnten. Ein anderer hündischer Dieb kam in Sechèli's Werft mehrere Nächte hintereinander zum Wagen, um die hinten aufgebundenen, getrockneten Antilopenköpfe zu benagen, und als ich endlich, des Wegjagens müde, mit dem Revolver nach ihm feuerte, bellte er mich mit derselben unverschämten Entrüstung an, die ein beim Stehlen ertappter Kaffer entwickelt haben würde.

Bald nach dem Vorbeiziehen der Batlapi's belebte sich die Gegend durch Volk, welches dem Geschlechte der Bakalahari's gewöhnlich Vaalpenze genannt, angehörte. Den Namen eines Stammes verdienen diese Leute wohl kaum, wenigstens habe ich mich vergeblich bemüht, an ihnen irgend welche durchgreifende Stammeseigenthümlichkeiten aufzufinden. Sie sind die Paria der Bechuanen, und setzen sich zusammen aus den niedrigsten Familien der Stämme, verarmten Mitgliedern derselben oder Leuten, welche aus persönlichen Rücksichten gezwungen sind, den Hauptkraal zu verlassen. Ein Mann, der heut noch in der grossen Werft wohnt, schliesst sich morgen vielleicht einem Vaalpenzkraal an, sowie andere wiederum aus den Reihen dieser in die Wüste Verstossenen zum Stamme zurückkehren. Was die Beweggründe eines solchen Wechsels sein mögen, dürfte schwer sein in jedem einzelnen Falle festzustellen; wer kann sagen, ob nicht vielleicht Ein oder der Andere wie Cäsar lieber der Erste in einem kleinen Orte als der Zweite in der Hauptstadt sein will.

Die Folge dieser Sitte ist, dass man unter den Vaalpenz Personen antrifft, welche sich in Nichts von dem gewöhnlichen Bechuanentypus unterscheiden, während die Mitglieder von Familien, welche schon für mehrere Generationen ihnen angehören, die Spuren der körperlichen und geistigen Verarmung, des Mangels und der Noth unverkennbar an sich tragen. Es spricht sich dies aus in den geistlosen, thierischen Gesichtern, den verfallenen, abgemagerten Gestalten und den zumal in jüngeren Individuen ausserordentlich stark aufgetriebenen Bäuchen. In ähnlicher Weise wie der Leib, ist auch der Geist und somit die Sprache dieser Elenden verarmt, welche indessen auch die Zusammengehörigkeit mit dem Sechuana nicht verkennen lässt.

In den Gegenden, wo ich Bakalahari sah, traf ich auch zuweilen mit dem freiheitsliebenden umherschweifenden Buschmann der Wüste zusammen, und die Vergleichung Beider in ihrer Erscheinung, wie in ihrem ganzen Auftreten fiel stets zu Gunsten der braungelben Gesellen aus. Es ist wahr, ihr Gesicht ist unschön, thierisch, ihre Gestalt ist

eckig, abgemagert, aber in den schmal geschlitzten Augen lauert die List, die Züge verrathen Entschlossenheit und Muth, der Körper ist aufgerichtet, und die schlanken Glieder lassen auf grosse Ausdauer schliessen. Die Freiheit und Ungebundenheit des Lebens drückt ihrem ganzen Wesen einen gewissen edlen Stempel auf, der sie erhebt über den unterdrückten, gemisshandelten Makalahari, den Bechuanensklaven, welcher wenig besser als ein Hund von seinem hochmüthigen Herrn behandelt wird.

Ich habe vergeblich versucht, mich von der Wahrheit der Bemerkung zu überzeugen, welche Herr Moffat auf einer der ersten Seiten seines Buches ausspricht, nämlich dass sich die Buschleute zu den Hottentotten verhalten, wie die Bakalahari zu den Bechuanen. Wenn die Buschleute auch wohl zu derselben Völkerfamilie gehören wie die Hottentotten, zeigen sich in ihnen doch so manche charakteristische Eigenthümlichkeiten des Körpers und Geistes, dass man zugeben muss, sie sind in vielen Punkten nicht nur abweichend, sondern sogar höher begabt als die Letztern. In Bezug auf geistige Fähigkeiten darf man nur an ihr malerisches Talent denken. Es ist schwer zu begreifen, wie ein Volk im Zustande der Verkommenheit, im Verzweiflungskampfe für seine Existenz gegen Mensch und Natur eine Kunst betreiben sollte, welche es im Zustande der behaglichen Ruhe und des Lebensgenusses vernachlässigte. Die verachteten Kinder der Wüste haben aber dieses Talent entwickelt, während die ansässigen Stämme sich darin mit ihnen in keiner Weise messen können.

Durch die Gesichter aller Buschleute, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, geht ein Zug, der mir maassgebend erscheint für ihren Charakter, um so mehr, als das Gesicht der Hottentotten einen ganz anderen darbietet. Graphisch lässt sich diese Eigenthümlichkeit so darstellen, dass man sagt, in das Gesicht jener, von vorn betrachtet, lässt sich ein Rechteck eintragen, in das Gesicht dieser eine Raute. Es beruht dies bei Ersteren in der grösseren Breite der Stirn und Schläfengegend und dem Vortreten der Unterkieferwinkel bei mässig entwickeltem Kinn; bei Letzteren in der stark verschmälerten Stirn, den vortretenden Jochbeinen und dem markirten, sehr spitzen Kinn.

Der Gliederbau der Buschleute ist schlank und ebenmässig bis auf den in der Regel ebenfalls mehr oder weniger aufgetriebenen Unterleib, so lange man reines Blut vor sich hat. Bei den Frauen treten allerdings ebenso wie unter den Hottentotten die unförmlichen Fettpolster auf, welche die Gestalt dieser in der Regel entstellen. Bei Letzteren sind aber auch die Gestalten der Männer weniger ebenmässig, meist untersetzt und

ohne die bewunderungswürdige Elasticität und Beweglichkeit jener. Entsprechende Unterschiede zwischen den Bechuanen und Bakalahari's sind nicht aufzufinden, alle durchgreifenden Abweichungen lassen sich auf den Einfluss der Lebensweise und allmälige Entartung zurückführen, was von den obengenannten Merkmalen zwischen den braunen Stämmen wohl kaum anzunehmen ist.

Die Vaalpenze gehören stets einem Häuptling oder reichen Mochuanen an, ihre Beschäftigung ist die Beaufsichtigung des Viehes ihres Herrn, und ausserdem liegen sie der Jagd ob. Der gesammte Ertrag beider Verrichtungen muss abgeliefert werden, Veruntreuungen, die sich leicht entdecken lassen, bestraft der Gebieter mit der grössten Härte. Stirbt ein Stück der Heerde, so darf sich der arme Vaalpenz nicht einmal an dem Aase gütlich thun; er hat das Fleisch im Schweisse seines Angesichtes nach der entfernten Wohnung des Herrn zu tragen, wo es häufig in verfaultem, ungeniessbarem Zustande ankommt. Ebenso hat er vom Wild, das er erlegt, die besten Stücke abzuliefern, ohne Rücksicht darauf, ob sie unter der Zeit verderben oder nicht.

Die Milch wird in Schläuche aus Thierhäuten (Le-Kuka) gefüllt, welche oben eine weite, im unteren Theile eine oder mehrere kleine Oeffnungen haben. Sobald sie sauer geworden ist, lässt man unten die Molken ab, um am nächsten Tage wieder von oben Milch nachzufüllen, bis der Schlauch voll ist von einem Stoffe, den man bei uns Quark nennen würde, und der keine Aehnlichkeit mehr hat mit sauerer Milch, wie wir sie geniessen. Unter allen Stämmen Süd-Afrikas bildet das erwähnte Präparat nebst einem dicken Brei von Kafferkorn oder gestampftem Mais das Hauptnahrungsmittel.

Ein Theil der Milch kommt dem Vaalpenz zu Gute, den grössten Theil bringt er ebenfalls in den Schläuchen seinem Herrn. Im Uebrigen ist er, was Nahrung anbelangt, darauf angewiesen, sich Heuschrecken, Wurzeln, wilde Beeren u. dgl. zu suchen, um die Lücken in seinem Magen auszufüllen, und diese unverdauliche Kost bläht die Bäuche zu ausserordentlichen Dimensionen auf.

Eine der geniessbarsten wilden Früchte hat Aehnlichkeit mit unseren Mehlbeeren, nur ist sie bedeutend grösser und von orangegelber Farbe; der Bechuana-Name dafür ist „Mopuru“. Ausser dieser giebt es aber auch eine ganze Anzahl von Gewächsen, welche gegessen werden, ohne dass sich jedoch viel zu Gunsten derselben sagen liesse. So wird von den Eingeborenen die Frucht eines Strauches genossen (Moréekwo Burch., Morotla Living., Grewia flava), der zahlreiche kleine Beeren von

gelbrother Farbe trägt, ähnlich wie unser Geisblatt, von widerlich süsslichem Geschmack, die sich meinen Beifall nicht erwarben; ferner die Wurzel einer Cussonia, einer Olivenart und der Bauhinia esculenta, die gestampft, ausgewässert und dann zu einem Brei angemacht werden.

Der richtige Afrikaner findet in seinem unwirthlichen Lande überall etwas zu naschen, wenn auch der Nahrungswerth des grössten Theiles dieser Naturprodukte gleich Null ist. Etwas besser sind die gerösteten Heuschrecken, welche in enormen Quantitäten von den Vaalpenzen gegessen werden, so dass sie in vielen Gegenden eine Hauptnahrung des Volkes ausmachen, aber auch von solcher Kost dürfte Niemand besonders fett werden, da die unverdaulichen Chitinschalen den grössten Theil der Masse ausmachen.

Die Bakalahari beweisen dies schlagender wie alle Berechnungen und Analysen durch das elende, ausgehungerte Ansehen, welches die meisten von ihnen und zumal die Kinder zeigen. Als wir bei dem Kraal vorbeipassirten, kamen sie sämmtlich aus den erbärmlichen, unregelmässig gebauten Rohrhütten heraus und blickten scheu herüber nach dem Wagen, der für sie den Inbegriff aller Schätze dieser Welt enthielt. Die schmale eingedrückte Brust der elenden Kinder, noch auffallender durch das Hervorstehen des Unterleibes, machte wahre Jammergestalten aus ihnen, und doch war hier, wie überall, das Erste um was sie bettelten: Mocuke! (spr. Motschuke, Tabak) und was sie für Milch verlangten: Sewaga (Glasperlen). Es zeigt sich somit, dass, was Eitelkeit und Putzsucht anbetrifft, wir Menschen alle wahre Brüder sind, und dass die koquette Schöne des Salons, wie die arme Vaalpenz-Dirne der Kalahari gleich geneigt sind, der Befriedigung ihrer Eitelkeit alle anderen Rücksichten hintenan zu setzen.

Die Frauen werden nicht besser als Lastthiere behandelt und haben alle schweren Arbeiten zu verrichten; man muss sich verwundern zu sehen, welche ausserordentliche Kraft und Ausdauer die elenden, missgestalteten Personen entwickeln. Sie tragen Lasten, welche ein starker Europäer nur mit Mühe vorwärts bringen würde; die lange Gewöhnung und die Vertheilung der Last auf den ganzen Körper befähigt sie das scheinbar Unmögliche zu leisten. Sie packen die Last, was immer es sei, in Häute oder geflochtene Netze, kriechen unter dieselbe und erheben sich langsam, nachdem sie die Zipfel vor der Stirn zusammengeknüpft haben. Das Gewicht ruht somit auf dem Rücken und dem Nacken, welcher Theil bei den Eingeborenen besonders stark zu sein scheint. Eine Person trägt auf diese Weise zuweilen 20—30 Straussen-

eier mit Wasser gefüllt, von den jedes etwa 5 Pfd. Wasser enthält, also ein Gesammtgewicht von 100—150 Pfund, zu dem häufig noch ein mehrere Jahre altes Kind als Zugabe kommt. Ich sah bei dem erwähnten Kraal einen Zug solcher weiblicher Lastthiere, welche, während sie unter dem Gewicht ungeheuerer Bündel Holz daherkeuchten, noch Zeit genug fanden zu scherzen und Bemerkungen über den weissen Reisenden zu machen. Sie finden es ganz in der Ordnung, dass sie ebenso behandelt werden wie ihre Vorfahren, und fühlen sich nicht unglücklich in einer Lage, gegen deren Druck sie die Gewohnheit abgestumpft hat. Ist es wirklich ein Segen für diese Geschöpfe, sie auf das gegen sie begangene Unrecht aufmerksam zu machen, ohne dass man hinreichende Mittel hat, ihre Lage andauernd zu verbessern?

Von dem Kraal war es nur noch eine kurze Strecke bis zum Molopo, den wir früh erreichten und an seinem Ufer ausspannten, um die Ochsen vor dem Passiren der Drift ausruhen zu lassen.

Es verdient besondere Erwähnung, dass dieser Fluss, welcher von Europäern, die seit langen Jahren im Lande sind, stets ausgetrocknet gefunden wurde, sich in diesem Jahre gefüllt zeigte mit klarem, fliessendem Wasser, welches die ganze trockene Zeit über aushielt. Die bereits mehrfach besprochene Austrocknung Süd-Afrika's findet demnach auch hier nicht als ausnahmslose Regel statt, sondern es finden sich Fälle, dass an einzelnen Stellen Wasser reichlicher auftritt, als es in der Vergangenheit pflegte.

Da ich mich etwas auf der Jagd am Ufer des Flusses verweilte, passirten wir erst am Nachmittag die Drift und machten jenseits Nachtquartier auf der ersten den Bawanketsi's zugehörigen Werft. Zwölf Tage war ich durch unbewohnte Gegenden gezogen und hatte mich während derselben einsam genug gefühlt, aber trotzdem erschien mir die Gesellschaft, die ich hier antraf, kaum als eine Verbesserung meiner Lage. Obgleich im allgemeinen durch die vorbeikommenden Händler an den Anblick weisser Leute gewöhnt, hatten sie doch bald ausgekundschaftet, dass ich von England (Europa) käme und nicht Händler, sondern „Jentelmaan“ wäre. Der Ausdruck „gentleman“ ist bekannt bis tief hinein in Moselekatse's Land und schreibt sich her von Capt. Harris, Scott und Oswell, welche sich so bezeichneten und durch ihre grosse Freigebigkeit gegen die Eingeborenen ihre Behauptung am besten zu beweisen glaubten. Die Bezeichnung erfreut sich eines sehr guten Klanges im Bechuanenlande, bringt aber viel Plage mit sich, indem man auf diesen Namen hin unendlichen Betteleien ausgesetzt ist. So war auch am Molopo stets eine

ganze Versammlung um den Wagen mit allen möglichen Anliegen, viele getrieben von blosser Neugierde, um den „Lekoa“ zu sehen, „der uit die Zeewater uit komt“. *) Dieser Ausdruck, der sich in vielen Reiseberichten findet und auffallend erscheinen dürfte, erklärt sich einfach so, dass die Eingeborenen wohl eine ungefähre Vorstellung von dem Meere haben, aber sich keinen Begriff machen können von einem Lande jenseits des grossen Wassers und anstatt „übers Meer“ zu sagen, gilt es ihnen gleich, zu setzen „aus dem Meere“.

Als ich mich in den Wagen zurückzog und ihnen vermelden liess, dass ich keine Zeit hätte, mich angaffen zu lassen, geriethen sie in förmliche Entrüstung, und die Angesehensten fragten meine Leute, ob ich denn in meinem Lande ein Häuptling wäre, dass ich so ohne Weiteres käme, um die grossen Häuptlinge der Bechuanen zu besuchen. Ihr Aerger war mir sehr gleichgültig, da ich wusste, dass sie wohl bellen, aber, so lange man ihnen keinen Vorwand giebt, nicht zu beissen wagen, und ich verliess den Ort noch denselben Tag, um weiter in dem Bawanketsigebiet vorzudringen.

Noch einmal kamen wir über eine kahle Fläche, nur hier und da bewachsen mit Kameeldornbäumen und einem anderen niedrigen Baume, Mohonono von den Eingeborenen genannt, dessen oben verbreiterte Kronen zur Zeit kahl waren, aber im Sommer dicht besetzt sind mit lancettlichen, lichtgrünen, silbergrau behaarten Blättern. Es ist dies Gewächs ein echter Wüstenbewohner und gedeiht auf den sandigsten, trockensten Höhenzügen, wo selbst der Kameeldorn selten wird. Der Mohatlabusch war hier wie überall unser Reisebegleiter bei Tage, unser Schutz während der Nacht; er scheint die grösste Verbreitung zu haben, indem er nach Norden zu gesehen wird, so weit überhaupt etwas über die Vegetation bekannt ist. In dürren Gegenden ein Busch, erhebt er sich in fruchtbareren zu einem Baum, in welcher Form wir ihn nach Passiren der Ebene antrafen, da nun der Weg in den üppigsten Theil des Bawanketsilandes eintrat.

Die Gegend nahm einen welligen Charakter an, die niedrigen Höhenzüge wie die Tiefen dazwischen waren dicht bewachsen mit mannigfachem Gebüsch und Bäumen, Viehstege kreuzten sich zwischen denselben in allen Richtungen, und man konnte bald erkennen, dass dicht bewohnte Gegenden in der Nähe waren. Zahlreiche Vleis und einige Pfannen, welche beständiges Wasser haben, finden sich hier vor und geben die Möglich-

*) Der aus der See käme.

keit, Viehposten zu etabliren, auf denen der grösste Theil von Gassisioe's Heerden unter der Obhut von Vaalpenzen gehalten wird.

Die Gebüsche sind belebt von mannigfachen Vögeln, unter denen hier zuerst ein Rhinozerosvogel von der Grösse einer Krähe mit schwarz und weissen Flecken auftritt (Buc. leucomelas Licht.), welcher seines Rufes wegen Kokoa von den Eingeborenen genannt wird. Auch das Thier, dessen Namen der Vogel entlehnt, das Rhinozeros, war früher ein häufiger Bewohner der Dickichte, wie sich noch aus den zahlreichen am



Fig. 53. Buschkorhaan, Kokoa, Bastaardpapagij, Fr. Swainsonii, Pt. bicinctus.

Wege zerstreuten Schädeln erkennen liess, wenn auch zur Zeit die Feuerwaffen dies Ungethüm hier vollständig ausgerottet haben. Eine kleine Trappe zeigte sich zwischen den Büschen, welche dem blauen Korhaan ähnlich ist, aber von geringerer Grösse mit graulich-weisser Brust und Unterleib anstatt der blaugrauen des letzteren, wodurch sie sich leicht unterscheidet (Otis Rhaad L. Gm. s. Vigorsii.)

Je mehr ich im Bawanketsilande vordrang, um so mehr sah ich, dass,

beeinflusst durch die Jammerberichte vieler Reisenden über ihre Wüstenwanderungen, meine Vorstellungen von dem Aussehen der Gegend durchaus unrichtig gewesen waren. Wo ich todte Flächen mit spärlicher Bewachsung vermuthet hatte, fand ich hügeliges Land mit üppiger Vegetation; von den Gipfeln der Felskuppen eröffnen sich liebliche Fernsichten in die von Heerden belebten Flächen, in den engen Felsthälern nimmt die Natur eine romantische Schönheit an, welche mit der eines wahren Gebirgslandes zu wetteifern im Stande ist.

Am 2. August tauchten die dunklen Höhenzüge der Bawanketsi in grösserer Nähe vor mir auf, und mit Sonnenuntergang öffnete sich das enge Thal, durch welches sich der Weg hinzieht zu dem sanft ansteigenden Plateau, auf dem sich Khanije, die Hauptstadt des Stammes als ein kleineres, zweites Plateau erhebt. Die Freude meiner Leute über ihr glückliches Eintreffen in der Heimath nach langer Abwesenheit musste sich jetzt Luft machen, und da dies für einen Schwarzen ohne Lärm nicht möglich ist, begannen sie der Sitte gemäss ein lebhaftes Salutschiessen aus ihren alten Musketen, das bald von den Hütten her ebenso energisch beantwortet wurde und zusammen mit dem Toben der Bewohner einen höllischen Spektakel verursachte. Zum Glück war die Nacht schon vorgerückt, und ich gab daher meinen Leuten alsbald Urlaub, in den Ort zu gehen und ihre Freunde zu begrüssen.

Capitel XXIII.

Khanije und Umgebung.

Audienz bei Gassisioe; Thierleben dieser Gegenden; schwarze Patienten; Besuch beim Wagen; Boyale; Perlhuhnjagd; Scenerie der Felsklüfte.

Am nächsten Morgen packte ich einige Geschenke für den Häuptling zusammen und machte mich auf, um Gassisioe meinen Besuch abzustatten. Der Fusssteg, welcher zur Stadt führt, zieht sich in unregelmässigen Windungen über die rauhen Felsen hinauf, welche aus groben Conglomeraten bestehen, ähnlich dem Nagelfluhfels der Schweiz. Die Grundmasse ist ein Silicat von röthlicher Färbung, in welchem schichtenweise Rollsteine eingebettet sind von grosser Mannigfaltigkeit, wodurch das Ansehen der Klippen ein sehr buntes wird. Auf der Gipfelfläche des Berges liegt die Stadt, aus Hunderten von Hütten bestehend, welche dicht

an einander gedrängt sind und nur schmale, gewundene Wege zwischen sich frei lassen.

Das Zurechtfinden in einer Bechuanenstadt ist aus diesem Grunde nichts Leichtes, die Durchgänge bilden ein wahres Labyrinth, aus wel-



Fig. 54. Strasse einer Bechuanenstadt (Moruaγomo).

chem nur der Einheimische seinen Weg zu finden im Stande ist. Der Unkundige steht gewöhnlich nach wenigen Schritten vor einem 6′ hohen geflochtenen Schirm, und das höhnische Gelächter oder die Scheltworte der Hüttenbewohner belehren ihn, dass er falsch gegangen ist; er wendet sich zurück, schlägt einen andern Weg ein, um gleich darauf sich durch ein ähnliches Hinderniss aufgehalten zu sehen. Die Haufen von Kehricht und Unrath jeder Art, welche sich zu den Seiten des Weges aufthürmen, wo nur immer der Zufall einen etwas breiteren Raum übrig gelassen hat, machen das Durchwandern der Niederlassungen um Nichts angenehmer, wenn auch wenig Zeit bleibt, über die Situation nachzudenken.

Denn wie die Seevögel von ihren gemeinschaftlichen Brüteplätzen auffliegen und den unberufenen Eindringling umschwärmen, so umtoben die Frauen und Kinder einer Bechuanenstadt den weissen Fremden, sobald er sich ihren Wohnungen nähert. Schaaren von tanzenden und singenden kleinen Unholden belebten alle freieren Plätze und ihr Gruss: „Rumèla Lekoa“!*) wollte gar kein Ende nehmen. Hier und da gerieth

*) Etwa: „Guten Tag, Weisser!“



Fig. 55 Gassisioe und sein Gefolge in der Khotla von Khanije.

eine weniger dreiste Schaar der Kinder über die ungewohnte Erscheinung in jähen Schreck und verschwand mit entsetzlichem Geschrei in den schützenden Hütten.

Der mit dem Orte bekannte Führer brachte mich bald zu dem grossen Platze, dem Mittelpunkt des Ganzen, Khotla genannt, an welchen sich gewöhnlich die Hütte des Häuptlings und seine Viehkraale anschliessen. In der Khotla wird über das Wohl und Wehe des Stammes entschieden, hier werden die Rathssitzungen abgehalten, hier empfängt das Oberhaupt Fremde, sowie die Botschaften aus seinem eigenen Gebiet. Es herrscht daher auf diesem Platze beständiges Leben: ist der Häuptling nicht selbst anwesend, was er täglich wenigstens für einige Stunden pflichtgemäss zu sein hat, so finden sich seine Rathgeber vor, und selbst in der Nacht sind stets einige Leute beordert, sich daselbst aufzuhalten, um bei unvorhergesehenen Ereignissen sofort an die Leiter des Stammes Meldung zu machen. So stellt die Khotla also zu gleicher Zeit das Rathhaus, die Empfangssäle des Königs und die Hauptwache dar. Die unmittelbare Nachbarschaft der Heerde Ochsen, welche ihre würdigen Häupter über den Zaun erheben und mit wichtiger Miene auf die berathende Versammlung herabschauen, verleitet die Eingeborenen nicht zu bösen Anspielungen, wie sie in unserer verderbten Zeit gewiss gemacht würden, wenn der Magistrat einer Stadt seine Sitzungen beim Ochsenstalle abhielte.

In der Khotla der Bawanketsi fand ich mehrere Würdenträger des Reiches vor, welche mir die Hütte des Häuptlings bezeichneten. Ich trat in den Hofraum ein und liess mich bei Seiner Majestät anmelden. Der Bote kam bald zurück und führte mich in den innern Raum der Hütte, wo der Häuptling im engeren Familienkreise beim Frühstück sass. Den Mittelpunkt der Gruppe, welche aus Gassisioe nebst einem Bruder und Schwager auf der rechten Seite und drei seiner Frauen auf der linken bestand, bildete ein grosser irdener Topf mit Kafferbier (Boyaloa)*), aus dem die Herrschaften den Inhalt mittelst Kalabassen in irdene Näpfchen schöpften.

Es wurde mir ein Stuhl angewiesen gegenüber dem Häuptling, auf dem ich Platz nahm, während mein vis à vis mit unverkennbarer Befangenheit einen Brief, den ich ihm von Moffat brachte, zwischen den Fingern drehte und mich dabei etwas misstrauisch betrachtete. Diese

*) Dieses Bier wird aus gestampftem Kafferkorn durch mehrtägige Gährung bereitet.



stillschweigende Musterung bis zur Ankunft des Dollmetschers, nach welchem Gassisioe alsbald gesendet hatte, gewährte auch mir Musse, die verschiedenen Personen gehörig ins Auge zu fassen.

Der Häuptling ist bereits in vorgerückten Jahren, seine Gestalt gebeugt, das Gesicht hager, von gutmüthigem Ausdruck; in den Augen, welche rastlos umherwandern, prägt sich Misstrauen aus, eingegeben von Furcht. Vielleicht zeigte sich das Letztere bei dieser Gelegenheit stärker, als gewöhnlich, da die Eingeborenen stets Misstrauen hegen gegen Jeden, der in das Land kommt, ohne Händler zu sein. Die Boeren sind das Gespenst, welches die guten Leutchen in beständiger Angst und Aufregung erhält, und der Verdacht, ein Emissär von ihnen zu sein, tritt dem Besucher des Landes häufig entgegen, wenn nicht der Handel hinreichenden Grund für sein Kommen abgiebt. Zur Beschwichtigung eines solchen Verdachtes trägt die äussere Erscheinung, Kleidung u. s. w. des Reisenden mehr bei, als irgend etwas Anderes, und diese Sachen werden daher einer genauen Besichtigung unterworfen. Die Boeren können nur schwer ihre Eigenthümlichkeit, sich zu tragen, gänzlich verleugnen, und die Eingeborenen sind damit hinlänglich vertraut, um einen verkappten Boer leicht zu entdecken. Ausserdem ist ein Europäer für die Bewohner des Innern sehenswerth als ein lebendiges Modenjournal, das bis ins kleinste Detail studirt wird, indem Nachäfferei europäischer Sitten und Gebräuche eine der Hauptschwächen der Bechuanen ist. Der bedeutende Mann unterscheidet sich von dem gemeinen Pöbel durch seine europäische Kleidung, was insofern nicht ganz grundlos ist, als nur der tüchtige Jäger im Stande ist, einen solchen Aufwand zu bestreiten.



Fig. 56. Gassisioe, Häuptling der Bawanketsi.

Alles, was zur Häuptlingsfamilie gehört, hat durch die Abgaben des Volkes genug, um sich herauszuputzen, und häufig sieht man die Leute in den lächerlichsten, für das Land ganz unpassenden Trachten herumstolziren, wie die Krähe, die sich mit den Pfauenfedern schmückte. Die Bewunderung auffallender, besonders glänzender Kleidung geht so weit, dass

ich überzeugt bin, ein europäischer Lakei könnte in seiner goldbetressten Livree das ganze Land durchreisen und würde mit ein wenig Unverschämtheit sich überall fürstliche Aufnahme verschaffen können; kein Mensch würde es wagen, einem augenscheinlich so bedeutenden Manne etwas zu verweigern.

Gassisioe, sowie seine männlichen Verwandten waren selbstverständlich in europäischer Kleidung, wenn auch nicht ganz nach der neuesten Mode. Der Häuptling befand sich noch im Negligé, welches er gewöhnlich den grössten Theil des Tages über trägt, d. h. er hatte eine wollene Nachtmütze auf, eine bunte Steppdecke von gedrucktem Kattun über seinem Hemd und Hosen und gewirkte Schlafschuhe an den Füssen. Während ich diese Attribute des hohen Herrn, welche den etwas dummen Ausdruck des Gesichts nicht wenig erhöhten, mit geheimem Lächeln betrachtete, wollte es mich fast wie Heimweh beschleichen, indem gewiss ein oder das andere dieser Kleidungsstücke meiner theueren Heimath den Ursprung verdankte.

Wie angenehm stach nicht gegen diesen alten Philister seine junge Gemahlin ab, welche nebst zwei anderen Frauen links vom Häuptling an der Erde auf Kuhhäuten lagerte. Ihr intelligenter, ausdrucksvoller Kopf mit dem niedrigen, kronenartigen Haarschopf der Bechuanenfrauen, war in der That der einer Königin. Dabei sass derselbe auf einem stattlichen Halse und üppigen Schultern, welche einen reichen Schmuck lavendelblauer Glasperlen trugen und dadurch ihre kräftige, dunkelbraune Färbung im angenehmen Contraste zeigten. Der Schakalkaross, welcher wie eine Toga die Gestalt umhüllte, war auf der linken Schulter lose zusammengenestelt und liess den vollen wohlgeformten Arm unverhüllt, der nur von einigen Messingringen umspannt wurde.

Die Musterung meiner Person war endlich beendigt und schien ein günstiges Resultat geliefert zu haben, wie ich aus den sich aufheiternden Gesichtern schloss, wenn ich auch die abgebrochenen Bemerkungen im Sechuana nicht verstand. Die Königin Motuane hatte sich dabei stillschweigend verhalten, doch das lebhafte Umherwandern ihrer dunklen Augen und das Wetterleuchten, welches zeitweise ihr intelligentes Gesicht überzog, verrieth, dass sie eine rege Theilnahme für die Verhandlung hegte.

Der Dollmetscher war unterdessen erschienen, und mit seiner Hülfe nahm die Unterhaltung ihren Gang, beginnend wie gewöhnlich mit dem Fragen nach Neuigkeiten und dann übergehend auf meine Reisezwecke, Inhalt des Wagens, beabsichtigten Aufenthalt im Lande u. s. w. Der

Häuptling nahm meine Geschenke entgegen und liess mir als Zeichen seiner Gastfreundschaft einen Napf mit dicker Milch reichen, von dem ich etwas ass, worauf der Rest von dem anwesenden Gesinde vertilgt wurde. Ich erhielt Erlaubniss, mich beliebig im Lande zu verweilen, und entfernte mich endlich, zufriedengestellt mit dem Erfolge dieser ersten Audienz.

Die zufällige Anwesenheit eines Händlers, Namens P...e, gewährte mir die Annehmlichkeit eines Begleiters, mit dem ich, zum Wagen zurückgekehrt, alsbald aufbrach, um die Gegend zu durchstreifen. Das Aussehen sowie das thierische Leben derselben übertraf meine Erwartungen bei weitem; besonders reich zeigte sich die Fauna im Gebiete der Vögel, welche die dichten, zum Theil fast undurchdringlichen Gebüsche in den Thälern und an den Abhängen belebten. Der isolirte Berg, welcher die Stadt trägt, fällt steil gegen Norden und Westen ab, an einer Stelle einen zweiten tarpejischen Felsen darstellend, noch von Gassisioe's Vater zu demselben blutigen Zwecke benutzt. Ringsum ziehen sich Schluchten und weitere Thäler, von kleinen Bächen durchströmt, deren klare Fluth die Natur erfrischt und zu einem ungewohnten Leben erweckt. Die Gebüsche tönen wieder von den sonderbaren, unartikulirten Lauten des einfärbigen Loori's (Chizaerhis concolor); eine kleine wilde Taube mit weinrothem Hals (Peristera chalcospilos Gray) gurrt in den Dornen, das Gackern des Perlhuhns schallt herunter von den felsigen Kuppen und der Bastaard-Papagij (Psittacus Meyeri) schwatzt im Zweiggewirr des Olivenbaumes über den weissen Eindringling. Dazu kommt eine grosse Mannigfaltigkeit von Sängern und Finken, zum Theil mit prächtigen Farben geschmückt, dem Sammler eine gute Ausbeute versprechend.

Obgleich ich viel Vergnügen daran fand, diese zierlichen Thierchen zu beobachten, konnte ich mich doch nur selten entschliessen, eins derselben umzubringen, zumal da zum Wilde zählende Vögel zahlreich waren. Mehrere Arten Rebhühner, deren Namen ich bereits oben angeführt habe, fielen mir hier zur Beute und gewährten mir das grosse Vergnügen, welches der Jäger stets empfindet, wenn er das erste Stück irgend einer Gattung Wild erlegt. In dem hohen Grase der Thäler fand sich das Franc. subtorquatus, welches sich vor allen anderen durch Pracht des Gefieders auszeichnet. Brust und Unterleib des Vogels ist gesperbert, Kopf und Hals von sanfter, röthlicher Färbung, der Rücken und die Flügeldeckfedern lichtbraun mit helleren Streifen. Beide Geschlechter sind aber sehr verschieden, so dass diese Bemerkungen nur auf das Männchen An-

wendung finden. Auch die erwähnte dunkelgraue Art mit den weissen Zeichnungen (Fr. natalensis) fand ich hier zuerst in den steinigen Abhängen nahe am Wasser, woselbst der Hahn von seinem Felssitz am Abend den schnalzenden Lockruf weithin erschallen liess.

Das reichliche Vorhandensein solchen Wildes war sehr angenehm, weil wir dadurch der Nahrungssorgen überhoben wurden, welche sich zu-

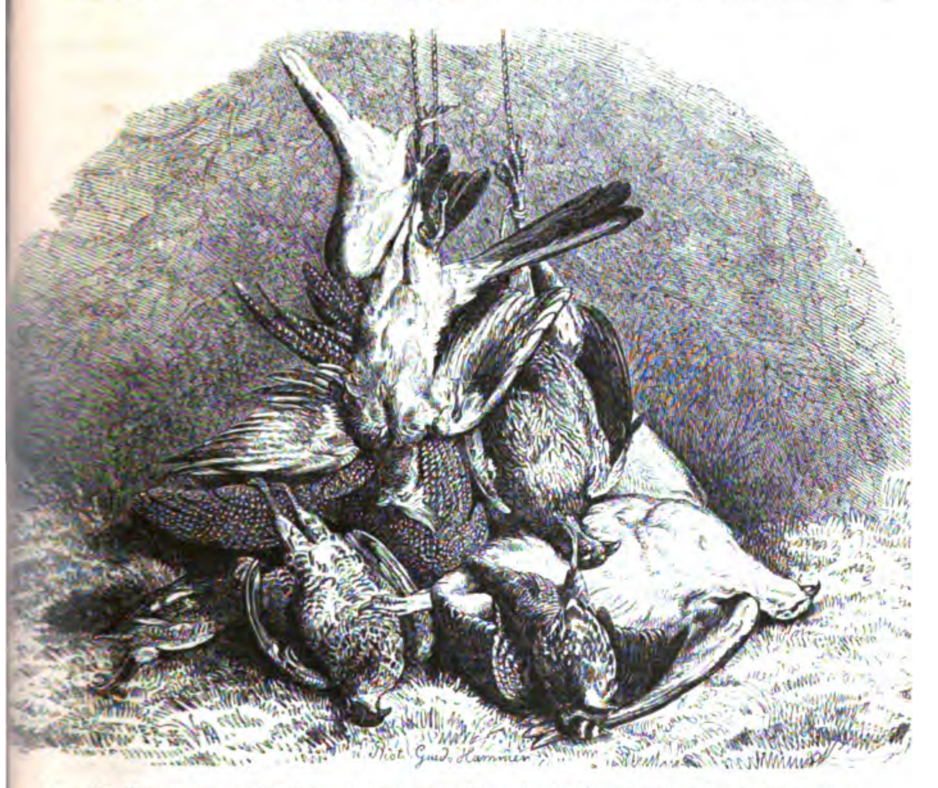


Fig. 57. Chizaerhis concolor, Francol. Swainsonii, F. natalensis, Pterocles bicinctus, Falco rapax etc.

weilen selbst in der Nähe einer Niederlassung geltend machen. Sobald die schwarzen Herren sehen, dass man etwas nöthig hat, kann man sicher sein, es nicht zu erhalten, oder doch zu einem verhältnissmässig hohen Preise. Häufig ist ihnen das Vieh auch so ans Herz gewachsen, dass sie sich unter keinen Umständen davon trennen wollen, und es erklärt sich dadurch, warum die meisten Afrikareisenden sich lieber der Mühe unterziehen, Schlachtvieh mit sich zu führen, als von den Eingeborenen in Hinsicht auf Fleisch abhängig zu sein.

Zunächst war die Noth noch nicht gross, indem ich, von dem Ausfluge zurückkehrend, beim Wagen bereits einen Ziegenbock vorfand, den mir der Häuptling als Geschenk gesandt hatte, aber später war ich wieder für Wochen auf den Ertrag der Jagd angewiesen.

Als die Sonne zu sinken begann und die Luft sich abkühlte, kam Gassisioe mit seinem ganzen Gefolge vom Berge herab, um mir seinen Gegenbesuch abzustatten. Die Herrschaften zeigten sich jetzt ganz unbefangen und geruhten Café bei meinem Wagen einzunehmen. Die Neugierde europäische Gewehre, Instrumente, Kleider u. s. w. zu besichtigen, trat alsbald in den Vordergrund; jedes Stück wurde genau untersucht, Anwendung und Bedeutung musste ausführlich erklärt werden, und glaubte der Häuptling es richtig verstanden zu haben, so liess er sich wohl herab es selbst wiederum seinem Gefolge auseinanderzusetzen. Mehr als einmal ertönte ihr verwundertes: Alla makapá (Verdrehung von: aller magtig?) beim Anblick irgend eines künstlichen Apparates, dessen Mechanismus sie überraschte, wie besonders, als ich mein Lefaucheuxgewehr vorzeigte, dessen Vortheile sie schnell begriffen, wenn sie sich auch nicht getrauten, es abzufeuern, aus Furcht, der Schuss möchte hinten herausfahren. Die Nachricht, dass ich Bilder von Personen aufgenommen hätte, war mir schon vorausgeeilt, und man liess mir keine Ruhe, bis ich sie herausgeholt und herumgezeigt hatte. Als wir durch waren, fragte mich Gassisioe eindringlich, ob er auch Alles gesehen hätte, und erst auf meine wiederholte Versicherung, dass dem so sei, stellte er sich zufrieden. Von dieser Zeit an war meine Freundschaft mit dem Häuptling fest begründet, und er kam häufig zu meinem Wagen, um mich über europäische Verhältnisse auszufragen, Medizinen zu erbitten, oder mich zu veranlassen, irgend einen Kranken zu besuchen, an dem er Interesse nahm.

Das grosse Vertrauen, welches die Farbigen in „des weissen Mannes Medizin" setzen, ist ebenso schmeichelhaft als bedenklich, da sie von der physiologischen Wirkung einer Arznei keine Vorstellung haben, sondern nur Zauberkraft darin suchen, wesshalb „Molèmo" ihnen zu gleicher Zeit Medizin und Zaubermittel bedeutet. Aus diesem Grunde ist es sehr schwer sie zum verständigen Gebrauch eines Mittels zu bewegen, häufig vertilgen sie die gereichte Quantität auf einmal, und man kann ihnen daher nur unschuldige Stoffe in die Hände geben. Sie sind die geduldigsten Patienten von der Welt, da ist keine Medizin widerlich genug, dass sie der Kaffer nicht auf Verlangen mit der grössten Bereitwilligkeit einnähme, und er unterwirft sich stets aus freien Stücken der Hungerkur, sobald er sich irgend wie unwohl fühlt. Was auch immer der Erfolg des



Fig. 58. Frauen und Kinder der Bawanketsi vom Wasserholen zurückkommend.

angewandten Mittels sei, der Patient wird stets die Medizin loben und bereitwilligst davon einnehmen, so lange der Weisse es für gut befindet. Ich habe zuweilen gesehen, dass Händler, welche von Schwarzen um Hülfe gegen ihre Leiden gefragt wurden, ihnen die gleichgültigsten Sachen gegeben haben, z. B. Ingredienzen ihres Mahles, wie Worcester Sauce mit Salz, etwas Essig, Mostrich oder ähnliche Dinge, nur um sie los zu werden, und dass die Kranken diese Patentmedizinen nicht nur mit Andacht genommen, sondern auch stets einen guten Erfolg davon gespürt haben.

Es ist sehr auffallend, dass Leute, welche so grosse Furcht hegen von ihren Stammesgenossen vergiftet zu werden, so wenig Bedenken tragen, von Fremden Mittel zu nehmen, welche vielfach wahre Gifte sind. Nach ihren Gesetzen gilt schon das blosse Führen von Gift (Palias) als ein Verbrechen und wird mit dem Tode bestraft, aber trotzdem scheinen Fälle von Vergiftungen nicht selten zu sein. Mein guter Freund Gassisioe hatte ebenfalls einen heillosen Respect vor Gift, und während er mich um Arznei gegen rheumatische Leiden bat, erkundigte er sich heimlich, ob ich ihm nicht ein Mittel bereiten könnte, welches ihn giftfest machte, indem er derartige Angriffe auf sein Leben von den anderen Häuptlingen befürchte. Sein Zutrauen war mir allerdings sehr schmeichelhaft, doch musste ich ihm leider gestehen, dass seine Vorstellung von unserer Kunst zu weit ginge, und derartige Mittel nicht existirten, was er mit einem etwas ungläubigen Seitenblick aufnahm.

Ausser diesen hohen Besuchen fehlte es nicht an andern Neugierigen, welche zuweilen in ganzen Schaaren angezogen kamen; das Hauptcontingent lieferten dazu stets die Frauen und halbwüchsigen Kinder, welche mit ihren irdenen, wie Punschbowlen geformten Töpfen aus der Stadt herabstiegen, um Wasser in der Ebene zu schöpfen. Die ganze Fläche unter dem Berge ist nass und sumpfig, wesshalb die Eingeborenen etwa fussgrosse Löcher in den Boden machen, aus denen sie das angesammelte Wasser mit kleinen Kalabassen ausschöpfen. Am Morgen und am Abend erscheinen die Wasserträger in langen Reihen, und das ewige Kommen und Gehen macht die Scene zu einer sehr belebten, reichen Stoff zu Beobachtungen gewährend. Nachdem die erste Scheu überwunden war, traten sie oft an den Wagen heran, um Victualien zum Kauf anzubieten, Tabak etc. zu erbetteln, oder Photographien anzusehen. Die Erscheinung der Frauen hat durchgehends etwas gedrücktes, aus ihrem ganzen Benehmen sieht das Lastthier, zu dem man sie erniedrigt, unverkennbar heraus. Kleidung und Putz sind einförmig: die erstere besteht

aus einem Schurz von Fellen um die Hüften und dem Caross; Hals, Arme und Füsse sind mit massenhaften Glasperlen belastet, von denen die kleinen künstlich aufgereiht und zu Strängen geflochten sind. Solche Stränge bilden nebst einem Läppchen, das kaum den Namen eines Schurzes verdient, in der Regel die einzige Bekleidung der Kinder; die Stränge werden von diesen nach Art eines lose anliegenden Gürtels um die Hüften getragen und gereichen den schwarzbraunen Kobolden durch ihre heiteren hellblau und rosa Färbungen zu einer angenehmen Zierde. Die Haare der Frauen sowie der obere Theil der Stirn sind gewöhnlich stark eingeschmiert mit Blinkklip, welches mit Fett zu einer Art Pomade angemacht wird, und die kurzgeschorenen Wollzöpfchen verlieren dadurch vollständig das Ansehen von Haaren.

Zwischen die Reihen der Wasserträger mischten sich in dieser Zeit höchst sonderbar aussehende Figuren, welche sich bei näherer Betrachtung als junge Mädchen erwiesen in einer eigenthümlichen Vermummung. Um den Leib, welcher mit Pfeifenthon weiss angemalt war, zog sich ein dicker Wulst von zusammengeflochtenem Schilf, ähnlich einem kolossalen Lebensretter, wodurch der grösste Theil des Oberkörpers verdeckt wurde; um die Lenden trugen sie einen langen Schurz und um den Kopf Flechtwerke von demselben Material, was ihnen ein sehr phantastisches Aeussere verlieh. In diesem Aufzuge sah ich sie täglich reihenweise zu 4—6 mit Stöcken in den Händen vom Berge herabkommen und sich in der Gegend verlieren. Während sie in munterem Laufe dahineilten, sangen sie eintönige Lieder, schwangen drohend ihre Stöcke und machten das Röhricht, welches ihre einzige Bekleidung bildete, rasseln um die weissbemalten Glieder. Auf mein Befragen über den Sinn dieser eigenthümlichen Sitte wurde mir mitgetheilt, dass diese Mädchen durch ihre Vermummung kenntlich gemacht werden als Theilnehmer an einem Instruktionsunterricht, der jährlich für die mannbar werdenden Mädchen der Werft von älteren Frauen abgehalten und Boyale genannt wird.

Sie erhalten dabei Unterweisung über ihre späteren Pflichten und Rechte, ihre Stellung zu den Männern etc.; so lange der Unterricht dauert sind sie gewissermassen sacrosanctae, halten sich abgesondert, und es ist nicht erlaubt sie irgendwie zu belästigen oder zu stören. Zum Zeichen dafür sind ihnen die Stöcke verliehen, von denen sie unbeschränkten Gebrauch machen können; so wie ein Mann sich ihnen zu nähern sucht, stürzt gewöhnlich die ganze Schaar unter lautem Toben auf ihn zu und nöthigt ihn mit geschwungener Waffe die Flucht zu ergreifen.

Gegen Abend kehrten sie aus dem Felde zurück, hielten wieder ihre

Umzüge und die eintönigen Melodien ihrer Gesänge tönten häufig für den grössten Theil der Nacht vom Berge hernieder. Täglich schien sich die Aufregung, welche durch diesen Ritus verursacht wurde, zu steigern, je näher der Termin herankam, wo die Adepten unter die Zahl der erwachsenen Frauen aufgenommen werden sollten, und zum Beschluss wurde ein grosses nächtliches Fest gefeiert, an dem sich die ganze weibliche Bevölkerung in der Khotla versammelte. Die Frauen führten daselbst vor dem Häuptling feierliche Reihentänze auf unter beständigem Singen, Blasen von Rohrpfeifen und Stampfen mit den Füssen, was sich zu einem sinnverwirrenden Toben mischte. Die jungen Mädchen, welche für diese Feierlichkeit mit allen möglichen Zierrathen geputzt waren, legten ihre Rohrbekleidung auf mehrere Haufen zusammen, die darauf in Brand gesteckt wurden. Während das Feuer in röthlicher Gluth die wild umhertanzenden Gestalten beleuchtete, erreichte die Aufregung den höchsten Grad und der höllische Spektakel tönte weit hinaus in die Ebene; in der That, es fehlte wenig dazu, dass der unbefangene Zuschauer sich nicht in die Unterwelt versetzt glaubte, so schauerlich schön war der Anblick der schwarzen Mänaden. Die ganze Nacht hindurch dauerte der Lärm und am Morgen kamen die neu aufgenommenen Frauen zum Wasser herab, wuschen sich und beschmierten die Glieder anstatt des weissen Thones nun mit der dunkelrothen Ockerfarbe, welche die beliebte Schminke dieser Stämme ist.

Nachdem ich etwas bekannter geworden war, suchte ich meine photographischen Apparate heraus und stellte sie in der Khotla auf, um das Portrait Gassisioe's abzunehmen. Obgleich ich schon vorher mit ihm darüber gesprochen und seine Einwilligung erlangt hatte, wurde er im letzten Augenblicke doch wieder furchtsam, und ich musste erst das Bild eines seiner Trabanten aufnehmen, um ihm die Harmlosigkeit des Verfahrens zu beweisen. Als aber das Eis einmal gebrochen war, wollten alle Anwesenden aufgenommen sein, und ich hatte Mühe mir die Andrängenden vom Halse zu schaffen.

Schade war es, dass ich bei den weiteren Aufnahmen gezwungen wurde, die Rangordnung einzuhalten, und nicht nach freier Wahl verfahren konnte; ich hätte sonst statt der steifen, halbcivilisirten Verwandten des Häuptlings lieber einige von den wilden Burschen aus dem Volke oder von den umherstehenden Frauen als Vorwurf gewählt. Motuane, als die Frau Gassisioe's, durfte ich auch abnehmen, aber eine andere, die der greise Schwager desselben der Reihe seiner Gemahlinnen neuerdings angefügt hatte, entging mir, da der werthe Eheherr, nachdem er sich am

Kafferbier zu gütlich gethan hatte, gerade sein Räuschchen ausschlief und also nicht um Erlaubniss gefragt werden konnte. Ich hätte die Dame sonst gern in mein Album aufgenommen, als gutes Beispiel einer Bechuanenschönheit, die, wenn auch nicht mustergültig nach den Gesetzen der Kunst, doch unstreitig viel Angenehmes hatte durch ihre natürliche Naivetät.

Ich sehe sie noch vor mir, wie sie herankam und mit eifrigen Geberden mich zu veranlassen suchte, ihr die Aufnahmen zu zeigen; als ich ihrem Gesuch willfahrte, malte sich weibliche Neugier und Verwunderung lebhaft in den Zügen und die üppigen, mässig aufgeworfenen Lippen öffneten sich schalkhaft, zwei stattliche Reihen von Perlenzähnen enthüllend. Auch das Zelt musste die Schöne in Augenschein nehmen, und als ihr aus dem unheimlichen, dunklen Kasten der starke Aetherdunst entgegenwehte, trat sie ganz bestürzt zurück, das Stumpfnässchen mit den feinen Fingern verschliessend, während sie mir möglichst deutlich zu verstehen gab, dass der Parfum durchaus nicht nach ihrem Geschmack sei.

Leider gehören Personen wie diese oder Motuane zu den selteneren Ausnahmen unter der weiblichen Bevölkerung, und die Meisten verdienen die geringe Achtung, in welcher sie gehalten werden, sowohl durch ihre niedrige geistige und körperliche Entwickelung, als auch durch ihre Sittenlosigkeit. Im Bechuanenlande werden die Frauen nicht wie bei den Basuto's durch Kauf erworben, sondern nur durch freiwillige Geschenke von Glasperlen, Tüchern u. dgl., welche Sachen der Bräutigam theils den Aeltern, theils seiner Zukünftigen selbst übermacht; die unverheiratheten Mädchen sind daher auch unter geringerer Aufsicht, und selbst nachdem sie verheirathet sind, wird ihr Lebenswandel wenig controlirt. Häufig genug sieht der Herr Gemahl der Frau die Liederlichkeit nach, wenn sie nur nicht ohne sein Wissen handelt und er gut bezahlt wird.

Die Missionäre schreiben diesen Zustand der Gesellschaft gewöhnlich dem Einflusse der weissen Händler zu, und es lässt sich nicht leugnen, dass der materielle Vortheil, welchen diese zu gewähren im Stande sind, die Betreffenden stark anzulocken vermag, sowie dass diese Herren, das wenigste zu sagen, etwas frei sind in ihren Grundsätzen. Man sieht indessen vielfältig unter dem männlichen Theil der schwarzen Bevölkerung dieselbe laxe Moral, und zwar bei Stämmen fern von europäischem Einfluss, so dass es sich kaum bestreiten lässt, die Sittenlosigkeit liegt im afrikanischen Blut und ist nicht erst von Europa importirt. „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler!" und wo etwas zu erschnappen ist, sammeln sich die unschuldigen Kinder der Wildniss, von denen

wenigstens drei Viertel ihre Seele verkaufen würden, wenn ihnen Jemand für diesen Artikel etwas bezahlen möchte; was Wunder, dass sie ihre Frauen verkaufen und die Mädchen sich selbst feilbieten?

Das Volk trieb sich beständig beim Wagen herum, und es fehlte somit nicht an Stoff, Gruppen von Eingeborenen aufzunehmen, wenn nur das unaufhörliche, rastlose Hin- und Herrennen und die klimatischen Einflüsse die Sache nicht zu einer verhältnissmässig schwierigen gemacht hätten. Um 10 Uhr Morgens schloss ich wegen der alsdann eintretenden, austrocknenden Hitze gewöhnlich meine photographischen Arbeiten, schulterte das Gewehr und ging aus, um mich nach meinem Mittagessen umzusehen. Die häufigste Ausbeute bestand in Perlhühnern, bei welcher Jagd man sich auch unfehlbar den nöthigen Appetit zum Essen verschafft, indem die Vögel bekanntermassen ausserordentlich schnell zu laufen vermögen, und man flink hinter ihnen an sein muss, um zum Schuss zu kommen. Wenn man im schnellsten Trabe unter afrikanischer Sonne einen felsigen Abhang hinauf geeilt ist und, oben angekommen, die Kette Perlhühner, der es galt, in sicherer Entfernung aufstehen und einer anderen Bergkuppe zufliegen sieht, empfindet man etwas von der Verachtung gegen die Ausreisser, welche der Fuchs in der Fabel gegen die saueren Weintrauben äusserte; doch wenn man sich erinnert, dass der Topf beim Lagerfeuer mit etwas Geniessbarem gefüllt werden muss, im Falle wir nicht ohne Mittagessen bleiben wollen, so setzt sich der ermüdete Jäger seufzend aufs neue in Bewegung, um zu versuchen, ob das Glück ihm beim nächsten Male günstiger sein möchte.

Sobald man wusste, dass die drückendsten Nahrungssorgen beseitigt waren, änderte sich der Charakter der Jagd sehr wesentlich, und anstatt dem täglichen Brode nachzugehen, konnte der Jäger den Gentleman spielen, seiner Laune folgend Vögel schiessen, Insekten sammeln, oder sich an der landschaftlichen Scenerie erfreuen.

In Rücksicht auf die Letztere zog ich stets eine gewisse Kluft unfern der Stadt allen anderen Plätzen vor und darf behaupten, dass die Schönheit dieses Ortes wetteifern kann mit den romantischsten Parthien, welche ich je in den Alpen zu sehen Gelegenheit hatte. Die steilen Felswände, welche nur gerade so viel Raum freilassen, als der klare Bach im Grunde ausfüllt, sind stark zerklüftet und stellenweise in wilde Blöcke zertrümmert, zwischen und auf denen sich die afrikanische Flora durch die geschützte Lage in ihrer ganzen Ueppigkeit entwickelt. Während die nächsten, schroffen Felsen nur niedrige Aloen, kriechende Euphorbiaceen, Stapelien und ähnliche Gewächse zu tragen vermögen, die sich ängstlich

aneinander anzuklammern scheinen, um auf dem glatten Gestein nicht den Halt zu verlieren, erheben sich weiter im Hintergrunde, wo das Erdreich zwischen den zurückweichenden Wänden mächtiger ist, mannigfache Gebüsche und Sträucher. Hier wiegen die schlanken Stämme der Cussonia ihre Blätterkronen, oder die Riesenaloe steigt auf, den starren Schaft bis zu einer Höhe von 30 Fuss zwischen den Pterocarpus emporragend, welche die geflügelten, braun und gelb gefleckten Früchte im leichten Winde raschelnd bewegen.

Von Stein zu Stein springend, folgen wir dem Laufe des Baches und stehen plötzlich vor einem Engpass, durch welchen sich das Wasser mit lustigem Plätschern hinabstürzt. Die Felsen rücken von beiden Seiten zusammen, als wollten sie den Eingang versperren zu dem lachenden Thale jenseits, welches sich, von der Sonne glänzendem Strahl erleuchtet, zu unseren Füssen ausbreitet, während die schroffen Wände den Pass selbst in tiefem Dunkel halten. Ein Adlerhorst krönt die rechtsseitige



Fig. 59. Felsschlucht im Gebiet der Bawanketsi.

Wand, dessen Inhaber wie ein von der Natur angestellter Thorwart den Zugang zu bewachen scheint. Ist der Bach gefüllt, so dürfte indessen

kein Wächter nothwendig sein, um den Kühnsten zurückzuhalten, da der Wanderer sich seinen Weg über die Stufen des Wasserfalles zu suchen hat. —

Zur Zeit ist derselbe nur schwach gefüllt, und wir klettern ohne Schwierigkeiten zu dem Becken hinab, von dem das Geräusch unseres Kommens ein Rudel munterer Gazellen vertreibt. Doch diese bilden nicht die einzige Staffage in der Landschaft, sondern es scheint alles mögliche Gethier den geschützten Winkel aufgesucht zu haben, um sich zwischen den unzugänglichen Felsklüften einer verhältnissmässigen Sicherheit zu erfreuen. Hier ist der Lieblingsaufenthalt des grau und weiss gezeichneten Rebhuhns, welches bald laufend, bald fliegend über unseren Häuptern in den Felsbänken verschwindet, hier stösst der Jäger auf den rothen Steinhasen (Lepus saxatilis), der geräuschlos und behende aufspringt, um hinter dem nächsten Block wieder unterzutauchen, hier halten die Schaaren der Klippdachse am steilsten Rande der Wände ihren halsbrecherischen Umzug.

Weiterhin öffnet sich die Kluft mehr und mehr zu einem lieblichen Thale, eingefasst von dicht bewachsenen Höhenzügen, welche sich endlich in der buschigen Ebene verlaufen. Bei Erreichung dieses Zieles verschwindet das Originelle der Scenerie, mit den schroffen Felsen hat sich zugleich die Ueppigkeit der Vegetation verloren, welche unter ihrem Schutze wuchs, und der klare Bach wird allmälig zum Sandbett.

Wir wenden uns daher und kehren durch die kühle Schlucht zum Standquartier zurück, um so befriedigter von dem Spaziergang, da auch der leibliche Mensch in der dabei erlegten Beute seinen Antheil erhält.

Capitel XXIV.

Das Bakatlaland.

Ein Krankenbesuch; Aberglaube der Eingeborenen in Bezug auf menschliche Reste; Aufbruch von Khanije; Granitkuppen; Besuch bei Mosielélè; Gamoshopa; Kunstgriffe Abgaben zu erpressen.

Das ganze System solcher Einschnitte wie der oben beschriebene stellt die Abzugskanäle des Bawanketsiplateau's dar und bildet ein wahres Labyrinth von Höhenzügen und Thälern, welche sich in mannigfachen Windungen ausbreiten.

Ich lernte einen grossen Theil derselben kennen, als ich am 5. August auf Veranlassung Gassisioe's einen Ritt unternahm, um den eingeborenen, von Moffat ihnen gesandten Prediger, der gefährlich erkrankt sein sollte, auf einem drei Stunden entfernten Dorf zu besuchen. Der Häuptling gab mir einen Führer mit, welcher den Weg kannte, aber seine Kenntniss wenig zu meinem Vortheil benutzte, indem er mich zu seinem Privatvergnügen ohne Weg quer durch die Gebirgszüge führte. Fehlte es demgemäss auch nicht an Mühe und Anstrengung bei dem Ueberklettern der felsigen Höhen, dem Passiren von Bächen, Durchwaten von morastigen Thälern, so wurde ich doch auch wieder belohnt durch die prächtige Scenerie, welche ich zu sehen bekam. Wenn sich nach dem mühsamen Aufsteigen über die wild durcheinander liegenden Felsen die Fernsicht in die sanft in die Ebene auslaufenden Thäler zu öffnen begann mit ihrer feenhaften Beleuchtung, war die überstandene Anstrengung schnell vergessen. Fasste ich die Pracht der Lichteffekte ins Auge, so kam es mir vor, als hätte ich früher noch nie wahren Sonnenschein zu sehen Gelegenheit gehabt, und fühlte ich dann wohl auch seine kräftige Wirkung stärker als angenehm auf meinem breiten Rücken, so liess mich ein lustiger Galopp durch die Thalebene schnell genug das Brennen vergessen, besonders da es hier beim Passiren der Gehölze nicht an zeitweiligem Schatten fehlte.

Die Flora war zwar noch keineswegs in ihrem besten Stadium, indem wir erst Frühlingsanfang hatten, und zahlreiche Spuren abgestorbener, krautiger Vegetation zeigten, dass für die Regenzeit noch mehr zu erwarten war; die Zahl der immergrünen Gewächse ist indessen gross genug, um der Landschaft einen reichen Schmuck zu verleihen. Die Mimosen und Akazien entfalteten bereits ihre zarten, jungen Blättchen und ein Baum, die Erythrina caffra, prangte über und über mit den grossen, korallrothen Blüthen. Die Seiten der sumpfigen Thäler waren eingefasst von einem mässig grossen Baum, dessen lederartige, graugrüne Blätter, abgesehen von der geringeren Grösse, Aehnlichkeit haben mit denen des australischen Gumbaumes und dem Gewächs auch ganz dieselbe öde Langweiligkeit verleihen, so dass ich nicht im Stande bin, viel zum Lobe dieser sehr häufigen Pflanze zu sagen.

Befriedigt durch das Vergnügen des Rittes, langte ich endlich bei der Gruppe von Hütten an, wo ich meinen schwerkranken Patienten finden sollte, musste aber zu meiner freudigen Ueberraschung hören, dass der Herr spazieren gegangen sei. Die Gefahr war offenbar nicht sehr gross, und ich wäre daher am liebsten bald wieder umgekehrt, wenn die Pferde

nicht etwas Ruhe nöthig gehabt hätten; die Leute aus dem Orte gingen indessen aus, um den Schwerkranken zu suchen, und nach einer Stunde etwa kam er gemüthlich angeschlendert in einem so guten Gesundheitszustande, als die ihn drückende Last der Jahre erlaubte. Natürlich wollte der schwarze Herr dies nicht zugeben, und ich musste eine lange Consultation mit ihm abhalten, um ihm zu beweisen, dass er ein alter Mann sei, und dass ich ihm die Jahre nicht wieder von den Schultern nehmen könnte.

Durch Verabfolgung einiger einfachen Mittel war mein Patient zufrieden gestellt worden und gab mir endlich Erlaubniss zur Rückkehr, die wir, indem der Führer wohl jetzt sein Müthchen glaubte hinlänglich an mir gekühlt zu haben, auf einem bequemen Wege in verhältnissmässig kurzer Zeit beendeten.

Einige Tage brachte ich noch in Khanije zu, die hauptsächlich zu Ausflügen in die Umgegend verwandt wurden, in der Hoffnung, auf den alten, im Bawanketsilande zahlreichen Schlachtfeldern Schädel aufzufinden, ohne dass ich jedoch irgend welche Spuren von Gebeinen fand. Offenbar halten sich die Knochen, wo sie dem Regen und der Sonne stark ausgesetzt sind, nur eine verhältnissmässig geringe Anzahl von Jahren in kenntlichem Zustande. Die fraglichen Orte in der Nähe von Khanije sind Schluchten, welche zeitweise stark unter Wasser gesetzt sind, und die Ueberreste können daher weggespült sein.

Der Aberglaube und ein instinctiver Widerwille der Eingeborenen gegen dergleichen Dinge trägt ebenfalls viel zu ihrer Zerstörung bei, indem die Bechuanen meinen, dass Jemand durch den Besitz eines Schädels im Stande ist, dem ganzen betreffenden Stamm aus der Ferne Krankheit und Noth zu bereiten; aus diesem Aberglauben entspringt die in neuerer Zeit angenommene Sitte, die Todten in den Hütten selbst unter dem Fussboden zu begraben, eine gewiss sehr schädliche Einrichtung, zumal da die Faulheit der Leute sie verhindert in eine gehörige Tiefe zu gehen. In der Nähe eines Dorfes im Bakuénagebiete (spr. Bakuäna) fand ich einst einen Schädel herumliegen, den die Hunde aus dem seichten Grabe gezerrt haben mussten, und der von denselben herumgeschleift wurde, ohne dass Jemand sich darum bekümmerte. Findet ein Mochuane einen Schädel im Felde, so nimmt er sich meistens die Mühe, denselben durch einen Steinwurf oder mit dem Kiri (der Wurfkeule) zu zertrümmern, um zu verhindern, dass er einem Zauberer in unversehrtem Zustande in die Hände falle, und es gehen so die meisten Exemplare zu Grunde. Indessen

gelang es mir doch unterwegs einige Schädel zu finden; diese gehörten aber Mantatee's aus dem Transvaal an, welche von den Batlapi's erschlagen waren, deren Leichen als einem fremden und verachteten Stamme zugehörig natürlich keine weitere Berücksichtigung fanden.

Der Aberglaube der Eingeborenen machte es mir unmöglich unter der Hand solche Gegenstände von ihnen zu erhalten, oder auch nur Führer zu finden zu Oertlichkeiten, wo sie herumlagen; als ich sah, dass ich zunächst derartige Hoffnungen aufgeben musste, machte ich mich reisefertig, um von den Bawanketsi's aufzubrechen.

Meine Sachen und Apparate waren bald aufgepackt, und ich setzte für den 16. meine Abreise fest; es zeigte sich aber, dass ich wieder einmal die Rechnung ohne den Wirth machte, weil ich darin schwarze Diener als zuverlässig aufgenommen hatte. Obgleich mein Treiber bis auf den letzten Augenblick seine Bereitwilligkeit mit mir weiter zu gehen geäussert und sich verschiedene Gegenstände zur Reise erbeten hatte, drehte er mir doch, als ich ihm befahl, Alles zum Einspannen bereit zu halten, kaltblütig den Rücken, ohne mich einer Antwort zu würdigen. Ich muss gestehen, dass die berechnete Niederträchtigkeit des Menschen meinen Zorn aufregte, und wenn nicht zufällig Gassisioe mit seinem ganzen Gefolge in der Nähe gewesen wäre, hätte ich mich wohl an dem Schurken vergriffen; aber unter den obwaltenden Umständen bezwang ich mich, indem mir alsbald der Gedanke aufstieg, zu sehen, wie weit der Weisse von eingeborenen Häuptlingen Gerechtigkeit zu erlangen vermöchte.

Gassisioe's Zutrauen zu mir hatte in der letzten Zeit immer noch zugenommen, er machte mich sogar eines Tages zu seinem Geheimsekretair, um einen Brief für ihn zu schreiben, und nannte mich öfter seinen Bruder und Blutsfreund, aber trotzdem wagte der Häuptling es nicht, gerade zu Gunsten eines Europäers gegen einen Stammesangehörigen aufzutreten.

Die ganze Sache war ihm offenbar sehr unangenehm, er hörte nur mit halbem Ohre zu und half sich schlauer Weise dadurch aus der Klemme, dass er mich nicht zu verstehen behauptete, mir aber versprach für den nächsten Tag einen besseren Dollmetscher zu suchen. Bei kaltblütiger Ueberlegung musste ich mir indessen sagen, dass mir ja gar nichts Besseres geschehen könnte, als auf so bequeme Weise einen nutzlosen Burschen los zu werden, ich engagirte daher einen zufällig im Orte anwesenden Griqua, um mich nach der nächsten Niederlassung zu bringen, und als ich am Morgen des 16. von Gassisioe Abschied nahm, erklärte ich die Sache für abgethan.

Mein Wagen war schon früh am Morgen voraus gegangen, und ich

folgte demselben zu Pferde in der Absicht, ihn beim ersten Ausspann wieder einzuholen, da ich meinem neuen Treiber nicht traute. Ich erfreute mich an dem angenehmen Morgenritt durch die frische, hügelige Landschaft, wo hier und da die spitzen Dächer eines Kafferdörfchens auftauchten, beschattet von Ricinusbäumen, oder ein kleines Gärtchen am Wege mit Mais, Taback und Kürbissen bepflanzt als schwache Spuren industrieller Thätigkeit die Wildniss unterbrach, welche an anderen Stellen wieder so ursprünglich aussah, dass man glauben konnte, eines Menschen Fuss habe dieselbe noch nie betreten.

An einem derartigen Platze erhob sich plötzlich hinter einem Felsen die dunkle, nackte Gestalt eines Kaffern, und mein Pferd sprang scheu zur Seite, als der Eingeborene den Arm gegen mich ausstreckend mit donnernder Stimme ein — „Guten Tag“ herüberrief.*) Ich möchte wohl wissen, was ein durch überirdische Mächte plötzlich mitten in die Wildniss versetzter deutscher Spiessbürger sagen würde, wenn ihn ein schwarzer Menschenfresser mit einem freundlichen „guten Tag“ begrüsste. Er würde wahrscheinlich mit offenem Munde dastehen und den Dank schuldig bleiben, obgleich die Sache gar nicht so wunderbar ist, als sie aussieht. Von jedem Weissen nimmt man im Innern an, dass er Holländisch spricht, von welcher Sprache auch ein Theil der Eingeborenen gern die gebräuchlichsten Ausdrücke und Redensarten aufschnappt und zu geeigneter Zeit wieder an den Mann zu bringen sucht, um sich damit gross zu thun. So erklärt sich ein derartiger Gruss, wie man ihn oft genug zu hören bekommen kann; es geht aber aus der Verbreitung der holländischen Sprache hervor, wie mächtig der Einfluss ist, welchen die alten Colonisten und Boeren selbst auf die Stämme des Innern ausgeübt haben. Trotz der zahlreichen englischen Händler und Missionäre, welche seit langen Jahren im Gebiete der Bechuanenstämme leben, ist es doch eine Ausnahme, dass man einen Dollmetscher findet, der Englisch spricht, während kein Mangel an solchen ist, die fertig Holländisch zu sprechen vermögen.

Ich hatte, wie begreiflich, meine europäischen Begriffe von Afrika längst abgelegt, wesshalb ich es ohne Schwierigkeit über mich brachte, dem Grüssenden mit einem würdevollen: „Goeden dag, mijn friend!“ zu danken, und setzte dann lächelnd in der Rückerinnerung an unser gutes, spiessbürgerliches Deutschland meinen Ritt fort auf dem Wege, welcher

*) Eigentlich: Goeden Dag! Es klingt dies aber im afrikanischen Holländisch fast gleich.

zwischen dem Bawanketsi- und Bakatlagebiet, meinem nächsten Ziele, einen Pass übersteigt. Dieser fällt steil gegen das Bakatlaland ab, während auf der Seite jenes Stammes der Boden sich nur langsam und mässig erhebt, so dass es deutlich wird, man habe es hier mit dem nördlichen Rande des Bawanketsiplateau's zu thun, wofür auch das ganze Aussehen der Gegend spricht.

Von dem höchsten Punkte des Weges, wo er zwischen den vorgeschobenen Ausläufern des Gebirgszuges steil hinabführt, sah ich hinunter auf die Flächen des Innern wie auf ein blaues Meer, in welchem sich, so weit das Auge reichte, Gruppen von felsigen Eilanden erhoben. Ein grosser Theil dieser Inseln des Buschmeeres sind Granitkuppen, aufgethürmt aus mächtigen, unregelmässigen Blöcken, welche zuweilen wie alte Burgen malerisch aus dem Gebüsch hervorsehen und der Gegend einen eigenthümlichen Schmuck verleihen, wie man ihn schwerlich erwartet, wenn man an das sandige Afrika denkt.

Der Granit ist sehr grobkörnig, von blassröthlicher Farbe und scheint nur schwer zu verwittern, indem die Blöcke eine glatte Oberfläche zeigen und die Humusschicht zwischen ihnen nur schwach ist. Dessenungeachtet sind die Kuppen meist schön bewachsen mit mannigfachen Bäumen und Gesträuch, unter welchen besonders zwei Species zu den wilden Feigenbäumen (Moreae) gehörig, auffallen, sowohl durch ihr üppiges, grünes Laubwerk, als auch durch ihr sonderbares Wachsthum.



Fig. 60. Granitkuppe im Gebiete der Bakatla.

Die eigenthümliche Wandelbarkeit der Stämme, wie sie den meisten zu derselben Familie gehörigen Pflanzen zukommt, und wie sie sich so schön in dem Brücken bildenden Malabartree (Sycomorus capensis) in Natal ausspricht, tritt bei diesen zu Tage durch die wunderbare Neigung der Stämme sich den Felsblöcken anzuschmiegen. Die eine Art mit handgrossen, dunkelgrünen Blättern von herzförmiger Gestalt breitet ihre weisslichen Axenorgane, mag man sie nun Stamm oder Wurzel nennen, flächenartig auf dem Gestein aus, und die zufällige Formation desselben veranlasst oft die sonderbarsten Figuren. Bald laufen die Wurzeln aus in Form eines Kreuzes, bald wie ein Stern, hier glaubt man die Gestalt eines Mannes mit ausgebreiteten Armen und Beinen darin zu erkennen, hier fliessen sie wie ein Bach über den Felsen hinunter. Die andere Art, deren Blätter kleiner sind, eiförmig und von schön lichtgrüner Farbe, liebt es ebenfalls die Stämme und Zweige an das Gestein anzulehnen, sie zwischen den Blöcken durchzuzwängen und dann entweder auf der oberen Fläche sich frei als ein Baum zu erheben, oder das dichte Zweiggewirr fast wie eine Schlingpflanze über den Rand der Felsen herabhängen zu lassen. Die auch bei dieser Species mit weisslicher Rinde bekleideten Stämme breiten sich indessen nie so stark flächenförmig aus, als die der vorher beschriebenen Art.

In der Nähe der Granitgruppen sah ich auch die ersten Exemplare einer prächtigen baumförmigen Leguminose, deren schön ausgebreitete Krone sich zu einer bedeutenden Höhe erhebt, welche die des Kameeldornbaumes oder der gewöhnlichen Mimose im Durchschnitt um das Doppelte übertrifft. Dieser Baum steht meist einzeln oder in kleinen Gruppen, doch wächst er nur in den fruchtbareren Strichen und ist nirgends sehr zahlreich; wie es scheint, gedeiht er nicht gut entfernt von dem Granit.

Solches Gestein findet sich von hier aus über einen gewaltigen Strich Landes verbreitet, indem es in denselben kleinen Felskuppen auch in Sekomi's und Moselekatse's Gebiet hervorbricht, wo es im Aussehen noch ganz mit dem ebenerwähnten übereinstimmt. Wie weit es sich in das Land der Mashona erstreckt, ist nicht bekannt; es sind in demselben zahlreiche, ausgedehnte Höhlen vorhanden, welche der Beschreibung nach in Kalkschichten gebildet zu sein scheinen, und es wird somit wahrscheinlich, dass sich durch das Auftreten solcher Gebirge der geologische Charakter der Gegend dort ändert. Am Fusse oder auf den Hügeln, im Falle sie Gipfelflächen zeigen, sind gewöhnlich die Bechuanendörfer angelegt, und ich konnte mir daher von dem Aussichtspunkte die

Bergkuppen zeigen lassen, welche die Bakatlastadt überragen, zwischen welchen die Bakuéna wohnen und so fort bis in die neblige Ferne, wo die Umrisse dem geblendeten Auge verschwammen. Mosielélè (spr. Mossieläle), des Bakatlahäuptlings Residenz war die nächste, und nachdem wir hinabgestiegen waren, brachte uns ein kurzer Trek zu dem Orte, wo der Wagen gerade, als die Sonne hinter dem Horizonte verschwunden war, anlangte.

Der nächtliche Lärm war dem zu Folge Alles, was ich für diese Nacht von der nahen Stadt profitirte, Mosielélè sendete nur seinen Botschafter heraus, um Namen sowie Zweck des neuen Ankömmlings zu erfahren, und indem ich ihm den Bescheid nebst einigen Geschenken sandte, liess ich zugleich meinen Besuch für den kommenden Morgen ansagen.

Ich führte diese Absicht ziemlich früh aus und fand den Häuptling bei meinem Eintreten in den Schirm wie Gassisioe in der beliebten Steppdecke, doch sobald er mich recognoscirt hatte, verschwand er sofort in der Hütte und kam erst wieder in vollständiger Toilette zum Vorschein, wie er sie glaubte seiner hohen Würde schuldig zu sein. Ich wüsste indessen nicht, welche Kleidung passend wäre, um dem alten Schurken ein anständiges Aussehen zu verleihen; obgleich der gewählte Anzug für einen Eingeborenen gewiss ordentlich genug war, sah ihm doch der Schelm zu deutlich aus dem hageren, markirten Gesicht und den etwas stechenden Augen, als dass man nicht hätte auf seiner Hut sein sollen. Dieser kleine Häuptling, dem es seine Unbedeutendheit wohl schwer macht auf anständige Weise das Dasein zu fristen, nährt sich von gewerbsmässiger Wegelagerei, indem er eine Art Sundzoll von den Vorbeipassirenden erhebt. Wenn er es auch nicht wagt, geradezu eine Auflage für die Durchfuhr zu erheben, giebt es doch Mittel und Wege genug, um indirekt zum Ziele zu gelangen, so dass nicht leicht ein Händler ungerupft bei Gamoshopa (spr. Chamoschopa), das ist der Name der Bakatlahauptstadt, vorbeizieht.

Ich hatte schon vorher Einiges über den Charakter des Häuptlings gehört und daher, um sicherer zu sein, ausserhalb ausgespannt, ein Umstand, den er sehr bedauerte, angeblich, weil er meine angenehme Gesellschaft verlöre, in Wahrheit aber, weil er dadurch verhindert wurde, meinen Wagen beständig zu durchstöbern, und sich dabei alles Mögliche zum Geschenk zu erbitten. Auch hier diente mir wieder mein Stand, sowie eine Introduction von Moffat als gewichtiger Schutz, der den Häuptling abhielt, mich durch unbescheidene Forderungen zu belästigen.

Fig. 61. Gamoshopa Hauptstadt der Bakatla.

Es verdient alle Anerkennung, wenn man sieht, was für ein Ansehen sich der genannte Missionär allein durch seine Person im ganzen Bechuanenlande und selbst bei den Matebele's erworben hat, und es spricht dies mehr zu Gunsten seiner Thätigkeit und seines Auftretens, als lange Lobpreisungen zu thun vermöchten. Wie grosse Wichtigkeit Mosielélè dem Schreiben Moffat's beilegte, konnte ich daraus erkennen, dass derselbe, als er meinen Besuch erwiederte, eine lange Rede hielt, worin er damit begann, dass er mich als Freund des Missionärs seinen Bruder nannte, und indem er in mir, wie er sagte, einen zweiten „Moshéte", (spr. Moschäte = Prediger) sah, machte er mich aufmerksam auf seine eigenen grossen Tugenden, unter welchen er die Friedensliebe obenan stellte.



Fig. 62. Mosielélè, Häuptling der Bakatla.

Mir war der Vortrag begreiflicherweise sehr erbaulich, und ich hörte andächtig zu, wenn ich auch meine leisen Zweifel über Manches nicht unterdrücken konnte. An die Friedensliebe des Häuptlings glaubte ich indessen unbedingt, da ich wohl wusste, er habe nicht die Macht, anderen Stämmen Uebles zuzufügen und sei ganz zufrieden, wenn sie ihn selbst nur in Ruhe liessen. Nach der Antrittsrede kamen die Klagen über körperliche Leiden und die Bitte um Medizin; die zu Grunde liegende Krankheit war wie gewöhnlich Magenkatarrh, den sich der hohe Patient augenscheinlich durch zu reichlichen Genuss des geliebten Boyaloa zugezogen hatte. Es war ergötzlich zu sehen, mit welchem Ernst der alte Sünder, den sein Gewissen wohl rühren mochte, versicherte, er habe ein schweres Leiden, welches ihm alle Nahrung lästig und unverdaulich machte ausser Kafferbier, das aber könne er gut vertragen. Es bedarf wohl keiner Versicherung meinerseits, dass er den Ausspruch, dieser Stoff sei gerade die Ursache seiner Krankheit, sehr ungläubig aufnahm, und da er seinem Lieblingsgetränk sicherlich treu geblieben ist, wird er wohl auch allen Medizinen zum Trotz seinen Magenkatarrh bis an sein seliges Ende behalten.

Nach der Consultation kam die Besichtigung der Gewehre und Ge-

räthschaften, welche er gebührend bewunderte, indem er zuweilen nur mit Mühe sein Verlangen darnach zu unterdrücken schien. Einmal schlug ihn doch der Schelm in den Nacken, als er bei Besichtigung eines eigenthümlich construirten englischen Pulverhornes auch den Inhalt untersuchte; obgleich es das gewöhnliche im Lande gebrauchte grobe Pulver war, fand er es ganz ausgezeichnet und lobte es so sehr, dass ich, die Absicht merkend, nicht umhin konnte, ihm den Inhalt nebst einer kleinen Zugabe als Geschenk anzubieten.

Dies ist einer von den beliebten Kunstgriffen, sich Abgaben von den Durchreisenden zu erpressen, und man ist aus Politik gern bereit, nachzugeben, so lange sich solche Bitten in bescheidenen Gränzen bewegen. Benimmt sich der Geber dabei unbefangen und giebt er dem Häuptling deutlich genug zu verstehen, dass die Gabe als ein Prärogativ seines Standes und nicht aus Furcht vor seiner Macht bewilligt wird, so pflegt er sich mit kleinen Geschenken zu begnügen, während im anderen Falle schwer zu sagen ist, wo er in seinen Forderungen wird stehen bleiben.

Einem Händler, der um Vieh zu kaufen gekommen war und durch unvorsichtiges Benehmen die Meinung der Leute gegen sich aufgebracht hatte, verkaufte Mosielélè Ochsen zu Preisen, welche er selbst angesetzt hatte, und obgleich die Forderung den Werth der Thiere um mehr als das Doppelte überstieg, musste der durch Drohungen eingeschüchterte Mann dieselben doch zu dem genannten Preise kaufen.

Capitel XXV.

Gamoshopa — Logageng.

Sonntagsfeier; Einfluss der Civilisation auf die schwarzen Stämme; die Makololomission; die Missionen der Westküste; Reise zu den Bakuéna's; Liteyana; Moruaχomo (Logageng); Sechèli; Schlangen und Scorpione.

Ich wollte eigentlich nur eine Nacht in Gamoshopa bleiben, da der Ort wenig bietet, aber der Häuptling hoffte, noch Einiges von mir erbetteln zu können, und drängte mich so sehr zu verweilen, dass ich endlich nachgab in der Hoffnung, Photographien zu erbeuten.

Die Apparate waren schnell ausgepackt, aber es zeigte sich, dass gewisse organische Beimischungen des im Orte vorhandenen Wassers meinen Arbeiten wieder einmal ein Ziel setzten. Solche photographische Schwierigkeiten verschiedener Art hatte ich bei dem beständigen Wechsel

des Aufenthaltes durch das in der Regel sehr unreine Wasser öfters durchzumachen gehabt, da sie aber nur dem Kenner verständlich und interessant sind, bin ich nicht weiter darauf eingegangen und will hier nur kurz erwähnen, dass es mir in diesem Falle ebenso wie früher gelang, das Wasser durch chemische Behandlung in einen gebrauchsfähigen Zustand zu versetzen. Darüber waren indessen mehrere Tage vergangen, welche als Ausbeute nur die Ansicht des Ortes und das Bild des Häuptlings lieferten; doch war die Zeit nicht verloren, da mir die gesammelten Erfahrungen für meine weitere Reise zu statten kamen.

Das einzige Interessante in der Umgebung des Ortes sind die benachbarten Granitkuppen und die Fernsichten von ihren Gipfeln, welche durch die malerischen Felsscenerien des Vordergrundes zu wahren Naturschönheiten werden. Diese Höhen bildeten stets meine Zuflucht, wenn mir das Gedränge um meinen Wagen zu arg wurde und ich etwas Ruhe geniessen wollte.

Besonders stark war der Zulauf immer am Sonntag, da an diesem Tage die gewöhnliche Zahl der herumstreichenden Müssiggänger noch vermehrt wird durch die wenigen an Wochentagen Arbeitenden, sowie die sonst im Felde beschäftigten Frauen und Mädchen. Die Letzteren, welche nur ausnahmsweise europäische Kleider tragen, zeigen ihr Verlangen, sich für den Sonntag zu putzen dadurch, dass sie an diesem Tage frisch geschmiert erscheinen, und koquettiren mit ihren glitzernden Haarkronen wie Theaterprinzessinnen, während die Männer vielfältig in europäischer Kleidung umherstolziren.

Für die eitlen Schwarzen ist das Putzen am Sonntag der wesentlichste Theil ihrer Gottesverehrung und sie ziehen den ganzen Tag in der Werft herum, um ihren Staat zu zeigen. Zu verschiedenen Zeiten versammeln sie sich an bestimmten Plätzen in der Khotla oder in einer grösseren als Kirche bezeichneten Hütte, wo in den Dörfern, die ohne Missionär sind, eingeborene Prediger oder der Häuptling selbst die Gemeinde ansprechen und wo Psalmen gesungen werden.

Die Liebe zur Musik, welche so stark im aethiopischen Charakter ausgesprochen ist, bildet eine Hauptstütze der Mission; denn wenn die Leute sich auch Nichts dabei denken können, so ist die musikalische Produktion an sich doch schon ausreichend, sie anzuziehen, und eine solche, mag sie religiös sein oder nicht, wird stets in einer Bechuanenstadt zahlreiches Publikum finden.

Im Uebrigen ist der Mochuane zu schwachen Charakters und der Nachäfferei europäischer Sitten zu sehr ergeben, als dass er den von

Weissen empfohlenen religiösen Anschauungen und Gebräuchen ernstlichen Widerstand sollte entgegensetzen. Sie leben demgemäss in einer von den Missionären ihnen eingeprägten, sogenannten christlichen Religionsform, ohne dass, um wenig zu sagen, die grössere Hälfte derselben ein Verständniss der Lehren hätte, oder dass man die Früchte derselben an ihren Werken erkennen könnte. Die Lehrer wissen dies selbst wohl gut genug, aber wer wird es ihnen verdenken, dass sie nicht die geringen Erfolge ihrer Bemühungen in nackter Wirklichkeit darstellen wollen und lieber Listen einsenden über alle diejenigen, welche dem Gottesdienste beiwohnen, als über solche, die sie selbst für wahre Christen halten.

Es wird vielfach behauptet, dass die öffentlichen Verhältnisse unter den Eingeborenen sich seit Ausbreitung des Christenthums verschlechtert haben, und wenn ich auch weit entfernt davon bin, der Ansicht derer beizupflichten, welche der Mission die Schuld beimessen, muss ich doch aufrecht erhalten, dass die Missionäre ebenso Unrecht haben, wenn sie behaupten, die Händler und die Boeren allein seien die Teufel, welche das Unkraut unter den Waizen gesät haben.

Die Fortentwickelung zum Guten oder Bösen, wie sie die schwarzen Stämme jetzt durchzumachen haben, ist in ihrem Verlauf durch den Nationalcharakter vorgezeichnet, und äussere Einflüsse wirken nur als Gelegenheitsursachen, welche das Rad des Schicksals ins Rollen bringen. Wenn sie davon zermalmt werden, so ist das nur ein Zeichen, dass die Nationen die innere Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit nicht hatten, welche sie in den Stand setzen konnte, den mächtigen, durch die eindringende Civilisation auf sie ausgeübten Stoss zu ertragen. Wie könnte man die aethiopische Race vor demselben durch Abschliessung schützen, da die christliche Religion selbst als Religion der Welt sie mit allen übrigen Nationen in gegenseitige Verbindung bringt!

Mit der Annahme des Christenthums wird in den Neubekehrten stets ein Verlangen entstehen, auch das äussere Wesen der Völker anzunehmen, deren inneres, religiöses Leben ihnen octroyirt wurde, und je schärfer der Contrast ist, welchen die neue Ordnung der Dinge mit ihrer früheren Wildheit bildet, um so zerstörender wird dieselbe einwirken auf den urthümlichen, nationalen Bau ihres öffentlichen und privaten Lebens. Die Trümmer des einstürzenden Gebäudes werden manche im Schutze desselben wachsende Tugendblüthe knicken, ohne dass der stückweise entstehende neue Tempel schon Schutz genug gewährte für das Emporkeimen anderer.

So gehen einzelne Menschen, wie ganze Nationen unaufhaltsam ihrem

dunklen Ziele entgegen, und vergeblich bemühen sich Fanatiker, welche das innere Agens in der Fortentwickelung der Menschheit nicht verstehen wollen, mit eigenmächtiger Hand einzugreifen in die Speichen des verhängnissvollen Rades. Es rollt weiter, unbekümmert um unsere verzweifelten Anstrengungen, das Schicksal erfüllt sich nach ewigem Rathschluss, und wenn es erbarmungslos über ganzen Völkern dahinschreitet, die der Menschenfreund mit Trauer untergehen sieht, so darf man nicht vergessen, dass diese Episoden nur Entwickelungsphasen sind in der ewigen Folge der Geschlechter. Wie sie aufgetaucht und vergangen sind in vorgeschichtlicher Zeit, so werden sie kommen und gehen für alle Zeiten, und wenn die schwarze Race als solche untergegangen, werden an ihrer Stelle begabtere, bildungsfähigere Völker existiren, in welche das Blut der Verschwundenen gleichsam umgegossen ist.

Ein sehr mächtiges Moment, die uncivilisirten Stämme weiter zu führen auf der von Gott vorgeschriebenen Bahn, ist zweifelsohne die Mission; aber es lässt sich nicht verkennen, dass der Einfluss derselben weit eher ein zerstörender, als ein conservirender ist, wofür gerade Süd-Afrika eclatante Beispiele liefert.

Die Makololo, ein von Livingstone besonders geschätzter und gelobter Stamm, sind niemals dieses Lobes besonders würdig gewesen, denn während sie gegen den Missionär christliche Liebe und Friedfertigkeit heuchelten, machten sie, sobald derselbe den Rücken wandte, räuberische Einfälle in die Gebiete der Nachbarstämme*), und die specielle Aufmerksamkeit, welche ihnen von Livingstone geschenkt wurde, konnte sie nicht vor einem schmählichen Untergange bewahren.

Um möglichst geschützt zu sein, hat dieser Stamm seine Stadt auf einer Landzunge angelegt, welche durch eine scharfe Krümmung des Chobbè gebildet wird, und kein Fremder kann auf dem gewöhnlichen Wege anders zu ihnen kommen, als im Boote übergesetzt zu werden. Einmal drüben steht es natürlich in der Gewalt der Eingeborenen, ob sie ihn wieder zurückbringen wollen, oder nicht, und seine Lage wird dadurch eine sehr zweifelhafte.

Dieser Ort, welcher in der Fieberzeit einer der ungesundesten Süd-Afrika's und, in dürren Worten gesagt, durchaus ungeeignet ist für einen Europäer als bleibender Aufenthalt, war bestimmt zur Missionsstation. Die Missionäre kamen an und wurden übergesetzt, aber bald gestaltete sich das Benehmen der Eingeborenen gegen sie unfreundlich und man

*) Siehe Andersson's Okavanga-River, p. 184.

liess ihnen merken, dass ihr Gehen und Kommen ganz in der Gewalt der Einwohner läge. In diesem bedenklichen Zustande lebten sie für einige Zeit, bis noch vor Beginn der eigentlichen Fieberzeit alle unter sehr räthselhaften Symptomen erkrankten und binnen Stunden dahinstarben, ohne dass die angewandten Mittel einen sichtlichen Erfolg hatten.

Das sonderbare, heftige Auftreten der Krankheit, der Verlauf, sowie der schnelle tödtliche Ausgang haben den Verdacht auftauchen lassen, dass die Missionäre sämmtlich vergiftet wurden, eine Ansicht, die von dem einzig Ueberlebenden, Mr. Price, aufrecht erhalten wird. Wie dem auch immer sein mag, sicher ist, dass die Makololo den Nachlass der Unglücklichen ohne alle Umstände beraubten und sich davon aneigneten, was ihnen brauchbar erschien. Mr. Price gelang es endlich aus dem mörderischen Orte, wo er ausser den Gefährten auch die Gemahlin verloren hatte, sich zu retten, und er lebt jetzt bei den Bamangwato's.

Einige Zeit nach dem Untergange der Mission brach unter den Nachfolgern Sekelelètu's Uneinigkeit aus, der Stamm theilte sich in zwei Lager, welche die Waffen gegen einander erhoben, und nach einem mörderischen Kampfe floh der geschlagene Theil zum Häuptling Lechulatébè am Ngami See. Dieser, als Oberhaupt eines viel schwächeren Stammes, nahm die flüchtigen Makololo freundlich auf, veranlasste sie aber sich auf einem bestimmten Platze zu versammeln und daselbst zum Zeichen, dass sie nichts Böses im Schilde führten, ihre Waffen abzugeben.

Kaum war das geschehen, als sie sich auch von allen Seiten umringt sahen, und Lechulatébè's Krieger metzelten die Wehrlosen nieder, nur soviel übrig lassend, als sie etwa als Sclaven zu bewältigen hoffen durften. So führten Treulosigkeit und Verrath in neuerer Zeit am Ngami wieder einmal ihre blutigen Schauspiele auf, wie sie zuweilen unter jeder Sonne vorgekommen sind und vorkommen werden, obgleich dem Sujet der Reiz der Neuheit schon längst abgeht. Man muss aber sagen, dass wohl in keinem Lande die Darsteller ihre Rollen mit solcher Liebe dabei spielen, und dass das Thema nirgends so gründlich erschöpft wird, als in Afrika.

Die grossartige Mordscene selbst war in diesem Falle auch noch nicht das Ende des Trauerspieles; denn so lange noch Makololo existiren, lebt in Lechulatébè die Furcht, dass einst ein Tag der Vergeltung kommen möchte, und fort und fort wüthet der mörderische Stahl unter den spärlichen Ueberresten des vor kurzem mächtigen Stammes.

Der im ersten Kampfe siegreiche Theil, zu schwach, um dem Verräther Widerstand zu leisten und die gefallenen Brüder zu rächen, hat

sich jetzt an Moselekatse um Beistand gewandt, und so bildet eine Reihe blutiger Scenen, von denen wir uns bereits mit Abscheu abwenden, nur das Vorspiel zu einer vielleicht noch viel grossartigeren Metzelei, welche der Hauptheld dieser Dramen in nächster Zukunft auszuführen beabsichtigt.

Ein anderer Schauplatz, auf dem der geringe Erfolg der Missionen gerade jetzt mit den schlagendsten Beweisen dargethan wird, ist die Westküste, deren Stämme zum Theil als die ersten in Süd-Afrika diesen Segen genossen haben, und die schon seit Jahrzehnten mit europäischer Kultur bekannt sind, so dass die holländische Sprache und civilisirte Kleidung sehr allgemein unter ihnen verbreitet sind. Ihre Häuptlinge, welche alle unter holländischen Namen bekannt sind, werden fast sämmtlich als Christen aufgeführt, und den statistischen Berichten der zahlreichen Missionsstationen zu Folge bekennt sich auch ein grosser Theil ihrer Unterthanen zum Christenthum. Unter diesen Stämmen begann derjenige, welchem Moffat selbst seine frühste Thätigkeit widmete, Jonker Afrikander's*) Volk, den Kampf, indem er die durch Andersson's Einfluss unabhängig gewordenen Damara angriff und wieder zu unterdrücken suchte.

Der hinterlistige Schlag, welchen der genannte Häuptling gegen die Damara führte, war das Zeichen zu einem allgemeinen Vernichtungskriege, welcher seitdem, trotz der eifrigen Bemühungen der Missionäre Einhalt zu thun, noch immer fortdauert und meist durch tückische Ueberfälle ausgekämpft wird. Die südlich wohnenden Namaqua machten gemeinschaftliche Sache mit den Damara's zur Unterdrückung Jonker's, welcher seinerseits wieder die Ersteren gänzlich über den Orange-River zurückzutreiben, die Letzteren zu seinen Knechten zu machen beabsichtigte.**)

So wird die ohnehin spärliche Bevölkerung Namaqualandes täglich mehr und mehr gelichtet, und die Stämme gehen ihrem Verhängniss unrettbar entgegen, indem weder der christliche Name, noch die wohlgemeinten Ermahnungen der frommen Männer sie abhalten, das Blut ihrer Brüder in Strömen zu vergiessen. Wo zeigt sich bei diesen Greueln der Einfluss der Mission? In was hat die Wildheit der seit einer Reihe von Jahren durch die christlichen Lehrer unterrichteten Barbaren nachgelassen? Mag auch der Einzelne sich zahmer gebehrden und weniger geneigt

*) Der jetzige J. Afrikander ist der Neffe des von Moffat bekehrten.

**) Dies wurde im Jahre 1866 geschrieben; 1867 dauerten die Kämpfe noch fort und auch 1868 ist noch Nichts über eine definitive Beendigung bekannt; es scheint, dass die Stämme endlich nur aus allgemeiner Erschöpfung Frieden machen werden.



sein zum Verbrechen, der Nationalcharakter ist sich im wesentlichen gleich geblieben und die Vernichtungskriege werden nach wie vor mit derselben barbarischen Grausamkeit durchgeführt.

Der Stamm, unter welchem Livingstone am längsten thätig gewesen ist, die Bakuéna (spr. Bakuäna), sind die Gränznachbarn der Bakatla, und ich hatte also die Möglichkeit mich mit eigenen Augen zu überzeugen, was der Missionär durch seinen anhaltenden Fleiss erreicht hat, und die Person kennen zu lernen, welche er als einen seiner besten Schüler betrachtete, nämlich Sechèli*). Am Montag den 20. Morgens brach ich auf von Gamoshopa, um mich nach der Bakuénastadt zu begeben.

Der Charakter des Landes blieb sich im Ganzen gleich, d. h. überall ziemlich dicht bewachsene Flächen, zeitweise durch Granitkuppen unterbrochen, von denen eine gekrönt wurde durch einen prächtigen Block, der sich wie ein riesiger Wartthurm unersteiglich auf seinem felsigen Fundament erhob und weit hinein ins Land sichtbar war.

Nachdem wir am 21. in Mitten eines förmlichen Waldes übernachtet hatten, wurde am nächsten Tage die Gegend wieder freier, und der Weg zog sich durch Strecken Landes, welches Spuren früherer Bebauung trug und so die Nähe einer Niederlassung zu erkennen gab. Gegen Mittag, als wir uns einem steilen, zerklüfteten Höhenzuge näherten, zeigten sich auch am Fusse desselben zahlreiche Hütten, doch vergeblich erwartete ich das gewöhnliche Toben einer Bechuanenstadt zu hören, vergeblich sah ich mich nach den dünnen, bläulichen Rauchsäulen um, welche sich von den häuslichen Herden zu erheben pflegen; es schien, nach der Stille des Ortes zu urtheilen, eine Stadt der Todten zu sein.

Als der Wagen zwischen den Hütten hindurchfuhr, zeigte sich wohl Leben genug, indem sich Schaaren von wilden Tauben, Perlhühnern und Staaren aus den Höfen und von den Dächern erhoben, hier und da kroch eine verwilderte Katze zwischen den Zäunen entlang, aber kein Mensch war zu sehen, die wohlerhaltenen Hütten zu beleben, das herumliegende Hausgeräth in Ordnung zu halten. Es schien, als hätten die Bewohner eben erst ihre Hütten verlassen, und beabsichtigten alsbald zurückzukehren, um ihre Häuslichkeit wieder zu beziehen, so wohlerhalten sah Alles noch aus, obgleich die Stadt schon seit sechs Monaten aufgegeben war.

Ich hatte nämlich Liteyana vor mir, den früheren Wohnplatz

---

*) Livingstone schreibt: Setshele, doch ist die obige Form bei weitem die häufigere und wohl auch die richtigere.





Fig. 63. Moruaχomo (Logageng) Hauptstadt der Bakuéna.

Sechèli's, welchen er mit einem mehrere Stunden weiter nördlich gelegenen Platze vertauscht hatte. Es ist eigenthümlich, mit welcher Leichtigkeit der Schwarze seinen Aufenthalt wechselt, und wie selbst Stämme, welche durch den Ackerbau fester an die Scholle gebunden sein sollten, ohne alle Umstände ihren Wohnplatz aufgeben, um sich wo anders anzusiedeln. Die blosse Furcht vor einem Feinde, gegen den der Ort nicht hinlänglich gesichert erscheint, eine ausbrechende Epidemie, Spärlicherwerden des Wassers oder der Verdacht von Hexerei sind hinreichende Gründe einen Stamm zu veranlassen, seine Heimath aufzugeben, weiter zu ziehen nach irgend einem Orte, welcher im Augenblicke besser gefällt, und „schnell entstehn die leichten Hütten wieder."

So hat Sechèli in kurzer Zeit seinen Aufenthalt zweimal gewechselt, indem er noch vor 10 Jahren auf der Gipfelfläche des Berges wohnte, von wo er wegen der Schwierigkeit, Wasser zu erhalten, die Stadt an den Fuss des Berges verlegte, die in neuester Zeit wieder als unsicher aufgegeben worden ist.

Viel soll zu dem Entschlusse, den Ort zu verlassen, auch der Umstand beigetragen haben, dass die unmittelbare Nachbarschaft eines ganzen Waldes von Riesenaloen die Gegend in der Regenzeit ungesund machte. Die dicken, fleischigen Blätter dieser Species fallen jährlich ab und bilden dann eine Masse faulender organischer Substanz, deren Dünste wohl im Stande sein mögen, Krankheiten zu erzeugen. Wie dem auch immer sei, die Gründe erscheinen kaum ausreichend, um das gänzliche Verlassen eines Platzes zu rechtfertigen, der den Bewohnern als ihre Heimath theuer geworden sein sollte, und es zeigt den Mangel an Anhänglichkeit irgend welcher Art im Nationalcharakter des Volkes.

Zur Zeit wurde der Ort wie die Umgebung nur flüchtig in Augenschein genommen, da es mich drängte, endlich die neue Stadt zu erreichen, wo ich hoffen durfte, weisse Händler anzutreffen, von welchen stets einige bei Sechèli verweilen. Nachdem ich am Abend des 22. in der Nähe übernachtet hatte, traf der Wagen am folgenden Morgen bereits zeitig bei den Hügelketten an, zwischen welchen sich die Bakuénastadt hinzieht.

Die Niederlassung trug noch unverkennbar den Stempel der Neuheit, indem das Laub noch theilweise an den Reisern der Schirme sass und das Röhricht der Dächer seine gelbliche Farbe nicht verloren hatte; hier und da wurde auch noch gebaut, aber im allgemeinen bewegte sich die Bevölkerung bereits wieder ebenso müssig und indolent in der neuen Stadt, wie sie es in der alten gethan hatte. Die Hütte des Häuptlings

war schnell erfragt, und kurz darauf sass ich in der Khotla zur Seite Sechèli's und des alten M'Cabe, eines ebenso erfahrenen als liebenswürdigen Mannes, welcher leider seitdem dem Tode anheimgefallen ist.



Fig. 64. Sechèli, Häuptling der Bakuéna's.

Damals war er noch ganz rüstig und diente mir als Dollmetscher bei meiner ersten Unterredung mit dem Bakuénahäuptling. Dieser Letztere, dessen mächtige Figur mich an den riesigen Ngqika Hanta erinnerte, erschien in modernem europäischen Anzuge mit einem feinen Panamastrohhut auf dem Kopfe, und sein Benehmen strafte die äussere Erscheinung nicht Lügen: er hatte nicht nur das Ansehen eines Gentleman, sondern wusste auch die Rolle eines solchen zu spielen, was mir damals um so mehr imponirte, da ich noch nicht wusste, dass es eben nicht viel mehr als gutes Spiel war.

Nachdem er Namen, Stand und Zweck meines Kommens erfahren hatte, hiess er mich in höflicher Weise willkommen und drückte unverhohlen seine Freude aus über mein Kommen, indem er Hülfe von mir als Arzt erwartete. Es wurde Café herumgereicht, und als ich mich nach Erschöpfung der gewöhnlichen Gegenstände der Unterhaltung zum Wagen zurückzog, schickte mir der Häuptling alsbald Fleisch und schien auf jede Weise zeigen zu wollen, dass er wüsste, was ein Gentleman seinem Gaste schuldig wäre. Durch das zuvorkommende Benehmen Sechèli's,

sowie durch die Anwesenheit der weissen Händler im Orte, welche mir durchgehends freundlich begegneten, sobald sie sahen, dass es mit meinen wissenschaftlichen Zwecken Ernst sei und sie keine Concurrenz von mir zu befürchten hatten, gestaltete sich mein Aufenthalt im Orte angenehmer, als ich erwartete.

Zum Lobe der Stadt lässt sich indessen wenig sagen, und ich glaube, dass von den drei Plätzen der zuletzt gewählte der schlechteste ist. Sonderbarer Weise verspricht sich Sechèli grössere Sicherheit von der Lage dieses Ortes, obgleich man nach Einnahme der umgebenden Felskuppen die Hütten von einem Ende bis zum andern beschiessen kann und es unmöglich ist, dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung zu besetzen und zu vertheidigen. Wasser ist auf dem Platze selbst gar nicht vorhanden, sondern dasselbe muss von dem eine halbe Stunde entfernten kleinen Flüsschen geholt werden, zu welchem ein unbequemer, felsiger Fusssteg hinabführt. Ausserdem macht die eingeschlossene Lage zwischen den Felskuppen den Ort unter Mittag sehr schwül und in der Regenzeit gewiss ungesund, da kein hinreichender Luftwechsel stattfindet.

Ein besonderer Nachtheil, der mit demselben Umstand zusammenhängt, ist die zahllose Menge von Fliegen, für welche die schmutzige, stinkende Stadt ohne erfrischenden Luftzug ein wahres Paradies zu sein scheint, nach der Reichlichkeit und erstaunlichen Zudringlichkeit derselben zu urtheilen. Die dicke Haut der Schwarzen zeigt eine solche Indolenz gegen die Berührung dieses Insektes, dass ich glaube, die zwischen ihnen erwachsenen Fliegen wissen es nicht besser, als dass sie sich unbelästigt auf Gesicht und Hände niederlassen dürfen. Ich kenne kaum einen widerlicheren Anblick, als den eines Kafferkindes leidend an der so häufigen, eitrigen Augenentzündung mit dichten Massen des lästigen Geschmeisses rund um die Augen, welches sich an der Absonderung gütlich thut, ohne dass dagegen von dem schmutzigen, kleinen Unhold der geringste Widerstand geleistet würde. Hier dürften denn auch die Fliegen viel zur Verbreitung der fraglichen Krankheit beitragen, da sie von einem Individuum zum andern gehen und so leicht den Ansteckungsstoff übertragen können.

Eine andere Annehmlichkeit der Stadt, veranlasst durch die Nähe der mit Gebüsch dicht bedeckten Kuppen ist die grosse Anzahl der Schlangen und Scorpione, welche häufig herunterkommen in die Wohnungen, oder mit dem Reisig eingeschleppt werden. Fast täglich fanden wir in der Nähe des Feuers grosse 3—4″ lange Scorpione (Androctonus

sp.), welche aus dem Brennholz herausgekrochen waren, und in manchen frischgebauten Hütten schienen sie sich häuslich eingerichtet zu haben.

Von Reptilien waren besonders verschiedene Arten der gefährlichen Peitschenschlangen (Dendrophis und Leptophis Chenonii Dum.) häufig, doch auch andere unbekanntere Arten wurden mir zuweilen gebracht, leider aber stets in einem so lädirten Zustande, dass an ein Erhalten nicht zu denken war. Besonders bedauerte ich ein Exemplar von röthlichgrauer Farbe mit schönen sich in regelmässigen Abständen wiederholenden marmorähnlichen Flecken; dies Thier war von mittlerer Grösse und gehörte, soweit der ganz zerschmetterte Kopf es erkennen liess, zu den Trugnattern. Mir ist selbst nie wieder ein ähnliches zu Handen gekommen, obgleich ich die Umgebung viel durchstreifte.

Von andern Schlangen schienen mir bemerkenswerth eine gestreifte Natter (Lycodon geometricus Schleg.), die Cobra und die „Boomslang" (Bucephalus typus Smith). Eine Species, welche am meisten gefürchtet wird, kam mir selbst nie zu Gesicht; dieselbe muss aber, nach der Beschreibung zu urtheilen, eine schwarze Cobra sein*); eigenthümlich ist dieser Schlange, welche eine bedeutende Grösse erreichen soll, der Aufenthalt an Felswänden, wo sie in Höhlungen des Gesteins lebt und daher nicht so häufig gesehen wird. Unglücksfälle gehören trotzdem nicht zu den Seltenheiten, weil die Eingeborenen vielfältig, um Reisig zu suchen u. dgl. zwischen den Felsen herumklettern und dabei zuweilen von dieser sehr bissigen Schlange angegriffen werden. Interessant ist die Behauptung der Bechuanen, dass dies Thier stets begleitet würde von einer bestimmten Art kleiner Fliegen, welche den Eingang des von der Cobra bewohnten Loches umschwärmen und so dem Kundigen die Anwesenheit des Feindes verrathen sollen. Da auch Weisse öfters mit der erwähnten Schlange zusammengetroffen sind, so unterliegt ihre Existenz keinem Zweifel; wie es sich aber mit den Fliegen verhält, bedarf wohl der Bestätigung, obgleich die Sache, wenn man an die eigenthümliche Ausdünstung und die Excremente des Thieres denkt, nicht unwahrscheinlich genannt werden kann.

Die Umgegend von Moruaχomo**), wie Sechèli's neuer Wohnplatz gewöhnlich bezeichnet wird, bietet wenig, und von Naturschönheiten kann man eigentlich nur reden in dem felsigen Thale des kleinen Baches der Nachbarschaft, welchen Ort ich bereits wenige Stunden nach meiner An-

*) Picakholu Livingst.

**) Das χ des Sechuanaalphabets bezeichnet einen aspirirten K-Laut.

kunft besuchte, und der seitdem fast täglich das Ziel meiner Spaziergänge wurde. Begreiflicher Weise unterwarf mein Aufenthalt mitten im Orte mich bei den Bakuéna's noch viel mehr den unvermeidlichen Plagereien, als es bisher der Fall gewesen war, und wenn in der Mittagschwüle sich die Sonne und die Fliegen mit den menschlichen Plagegeistern verbanden, wurde mir der Aufenthalt gewöhnlich so unleidlich, dass ich mich davon machte und hinunterstieg zu dem Bache, wo die anmuthige Scenerie und kühle Felsgrotten einige Erholung gewährten. Imposant war besonders der Eingang des Thales, indem hier die Felswände sich wie Mauern erhoben und auf dem linken Ufer zu einem majestätischen Bau aufthürmten, der wie der Lorleifels über dem Wasser aufsteigt. Allerdings war der Bach im Grunde kein Rhein, aber gerade unter dem erwähnten Felsen sammelte sich das spärliche Wasser zu einem kleinen Becken und bildete so einen reizenden Badeplatz, was schon der Seltenheit wegen alle Anerkennung verdiente. Hatte ich mich einmal in der Nachbarschaft dieses Ortes zwischen dem Gestein verkrochen, so brachte mich so leicht nichts wieder heraus und ich konnte Leute, die nach mir suchten, ruhig vorbeilaufen lassen, falls es mir nicht behagte, vorzutreten.

Capitel XXVI.

Liteyana — Leben der Bechuanen.

Ritt nach Liteyana; der Aloewald; Aberglaube der Eingeborenen in Bezug auf gewisse Thiere; der alte M'Cabe; Verkehr im Handel.

Nachdem ich mich in Sechèli's Stadt zu Hause gemacht und zunächst oberflächlich über Land und Volk orientirt hatte, verliess ich den Ort wieder für einige Tage, um den alten Wohnplatz, Liteyana, und dessen Umgegend näher zu untersuchen, sowie ein Bild des Aloewaldes für mein photographisches Album zu gewinnen. In Begleitung des jungen M'Cabe machte ich mich am 29. Mittags zu Pferde auf und ein angenehmer Ritt quer durch das hüglige Land brachte uns schnell an das Ziel unserer Bestimmung, wo ich mich alsbald dem Aloewalde zuwandte, um das günstige, stille Wetter zu den Aufnahmen zu benutzen.

Der Anblick der Aloen ist ebenso interessant als malerisch, indem, wie schon oben erwähnt, die in Rede stehende Art die alten Blätter abwirft und durch diese Eigenthümlichkeit ein schlanker, gerade aufstei-

gender Stamm gebildet wird, welcher oben die von dem jährigen Wuchse gebildete Krone trägt.

Zur Zeit waren die Bäume in ihrer schönsten Entwickelung, indem der ganze Wald prangte mit den verzweigten Blüthenschäften, deren Blumen von brennend orangerother Färbung sind und sich dicht gedrängt



Fig. 65. Aloewald bei Liteyana.

den Stengeln einseitig anfügen. Die röhrenförmige Corolle ist zum Ueberlaufen voll von Nektar, welcher sich wie eine Thauperle auf jeder Blume erhebt und Nektarinien sowie Insekten zum reichlichen Mahle einladet.

Wir menschlichen Leckermäuler machten uns nach beendeter Arbeit ebenfalls an das Austrinken der Aloeblüthen und betrieben diese angenehme Beschäftigung, bis der orangerothe Pollen unsere Gesichter von einem Ohre bis zum anderen überzog und uns bemalten Wilden ähnlicher machte, wie gesitteten Europäern. Der Geschmack des Nektars selbst ist angenehm süsslich, doch kann man es nicht leicht vermeiden, beim Aussaugen den Pollen in den Mund zu bekommen, welcher etwas widerlich schmeckt.

Wir übernachteten in der Nähe eines Sechèli'schen Viehpostens, um Milch zu unserer frugalen Abendmahlzeit zu erhalten, welchen Stoff wir mit Hosenknöpfen einzukaufen hatten. Blanke Hosenknöpfe sind im ganzen Bechuanenlande ein gangbarer Artikel, indem die Eingeborenen

dieselben weniger zur Befestigung ihrer Beinkleider brauchen, welches Kleidungsstück noch immer als ein Luxusartikel betrachtet wird, als vielmehr zum Schmuck ihrer Ledertaschen, Carosse u. s. w., woran sie häufig reihenweise aufgenäht werden. Für 4 Hosenknöpfe wurde schon eine ganz ansehnliche Kalabasse mit Milch verabreicht, aber als wir versuchsweise ebensoviel Schillinge dafür anboten, wies man den Handel mit Entrüstung zurück. Den Werth des Goldes kannten indessen die Leute gut genug, was daraus hervorging, dass sie einen dargereichten Sovereign mit grösster Bereitwilligkeit annahmen. Der Vorrath von Hosenknöpfen war bald erschöpft, aber dies brachte uns wenig in Verlegenheit, da wir diese durch Schiessgürtel unnöthig gewordenen Zierrathen an den eigenen Unaussprechlichen noch besassen und unbedenklich zum Messer griffen, um das todte Capital zu verwerthen.

Kurz nach Dunkelwerden erhob sich in dem benachbarten Posten ein gewaltiger Aufruhr, als dessen Ursache sich das plötzliche Erscheinen eines Leoparden herausstellte, welcher bereits öfters sich seinen Tribut in Gestalt einer Ziege oder eines Schaafes geholt hatte; diesmal verjagten ihn indessen die wachsamen Hirten und trieben den Ziegendieb ohne seine Beute zurück in die nahen Felsklüfte, in deren unzugänglichen Höhlungen er seine Wohnung aufgeschlagen hatte.

Diese Klüfte sind der Abfall des Berges, auf dem die erste Stadt der Bakuéna's stand, und wo Sechèli ein wohl eingerichtetes, von Europäern erbautes Haus besass, das noch heutigen Tages in einem guten Zustande ist.*) Am 30. erstiegen wir den Berg, um den Ort in Augenschein zu nehmen, und fanden die Gipfelfläche ganz bedeckt mit den Spuren der früheren Niederlassung in Gestalt von Aschenhaufen, Knochen und Scherben von Geschirr; von Baulichkeiten stand aber nur noch das erwähnte Haus. Steinwälle, welche die zugänglichen Lücken des Felskranzes absperren, machen den Ort zu einer Art Festung, aber der Wassermangel dürfte dieselbe schwerlich bei längerer Belagerung haltbar erscheinen lassen.

Wenn man sieht, in was für einem verhältnissmässig hohen Zustande von Civilisation Sechèli schon in seinem ältesten Wohnplatze gelebt hat, während er jetzt wieder zu seiner rohen Bechuanenhütte zurückgekehrt ist, sieht man leicht, dass nicht das Erkennen des in der höheren Cultur

*) Ein Beweis, dass die von den Boeren im Jahre 1852 ausgeführte Eroberung des Ortes keineswegs von dem Vandalismus begleitet war, wie ihre Feinde behaupten wollen.

liegenden Fortschrittes ihn bewogen hat, früher die europäische Lebensweise anzunehmen, sondern lediglich die Sucht der Nachäfferei. Nachdem die Dinge den Reiz der Neuheit für ihn verloren haben, ist derselbe auch in anderen Stücken wieder rückwärts gegangen und behält nur bei, was sich auf Essen und Trinken sowie auf seine persönliche Erscheinung bezieht.

In seinem Hause zu Liteyana ging es ganz europäisch her, und die Gäste wurden aufgefordert zum Mittagessen oder zum Thee zu erscheinen, wobei der Thee in chinesischem Service gereicht wurde, und man zu Tische sass in Zimmern, die mit Tapeten verziert waren. Jetzt ist Sechèli, das grosse Kind, dieses Spielzeuges überdrüssig geworden und schätzt nur die Dinge, welche materiellen Genuss bieten. Täglich erscheinen bei seinem Dinner Mixed-Pickles, Worcester Sauce, Curray und ähnlicher Zubehör der englischen Küche, auch isst dieser Häuptling Sardinen und andere zubereitete Fische, indem er sagt, er wüsste so gut als die Weissen, was lecker sei, und will sich durch nationale Vorurtheile nicht um seinen Genuss bringen lassen.

Die meisten schwarzen Stämme Süd-Afrika's haben nämlich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Fisch, ohne dass sie dafür irgend einen bestimmten Grund angeben könnten. Die Antwort, welche man gewöhnlich bei einer einschlägigen Frage erhält, ist, dass die Fische Schlangen wären und sie sich daher fürchteten, dieselben zu essen. Die Leute gehen darin so weit, dass sie sich sogar scheuen, Fische anzufassen, und häufig kommt es vor, dass schwarze Dienstboten lieber ihre Herrschaft aufgeben, als sich zwingen lassen, diese Thiere zuzubereiten. Als Gassisioe eines Tages beim Wagen eines Händlers etwas zu essen beabsichtigte und sah, dass der Mann gerade Fische gegessen hatte, erbat er sich express, dass man ihm ein Messer und Gabel reiche, mit dem die „Tlapi" nicht berührt worden seien.

Der Fisch ist das nationale Thier der Ba-Tlapi's, wie das Krocodil das der Bakuéna's, der Duiker (Puti) das der Bamangwato's, der Affe das der Pakatla's u. s. w.; es giebt dies jedoch wohl kaum den wahren Grund für den herrschenden Widerwillen, da sich dieser über die verschiedensten Stämme verbreitet zeigt, während gleichzeitig die nationalen Thiere für die Eingeborenen nur Gegenstand des Aberglaubens sind und von einem eigentlichen Cultus kaum die Rede sein kann. Wenn sie manche Thiere grundsätzlich nicht tödten und ihnen eine besondere Bedeutung beilegen, so geschieht es aus einem unklaren Aberglauben, der sich auf mannigfache Dinge ausdehnt, ohne dass ein besonderer Grund dafür an-

gegeben wird. So haben z. B. die Bewohner der Kalahari die Meinung, dass es unglückbringend sei, einen alten Löwen, der dann gerade für Menschen gefährlich wird, umzubringen, und lassen einen solchen in ihrem Kraale morden, ohne ernstlichen Widerstand zu leisten. Ferner gilt der Vogel, welcher von den Boeren Hammerkop genannt wird (Scopus umbretta), für sacrosanctus, obgleich er ebenfalls nicht unter die nationalen Thiere gerechnet werden kann, und Anderes mehr.

Ausser dem Fisch wird auch das Schwein von verschiedenen Stämmen verabscheut, doch sind die Bechuanen in dieser Beziehung nicht so consequent und lassen sich leichter bewegen von diesem Thiere zu essen. In Bezug auf Fisch ist Sechèli der einzige unter ihnen, von dem ich mich entsinnen kann, dass er solche Speise berührte; die meisten würden sicher eher verhungern, als dass sie diese „Wasserschlangen“

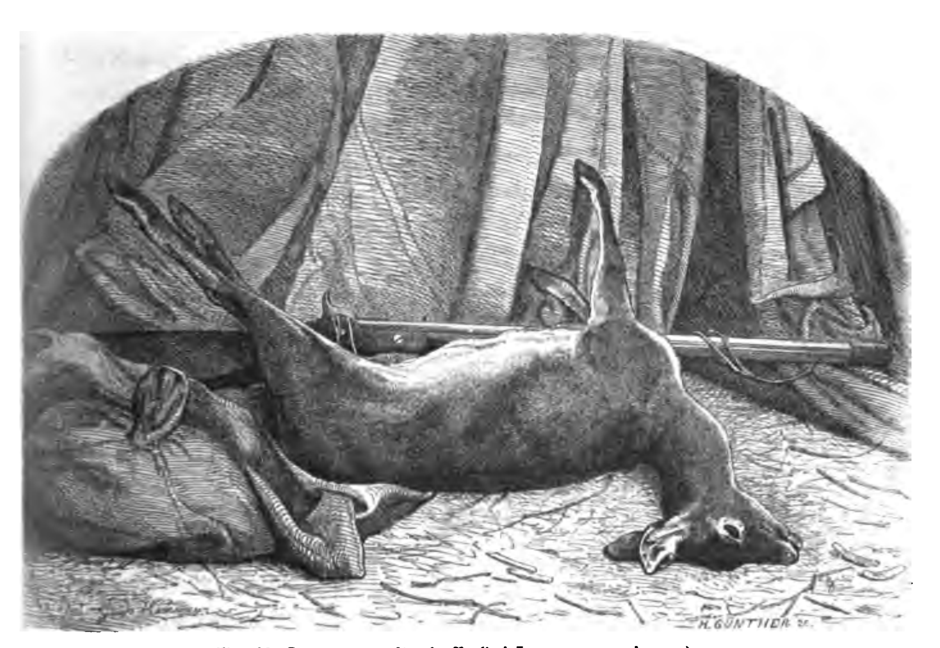


Fig. 66. Oreotragus saltatrix F. (bei Logageng geschossen).

auch nur kosteten. Unter den Hottentotten finden sich derartige Abneigungen in keiner Weise vor.

Was in Liteyana die Hauptnahrung der Bakuéna's ausgemacht hatte, konnte man noch deutlich erkennen an den Knochen und Stücken

von Hörnern, welche massenhaft in der alten Werft herumlagen; es herrschten unter diesen Elands-, Giraffen- und Gemsbockknochen vor, woraus sich ein Rückschluss machen liess auf die Häufigkeit dieser Wildgattungen in früherer Zeit. Auch Bruchstücke menschlicher Skelette mischten sich hier und da mit den übrigen Gebeinen, doch nirgends war ein vollständiger Schädel aufzufinden.

Als wir die ganze Umgegend des Berges durchstöbert und die Schaaren der Perlhühner etwas in ihrer Ruhe gestört hatten, wurden die Pferde gesattelt, welche uns schnell zurücktrugen nach Moruaχomo.

Daselbst kamen nun die photographischen Apparate in Anwendung, und ich begann, wie begreiflich, mit dem Häuptling selbst, welcher sich zum Zweck der Aufnahme köstlich ausstaffirt hatte. Er erschien im schwarzen Rock, auf dem wohlfrisirten Wollkopf ein gesticktes Fez aus grellgefärbten Tuchstreifen zusammengenäht, um den Hals eine bunte seidene Cravatte und an den Beinen grosse patentlederne Reiterstiefeln, in denen er sich kaum bewegen konnte. In diesem Kostüme, noch vervollständigt durch einen Mackintosh, stolzirt er öfters des Sonntags zum Hohn der glühenden Sonne einher und pflegt auch darin zu predigen. Es war ihm sehr schmerzlich, als er hörte, dass die prächtigen Stiefeln nicht mit auf dem Bilde erscheinen sollten; ich liess ihm aber wenigstens sein buntes Käpsel auf dem Positiv, welches für ihn selbst angefertigt wurde. Ausser den Negativen pflegte ich nämlich von den Häuptlingen auch Positive aufzunehmen, um ihnen doch etwas für ihr Stillsitzen in den Händen zu lassen, und die Herren waren stets sehr stolz auf diese Abbildungen ihrer hohen Häupter.

Nach Sechèli nahm ich einen Sohn Moselekatse's auf, welcher als Gast im Orte verweilte, weil er sich die Ungnade seines Vaters zugezogen hatte; dies ist bei einem Moselekatse gleichbedeutend mit dem schwersten Verbrechen, und er hätte den Sohn getödtet, wenn der Letztere nicht, heimlich gewarnt, sich durch die Flucht dem drohenden Verderben entzogen hätte. Nächstdem veranlasste ich einige andere Bakuéna-Männer und Frauen, mir zu sitzen, und darauf nahm ich eine Anzahl von Gruppen auf, welche sehr mittelmässige Photographien abgaben, aber mit Rücksicht auf die ausserordentlichen Schwierigkeiten durfte ich wohl mit dem Erfolge zufrieden sein. An anderen Tagen ging ich wieder hinunter nach dem Flusse, um Scenerie aufzunehmen, und unter solchen Arbeiten verflossen zwei Wochen, ehe man es recht gewahr wurde.

Fig 67



Das Plateau der Bakuéna.

Mein Wagen stand während der ganzen Zeit dicht bei der Hütte, wo „der alte M'Cabe", wie er gewöhnlich genannt wurde, sein Waarenlager aufgeschlagen hatte, und war ich nicht sonst beschäftigt, so erfreute ich mich der angenehmen Gesellschaft dieses liebenswürdigen Mannes. Befanden wir uns allein, so verkürzten gewöhnlich Erzählungen aus seinem bewegten Leben, welches er von frühester Jugend an in Süd-Afrika verbracht hatte, die Zeit, und manche interessante Bemerkung verdanke ich diesen Mittheilungen.

Erwähnenswerth erscheint mir besonders die entschiedene Behauptung desselben als eines der wenigen Personen, welche den grössten Theil des Limpopo in seinem oberen wie unteren Laufe bereist haben, dass der genannte Fluss sich nicht, wie die meisten unserer Karten zeigen, bei Inhambane in das Meer ergiesst, sondern eine starke Biegung nach Süd-Osten annehmend in Delagoa Bay mündet. Seine Ansicht über den Verlauf des Limpopo steht nicht vereinzelt da, vielmehr ist es eine ganze Parthei, welche dieselbe Behauptung aufstellt, aber vielleicht keiner von ihnen hat soviel von dem Flusse mit eigenen Augen gesehen als Mr. M'Cabe, dessen Mund leider unterdessen der Tod bereits geschlossen hat; die entgegenstehende Ansicht ist, wenn auch allgemein in die Karten aufgenommen, doch durch Niemanden mit unumstösslichen Beweisen dargethan.

Den grössten Theil des Tages über war die Hütte des Händlers erfüllt mit zahlreichen Eingeborenen, welche ihren alten Freund und Vertrauten „Makäpe" mit allen möglichen Anliegen heimsuchten. Wenn sich auch die Scenen dabei mit entsetzlicher Eintönigkeit tagtäglich wiederholten, fehlte es doch nicht ganz an ergötzlichen Momenten, welche den Fremden wohl zu amüsiren vermochten, und ich will daher hier einen Tag aus dem Leben des alten M'Cabe als ein Prototyp so vieler hundert anderer beschreiben, da dies zugleich tiefe Einblicke in den Charakter der Eingeborenen gewährt. —

Dieselben sind in der Regel Frühaufs; sobald das Tageslicht über den Höhen erscheint, beginnt es sich in den Hütten zu regen, der Ort tönt wieder von dem geschäftigen Treiben der Bewohner, die Reihen der Wasserträger ziehen auf und nieder, und es dauert nicht lange, bis eine ganze Schaar derselben sich mit den gefüllten Urnen um uns versammelt hat.

Während ich in beschaulicher Ruhe meinen Morgencafé schlürfe, mit dem man in Afrika stets den Tag beginnt, und mir noch den Schlaf aus den Augen reibe, rennt der alte M'Cabe schon rüstig auf und nieder,

ordnet die Waaren, packt andere aus, giebt den zahlreichen Dienern seine Aufträge für den Tag und fertigt dazwischen immer einen Trupp Eingeborener nach dem andern ab.

Das nöthige Wasser, welches der Entfernung des Flusses wegen gekauft werden muss, ist für einige Schnüre Glasperlen erstanden, die Träger haben sich mit den geleerten Gefässen entfernt, aber der Platz füllt sich sofort wieder durch andere Personen, welche hölzerne Kruken und Kalabassen tragen und ringsum ertönt gleichzeitig das eindringliche: „Gō rèka mashi!“ (Milch kaufen!) während die Hände eifrig über den Oeffnungen der Gefässe hin und her gehen, um den unendlichen Fliegenschwarm von dem süssen Labsal abzuhalten. Mitunter stürzt doch ein halbes Dutzend oder so auf einmal in die weisse Fluth, und die Finger, deren Naturfarbe nicht immer ganz kenntlich ist, fahren eifrig hinterher, um die geflügelten Näscher auf kürzestem Wege wieder zu entfernen.

In diesen Punkten gilt nun einmal das „Ländlich, sittlich“, die Milch wird erstanden, in einen mächtigen Theekessel zusammengegossen und alsbald gekocht, um das Sauerwerden zu verhindern. Doch neue Schaaren rücken an: die einen bringen Feuerholz zum Kauf, die andern Holzschüsseln mit Mais, Kafferkorn oder geröstete Heuschrecken, wieder andere wilde Früchte, Erdnüsse, Mopuru u. dgl., und das vielstimmige: „Gō rèka Makäpe! Mona, gō rèka!“ könnte einen anderen zur Verzweiflung bringen, aber nicht den alten Händler, welcher sich darum so wenig bekümmert, als ein kundiger Mann sich durch das Summen der Bienen beirren lässt, wenn er den Honig auszunehmen gedenkt.

Hier kauft er, hier weist er zurück, bald freundlich, bald mit harten Worten, und sonderbarer Weise scheint er die gerösteten Heuschrecken mit Vorliebe anzunehmen. Wir fangen schon an zu glauben, dass der Herr der Nahrung Johannes des Täufers entschieden Geschmack abgewonnen hat, da erklärt sich die Sache sehr einfach durch das Erscheinen einer ganzen Bande junger Strausse, welche von ihrem Hirten herbeigetrieben werden und mit grösster Gier über die vorgeworfenen Heuschrecken, ihre Lieblingskost, herfallen.

Jetzt fängt die Scene an bunt zu werden: der ganze Platz ist voll von Kindern und Frauen, welche theils um das Kochfeuer hocken, um etwas zu erschnappen, theils nach Beendigung ihrer Verkäufe, die geleerten Holzschüsseln wie Hüte auf den Kopf gestülpt, sich in gemüthlicher Unterhaltung ergehen, theils noch immerfort die unzerstörbare Ruhe des Alten mit ihren Anträgen bestürmen. Dazwischen steigen die halbwüchsigen Strausse gravitätisch umher, den unersättlichen Schnabel



Fig. 68. Frauen und Kinder der Bakuéna, Victualien zum Verkauf bringend.

dicht am Boden, alles Verschlingbare aufschnappend, und einige Hunde balgen sich in der Mitte der Scene um einen alten Knochen. Endlich aber scheint dem Händler doch die Geduld auszugehen; mit geschwungenem Zjambok jagt er unter drohenden Gebehrden die Zudringlichen von der Hütte, welche mit furchtbarem Toben auseinanderstieben; die Strausse balanciren sich mit gelüfteten Flügelstumpen ängstlich von dannen, die über den Haufen gerannten Hunde springen heulend zur Seite, aber die ganze Bande der Plagegeister bleibt, sowie sie eine kleine Entfernung gewonnen haben, alsbald stehen und drehen sich lachend um. Sie kennen den alten M'Cabe zu gut, um nicht zu wissen, dass er nur so böse thut, um sie los zu werden.

So stellt es sich auch heraus, denn sobald der Platz einigermassen geklärt ist, legt sich die Wuth sofort, der Händler geht lächelnd in seine Hütte, indem er nur Raum machen wollte für die hohen Gäste, welche sein scharfes Auge in der Ferne bereits hat herankommen sehen: Koshilintse, des Häuptlings Bruder, naht mit Gefolge, das eigentliche Geschäft des Tages beginnt.

Ringsum freundschaftliches Händeschütteln und: „Rumèla Khôsi!" „„Rumèla Makäpe!"" *) worauf sich die Partheien gemüthlich auf Feldstühlen und Kisten so gut als möglich placiren; gleichgültige Gespräche über die Tagesneuigkeiten, den gegenseitigen Gesundheitszustand und so weiter folgen, während die beiden Hauptpersonen durch verstohlene Blicke sich gegenseitig über ein etwa bevorstehendes Geschäft zu ergründen suchen. Dies ist auch ausreichend, die beiden alten Füchse verstehen sich zu gut und kennen sich zu lange, um erst die gewöhnlichen Kunstgriffe gegen einander zu versuchen. Der Handel ist denn auch bald eingeleitet, Koshilintse sieht die Gewehre durch, prüft die Schlösser, das Kaliber, die Lage, mit der Miene eines erfahrenen Kenners und fragt jedesmal nach dem Preise, der in Straussenfedern angegeben wird und von 30 Stück weisser Federn mit 1—2 Pfd. schwarzer bis hinauf zu 100—150 Stück variirt; theuerere Gewehre sind im allgemeinen unverkäuflich.

Der Häuptling trifft eine Wahl und nun erscheint auch endlich das Landesprodukt, indem ein schmieriger Caross aufgerollt wird und als Inhalt eine Anzahl unordentlich zusammengebundener, meist unsauber aussehender Federn zeigt. Der Schmutz thut Nichts zur Sache, da er

*) „Sei gegrüsst, Häuptling!" „„Sei gegrüsst, Makäpe!""

mit ins Gewicht fällt und den Preis nicht wesentlich drückt; über den Werth des Angebotenen hat den erfahrenen Händler die wägende Hand sofort belehrt, aber, indem er sorgfältig die Spitzen durch die Finger gleiten lässt und mit einem vollen geschickten Griff hineinfasst, um die Reichhaltigkeit und Elasticität des Flaums zu untersuchen, überlegt er bei sich, ob der Häuptling gesonnen ist unter Umständen mehr zu offeriren oder nicht.

Je nachdem sich seine Meinung gestaltet, wird noch eine bestimmte Zulage verlangt, oder es wird auch wohl ein weniger kostbares Gewehr anstatt des gewünschten angeboten. Wieder kreuzen sich die Blicke, wenige Worte werden gewechselt und der Handel ist abgemacht, als wenn es nichts Einfacheres in der Welt gäbe; nur der Bekannte weiss, welche Kämpfe vorhergegangen sind, bevor diese beiden verschlagenen Händler sich so respectiren lernten. Das erstandene Gewehr wird mit Zugabe von einer Schachtel Kupferhütchen irgend einem des Gefolges ausgehändigt, der sich, selig über die erstandene Waffe, schleunigst entfernt, um sie alsbald zu probiren. Nicht für sich hat Koshilintse gesprochen, sondern es ist sein Geschäft, die Gewehre für die Stammesangehörigen zu erhandeln, indem er allein das Vertrauen geniesst, etwas davon zu verstehen und hinlänglich gewandt zu sein, um es mit dem alten M'Cabe aufzunehmen.

Nach Abzug dieser Gesellschaft wird wieder etwas Raum in der Hütte, bis sich zwei Bechuanen in ihre Karosse gehüllt zur Thüre hineinschieben und mit einer gewissen Frechheit ihre schmutzigen Hände zum Grusse ausstrecken, was die Absicht etwas zu kaufen errathen lässt.

Nun sehen wir einen Handel in echt afrikanischem Style vor sich gehen, denn die Leutchen halten sich für viel zu gescheut, als dass sie nicht ihre Künste probiren sollten. Nach ihrem Begehr gefragt, zieht der eine ein Büschelchen schwarzer Federn unter dem Kaross hervor mit dem ewigen: „Gō rèka, Baas!"*) „Ên?" „Lerumo", „„Nya"", und der Händler macht ihm begreiflich, dass er für eine Stange Blei wenigstens einige weisse Federn erhalten muss. Wieder greift der Schwarze unter den Kaross und ein Bündel Federn erscheint, welche der Verkäufer als weisse bezeichnet, während ihn ein Blick souverainer Verachtung aus den Augen des alten M'Cabe trifft: es sind sogenannte Tampans oder Dusters, d. h. früher weisse Federn, welche aber bereits allen Flaum verloren haben und werthlos sind. Dennoch weist sie der Händler zu

*) „Kaufen, Baas!" „„Was?"" „Blei!" „„Nein!""

unserem Erstaunen nicht zurück, er bietet vielmehr einige Schnüre Glaskorallen dafür an, der Eingeborene antwortet durch ein entschiedenes: „Kètse, kètse!“ (Setz bei, setz bei!) bis die Quantität ihm befriedigend erscheint.

Die gekauften Federn werden geringschätzig in die Ecke geworfen, und der Blick des Alten richtet sich wieder fragend auf den vor ihm stehenden Kunden, als wollten die grauen Augen den Kaross desselben durchbohren: die ganze Verhandlung war nur ein Vorspiel zu dem eigentlichen Geschäft, welches mit dem Erscheinen eines respektabeln Bündels Federn seinen Anfang nimmt. Jetzt zeigt sich auch einige Theilnahme bei dem Händler, welcher auf die Wünsche des Betreffenden möglichst eingeht und sich sogar herablässt, einige empfehlende Worte dem Angebotenen beizufügen; zu gleicher Zeit tritt aber auch die dritte bisher unthätige Person, der Advokat des Kunden, in Thätigkeit, welcher die Waaren verächtlich durcheinander wirft, überall Mängel entdeckt und die angebotenen Quantitäten von Pulver, Blei und so weiter lächerlich gering findet.

Der Händler straft die eifrigen Bemerkungen mit stillschweigender Verachtung und beginnt seinerseits mit einem hartnäckigen; „Kètse, kètse!“, wodurch er auch wirklich noch mehrere Büschel Federn unter dem verhängnissvollen Kaross hervorzaubert, bis der Käufer seine beständige, feierliche Versicherung: „Ga io lohaba“, (die Federn seien zu Ende), dadurch ausser allen Zweifel stellt, dass er sein einziges Kleidungsstück über den Kopf erhebt und schüttelt. Die Schwarzen ziehen sich zurück, befriedigt dadurch, dass sie etwas für ihre werthlosen Tampans erhalten haben, der Händler in üblem Humor, dass er dem Ankauf einiger Unzen Federn hat eine halbe Stunde opfern müssen, und nur schwach dadurch getröstet, dass die Kunden für die Uebernahme der werthlosen Federn beim zweiten Handel den doppelten Preis haben zahlen müssen. Hätte er sie nicht angenommen, so wäre der Kunde mit dem gesammten Pack wieder abgezogen und würde es bei einem anderen Händler probirt haben.

Schon lungern wieder einige neue Ankömmlinge in der Hütte herum, aber sie sehen nicht vielversprechend aus: der Eine kommt, um zu betteln, der Andere, um zu stehlen, ein Dritter wünscht Medizinen zu erhalten, ein Vierter, um an dem bevorstehenden Mittagsmahl Theil zu nehmen. Da gilt es wieder Politik zu entwickeln: der Schelm wird mit harten Worten gehen geheissen, oder geradezu zur Thür hinausgeworfen, der Patient, sonst vielleicht ein Käufer, gnädig nach Verabreichung einer

Dosis englisch Salz entlassen, der Gast, wenn unerwünscht, durch irgend einen Vorwand entfernt, wenn von Ansehen, wohl auch höflich zur Theilnahme aufgefordert. Sobald der Raum geklärt ist, wird die Thüre verbarrikadirt, und wir erfreuen uns zum ersten Male einer verhältnissmässigen Ruhe während unseres Mahles, unbeirrt durch die belagernden Schaaren, welche endlich, die Fruchtlosigkeit ihres Klopfens einsehend, in der Werft verschwinden.

Es ist jetzt die Stunde der Siesta, die Thüre wird wieder geöffnet, und zu unserem Erstaunen ist der früher so belebte Platz öde und verlassen, ausser einigen Lazzaronis, welche unter den Ochsenwagen schlafen, ist Niemand zu sehen; es bleibt uns also auch Nichts übrig, als ebenfalls Siesta zu halten, oder einen Spaziergang in die Umgegend zu machen. Bei unserer Rückkehr zur Stadt gegen 4 Uhr finden wir das Geschäft schon wieder im besten Gange, ab und zu erscheint auch ein anderer Händler zum Besuch, was Gelegenheit giebt zu ergötzlichen Unterhaltungen, auch wohl schlauen Anschlägen, durch welche einer dem andern einen Vortheil abzugewinnen sucht.

So geht der Tag hin, doch die Lebhaftigkeit des Verkehrs scheint mit dem Eintreten der Dunkelheit nur zuzunehmen bis gegen 9 Uhr, wo er allmälig nachlässt, und wir sitzen bereits friedlich bei unserem Abendessen, als noch ein Kunde hereinschleicht und von dem Alten, während er die Thüre sorgfältig schliesst, freundlich willkommen geheissen wird. Der noch junge Mann bringt mit einer gewissen Aengstlichkeit einen prächtigen Bund weisser Federn zum Vorschein, fast das vollständige Gefieder eines Vogels, und der Händler steckt dieselben sofort bei Seite, dem Käufer ohne weiteres Handeln einen guten Preis für das Produkt gewährend. Das beste Geschäft des Tages ist in der kürzesten Zeit abgeschlossenes worden, was sich so erklärt, dass wir es mit einem Jäger zu thun haben, dem es gelungen ist, seinen glücklichen Erfolg geheim zu halten und die Beute, bevor der selbstsüchtige Häuptling den besten Theil des sauer erworbenen Gutes für sich in Beschlag genommen hat, alsbald zum Verkauf bringt.

So schliesst der Tag noch in befriedigender Weise, der Händler ordnet die erworbenen Schätze, birgt sie in die dafür bestimmten mächtigen Kisten und findet endlich im Schlummer Erholung von seinem ermüdenden Tagewerk, wenn anders ihn das beständige, nächtliche Toben der Stadt dazu kommen lässt. —

In dieser Weise ging es in M'Cabe's Geschäft fast täglich zu, aber bei den anderen Händlern war ein solch lebhafter Verkehr nur ausnahmsweise

vorhanden, indem die armen Neulinge im Lande stets geplagt wurden, die werthlosen, von Anderen zurückgewiesenen Federn zu kaufen und kein gutes Exemplar zu sehen bekamen, bevor sie die Schelme von dem Ausschuss befreit hatten. Dabei fanden es die Eingeborenen ganz selbstverständlich, dass dieselben billiger verkaufen müssten, als die älteren, warum sollten sie denn sonst ihren gewohnten Geschäftspatron aufgeben? Bei jedem neuen Handel begannen sie mit den höchsten Preisen, die sie beim letzt vergangenen errungen hatten, weitere Zulagen beanspruchend, und wussten die Concurrenz zwischen den Händlern so geschickt zu benutzen, dass sie Neulinge beinahe als Regel übervortheilten.

Die mannigfachen Kunstgriffe und Listen, welche die Eingeborenen dabei entfalten, sind wohl im Anfange ergötzlich, aber die gleichzeitig entwickelte Unverschämtheit wird dem Beobachter endlich doch so widerlich, dass man schnell genug davon kommt.

So hatte ich auch die Annehmlichkeiten der Bechuanenstadt bald hinlänglich genossen und sehnte mich wieder einmal frische Luft zu schöpfen in der freien, gränzenlosen Wildniss. Ich verabredete daher mit dem jungen M'Cabe, welcher die Jagd ebenso leidenschaftlich liebte, als ich selbst, sobald als thunlich einen Jagdzug zu unternehmen, und begann unverzüglich mit den Vorbereitungen.

Capitel XXVII.

Ein Jagdzug im Bechuanalande.

Khopong; die Pala; Rencontre mit einem Löwen; Fanggruben; Bechuanasclaven; Giraffenhetze; Elandsjagd; Elephantengewehre; Präpariren von Biltong; Beginn der Regenzeit.

Dazu gehörte vor allen Dingen die Besprechung mit dem Häuptling, weil dieser seine specielle Erlaubniss zu geben und Leute als Gehilfen und Wegweiser zu bestimmen hat. Gewöhnlich bezeichnet er auch die Gegend, in welcher der Fremde jagen soll, und es hängt somit sehr von seinem guten Willen ab, ob man einen ergiebigen Jagdgrund erhält oder nicht. Wir standen zu hoch in der Gunst Sechèli's, als dass wir von seiner Seite irgend welche Schwierigkeiten hätten finden sollen; er stellte uns nicht nur soviel Leute, als wir wünschten, zur Verfügung, sondern

erlaubte uns auch jeden beliebigen Theil seines Gebietes zu durchjagen, der uns genehm sei. Eine so ausgedehnte Erlaubniss war ein Zeichen von besonderer Güte, da die Häuptlinge sich gewisse Striche vorzubehalten pflegen, welche zu bejagen keinem Fremden erlaubt wird, weil der Wildstand derselben den Unterhalt für das Gesinde zu liefern hat.

Sechèli versicherte uns trotzdem, dass unsere Aussichten auf Erfolg sehr gering wären, da nach den Berichten, welche er von allen Seiten empfing, das Wild in diesem Jahre ausserordentlich spärlich sein sollte. Wo noch im vergangenen Jahre Trupps von Elephanten, Büffeln, Elands und Giraffen gehaust hatten, sollte nun keine Spur derselben mehr vorhanden sein. Wir glaubten nicht, dass es ganz so arg wäre, da wir die Neigung der Schwarzen zu Uebertreibungen allzu gut kannten und ganz bestimmt von einigen Trupps Wild hörten, die kürzlich in der Gegend gesehen worden waren. Hatte das unablässige Schiessen und Hetzen auch den grössten Theil der Thiere in die wasserlose Kalahari oder in Tsetsedistrikte zurückgedrängt, so konnten wir doch hoffen, mit einem oder dem anderen wandernden Trupp zusammenzutreffen, und machten uns nach Beendigung aller Vorbereitungen getrost auf den Weg.



Fig. 69. Steppenlandschaft mit Termitenhügel bei Khopong.

Ein frischer Südost wehte über das buschige Land, das sich rings bereits in die heiteren Farben des Frühlings zu kleiden begann; das

junge Gras schmückte mit seinem smaragdgrünen Teppich die kahlen Stellen zwischen den Mimosen und Acazien, welche ihren Blüthenregen auf den vorbeifahrenden Wagen streuten, während die dornigen Zweige mit schurrendem Geräusch an dem Zeltdache entlang glitten. Wir streckten uns in behaglichster Stimmung im Wagen aus und träumten von den Elands und Giraffen, denen unser Besuch galt. Lange litt es uns indessen nicht in dieser Unthätigkeit, und als wir uns satt gesehen hatten an der reizenden afrikanischen Frühlingslandschaft, sattelten wir unsere Gäule, um dem Wagen als Recognoscirungspatrouille vorauszueilen. Der Busch schloss sich dichter und dichter, als wir uns einer Quelle, Khopong genannt, näherten, indem sich einzelne mächtige Bäume, Tamboti der Eingeborenen, sowie ein anderer, Morato genannt, mit fiedertheiligen Blättern und kleinen grünen Blüthen-Trauben, mischten mit den mannigfachen Species der Dornenbäume und dem üppigen Unterholz, in welchem zur Zeit ein Prunus (?) durch die weissen Blüthenbüschel ähnlich wie wilde Kirschblüthen besonders in die Augen fiel.

Grösseres Wild sahen wir nicht ausser einigen Kudu's (Strepsicerus Kudu Gray), die über dem dichten Gebüsch die mit stolzem, spiralig gewundenem Gehörn verzierten Köpfe vorsichtig erhoben, aber spurlos verschwanden, sobald sich die Verfolgung gegen sie wendete. Als wir über einen niedrigen Höhenzug herabkamen, lag die Quelle dicht vor uns, deren Wasser sich in beckenartigen Vertiefungen sammeln, natürlichen Tränken, welche sich aus Blasenräumen und Lücken in dem jungen Sandstein gebildet haben.

Das geringe Alter dieser Gesteinsschichten wird ersichtlich aus der interessanten Thatsache, dass verschiedene Hufspuren von Antilopen darin abgedrückt sind, von denen die einen von den Fährtenkundigen als Steenbokken, die anderen Hartebeesten und Giraffen angehörig bezeichnet werden. Eine so selten schöne Quelle musste wohl seit langen Zeiten das Wild herbeiziehen, und sie ist noch heutigen Tages ein Lieblingsaufenthalt mannigfacher Thiere, zu denen noch im vorigen Jahre Elephanten gehörten. Wir fanden die dicken, unförmlichen Knollen der Losung, doch leider keine frischen Spuren dieses interessanten Wildes.

Die Wagen folgten uns bald nach und lagerten in der Nähe des Wassers, wo die dichte Bewachsung manche reizende Waldlandschaft darbot; unter den Bäumen erhoben sich zahlreich die Burgen der Termiten, welche hier ihrer Gestalt nach zuweilen Wartthürmen täuschend ähnlich sahen und Nichts von der Kuppelwölbung der Ameisenhügel im Freistaate zeigten.

Am nächsten Tage zogen wir zu Pferde aus und durchstreiften die duftenden Dickichte nach verschiedenen Richtungen, ohne dass ich meine Hände mit dem Blute harmloser Thiere befleckt oder die Stille der Natur durch den scharfen Knall der Büchse gestört hätte. Meine Absicht war wohl gut, aber das Wild leider allzu sparsam; nur einmal erschien eine Anzahl Pala zwischen den Dorngebüschen, welche hier indessen zu dicht standen, um schnell mit dem Pferde folgen zu können. Die Pala oder Rooi Bokke (Aepyceros melampus Gray) waren früher zu Tausenden und aber Tausenden in den Bechuanenländern nördlich von Kuruman vorhanden, das mörderische Blei hat aber so unter ihnen aufgeräumt, dass jetzt nur noch eine geringe Anzahl derselben übrig geblieben ist; sie ersetzen den in diesen Gegenden fehlenden Blessbock, während der Springbock auch im Buschfelde vorkommt und also die grösste Verbreitung zeigt.

Mr. M'Cabe kam später als ich zum Wagen zurück, indem er so glücklich gewesen war ein Kudu zu erbeuten, das sie alsbald an Ort und Stelle zerstückten und auf den Pferden nach dem Lagerplatze brachten.

Von Khopong wendeten wir uns gegen eine nordöstlich gelegene Vlei, nach welcher wir wieder zu Pferde vorauseilten. Was es heisst in einem gränzenlosen Ocean von Kameeldornbäumen und Gebüsch ohne charakteristische Höhenzüge, ohne weitere Aussicht als 100—200 Schritte ringsum, einen Platz zu finden, der wenige Ruthen im Umfange hat, muss man versucht haben, um es ganz zu begreifen. Der Europäer ist eigentlich vom ersten Augenblick, wo er seinen Ausgangspunkt aus dem Gesichte verliert, verirrt, aber auch unter den Landeseingeborenen weisser oder schwarzer Hautfarbe sind wenige, welche nicht ein oder das andere Mal in solchem Terrain sich verirrt hätten, und die furchtbaren Leiden, die sie in den zwei oder drei Tagen des Umhersuchens ausgehalten haben, übersteigen alle Beschreibung; die einzige Thatsache, dass die Verirrten häufig versucht haben ihres Pferdes Urin zu trinken, spricht hinlänglich für die entsetzliche Höhe ihres Durstes. Wir hatten in diesen Tagen einen alten Mochuanen bei uns, der das Land von Jugend auf kannte, und dennoch verlor auch dieser häufig seine Richtung.

Einige blaue Wilde Beeste (Catoblepas Gorgon H. Smith) zeigten sich im Gebüsch und Rudel von Springböcken, welche letztere sich im Buschfelde zu stattlicher Grösse entwickeln, ein Duiker sprang hier und da aus dem Gestrüppe auf, doch grösseres Wild war nicht zu sehen.

Plötzlich, als wir gerade unter uralten Kameeldornbäumen dahinritten, welche ihre Schirme weit über eine üppig bewachsene Vlei ausbrei-

teten, sprang dicht neben uns ein Thier im Gebüsch auf, und ich sah deutlich die fahle Decke desselben, wie es durch das Gestrüpp jagte. „Ein Eland, ein Eland!“ klang M'Cabe's Ruf als Losungswort einer lustigen Hetzjagd, zu welcher sein schwarzer Achterrijder und ich selbst sich ihm eifrig anschloss. Wir hatten das Wild im Dickicht für einige Zeit aus den Augen verloren, als M'Cabe plötzlich, um einen Busch biegend, sein Pferd zurückriss und umkehrend den Schreckensruf ausstiess: „By God, it is a lion!“ Im nächsten Augenblick war der Mochuane und ich selbst vom Pferde gesprungen, bereit dem Löwen die Spitze zu bieten, welcher, der Jagd müde, stehen geblieben war und sich drohend nach uns umwandte. Der Schwarze liess sich in seinem Eifer nicht zurückhalten, und bevor ich noch feuern konnte, sandte er schon dem Raubthiere seine Kugel zu. Leider schoss er zu hoch, und der Löwe verschwand, von dem Schuss erschreckt, sofort in den Büschen, ohne dass wir vermochten, ihm etwas anzuhaben. An der Stelle, wo er umgedreht hatte, fanden wir die Fährte deutlich in den Sand eingedrückt, und ich konnte den mächtigen Bau seiner Pranken zur Genüge bewundern.

Durch das kleine Zwischenspiel waren wir von der früher eingehaltenen alten Spur abgekommen, und der Führer änderte in seiner Unsicherheit alle fünf Minuten die Richtung, bis er endlich ehrlich gestand, dass er sich „verloren“ habe.

Wir passirten beim Umherirren alte Fanggruben, welche geöffnet waren und so leicht vermieden werden konnten, während eine wohl hergerichtete Fanggrube häufig selbst von Eingeborenen in der Eile übersehen wird.

Die Fanggruben sind schmale, aber tiefe Löcher, entsprechend der Grösse und Gestalt des Wildes, für das sie berechnet sind, oben mit Reisern und dürrem Gras verdeckt, so dass man die Falle nicht bemerken kann. Man bringt sie an auf Wildpfaden und führt einen Zaun von Dornenzweigen quer durch die Gegend, indem man nur die Stelle, wo die Grube sich befindet offen lässt. Im Grunde werden spitze Pfähle eingesenkt, welche sich tief in das herabfallende Thier bohren und ein Herausarbeiten unmöglich machen. Für Giraffen haben die Gruben eine besondere Gestalt, indem die Wände sich in der Mitte nähern, so dass die rautenförmige Oeffnung sich nur vorn und hinten in gleicher Breite bis zum Grunde ausdehnt. Diese Einrichtung ist darauf berechnet die Vorder- und Hinterbeine des Thieres zu fassen und so die Giraffe in eine richtige Klemme zu bringen.

Bald nach Passiren der Fallgruben kamen wir an einen Ort, den

man in Afrika als einen „Garten“ bezeichnet, d. h. eine kahle Fläche, etwa einen Morgen gross, welche allein durch eine niedrige, von Gras überwachsene Dornenumfriedigung und einige Stoppeln von Kafferkorn die Thätigkeit menschlicher Hände erkennen liess. Von diesem Platze aus wusste der Führer sich wieder zurecht zu finden, wie der muntere Galopp, den er anschlug, alsbald verrieth, und er brachte uns binnen kurzer Zeit zu den Pütten, aus welchen die benachbarten Vaal-Penze ihren Wasservorrath schöpfen. Ihr Dorf war nahebei, und wir ritten ohne weiteren Aufenthalt nach demselben herüber, um über das Verbleiben des Wildes Nachricht zu erhalten.

Der Mochuane als Abgesandter des Häuptlings ist unumschränkter Gebieter über Alles, was er im Besitz dieser unglücklichen Paria's findet; selbst der grössten Grausamkeit und Härte gegenüber wagt keiner der Bakalahari's Widerstand zu leisten, weil er weiss, dass dieser sehr schwer bestraft werden würde. Der Zjambok ist von Anfang an das Mittel, um die Befehle des hohen Herrn eindringlicher zu machen, und das ganze Verfahren meist ein so hartes, dass diese armen Wüstenbewohner lieber den Löwen in ihrem Dorfe sehen als einen vornehmen Mochuanen.

Das lärmende, bramarbasirende Auftreten eines solchen hat viel Aehnlichkeit mit der Art und Weise, wie früher die russischen Grossen in den Dörfern ihrer Leibeigenen verfuhren, und es zeigt, dass niedrig gesinnte Geister in allen Ländern ein Vergnügen in der Unterdrückung des Schwachen finden. Diese Knechtigung durch den Stärkeren ist härter, als wahre Sclaverei, und doch wagt selten Jemand gegen den Despotismus der Mächtigen aufzutreten, während Tausende von Stimmen sich unisono gegen den Namen Sklaverei erheben. Die Missionäre fanden wohl bereitwillig Gehör, als sie den Bechuanen von der Gleichberechtigung mit den Weissen erzählten, aber ich kann mich nicht erinnern je einen Bekehrten gesehen zu haben, den sie von der Gleichberechtigung seiner armen Brüder, der Bakalahari's, überzeugt hätten.

In unserer Gegenwart erlaubten wir dem Abgesandten Sechèli's nicht die armen Vaal-Penze grausam zu behandeln, ihre scheuen, misstrauischen Blicke verriethen indessen deutlich, woran sie von früher her gewöhnt waren. Als wir nach dem Wagen zurückritten, begleitete uns fast die ganze Bevölkerung, um zu helfen zur Nacht einen Kraal für die Ochsen zu machen, damit sie gegen einen möglichen Angriff des Löwen geschützt wären. Wir trafen die Wagen jedoch schon dicht am Dorfe und die Gefahr war daher nicht so gross, zumal da das Raubthier seine Flucht gegen den Wind fortgesetzt hatte. Wir entliessen die Leute,

nachdem wir einige der Männer als Pfadfinder für den nächsten Morgen beordert hatten, welche sich auch zu dieser Zeit richtig einstellten.

Der afrikanische Jagdzug war bei unserem Aufbruch am 8. vollständig: Voran zogen die Vaal Penze mit ihren Assegaien und unseren Gewehren, darauf folgten wir selbst gemächlich im Sattel hängend, bis der Augenblick zu angestrengter Thätigkeit erscheinen würde; hinter uns wieder die Achterrijder und eine Anzahl Bechuanen zu Fuss. So zogen wir für eine Stunde etwa dahin, bis die Vaal Penze, welche stets die Augen auf den Boden geheftet hielten, plötzlich Halt machten und ihre Zeigefinger deuteten schweigend auf eine Fährte am Boden. Aller Blicke richteten sich schweigend auf die Stelle, und „Tutla!"*) — „Eh!" tönte es leise im Kreise. Es war die frische Spur einer weiblichen Giraffe mit seinem halbwüchsigen Jungen, welche am Morgen hier vorbeigekommen war. Schweigend wurde die Fährte aufgenommen, und mit kaum minutenlangen Unterbrechungen folgten die Pfadfinder im lebhaften Schritt den im Gestrüpp mitunter sehr schwer kenntlichen Spuren, unbeirrt durch die mannigfachen Wendungen der weidenden Thiere; doch nachdem wir nahezu 3 Stunden auf der Fährte fortgegangen waren, ohne das Wild in Sicht zu bekommen, drehte die Spur völlig in den Wind und in Folge dessen verschwand jede Hoffnung.

Nach einem kurzen Absatteln machten wir uns wieder auf den Heimweg und waren noch nicht weit gezogen, als wir plötzlich auf eine andere Giraffe stiessen, deren Erscheinung wie ein elektrischer Schlag unter die Gesellschaft fuhr. Ein Achterrijder räumte sofort den Sattel, die andern bemühten sich das Pferd wieder einzufangen, und während ich gezwungen war auf meinen unglückseliger Weise zurückgebliebenen Gewehrträger zu warten, segelte Mr. M'Cabe bereits lustig in Front. Sobald ich mich in Besitz der Büchse gesetzt hatte, folgte ich nach und die fliegende Gangart meines Pferdes brachte mich schnell in ziemliche Nähe der Giraffe, gerade als mein Gefährte abgesprungen war und seine Kugeln dem Wilde zuschickte.

Es war das erste Mal, dass ich diesen thierischen Koloss, dessen Kopf beständig über den kleineren Bäumen erschien, in solcher Nähe sah, und die langsamen, gemächlichen Galoppsprünge liessen mich vermuthen, dass die Kugeln sassen und seinem Lauf schnell ein Ende

*) So schreibt Livingstone das Wort, doch ist es entschieden falsch aufgefasst, da es ganz anders klingt, als „tl" in Batlapi, Mohatla etc; es nähert sich etwa einem „Tukhoa", wie es auch Lichtenstein geschrieben hat.

machen würden. Ruhig bewegte sich jedoch die Maschine weiter und weiter, während mein keuchendes Pferd ermüdet durch den langen Ritt des Morgens und zurückgehalten durch die Furcht vor dem unheimlichen Dinge, an dessen Anblick es noch nicht gewöhnt war, kaum durch den stets geschwungenen Zjambok in seiner Gangart erhalten werden konnte. Als ich der Giraffe für etwa 3 englische Meilen gefolgt war, musste ich einsehen, dass das Pferd nicht würde näher wie etwa 40 Schritt heranzubringen sein, und gab auch meine Schüsse ab, ohne indessen dem Wilde mehr als eine leichte Verwundung zuzufügen. —

Um zu begreifen, dass man ein Ziel von der Grösse einer Giraffe auf 40 Schritt fehlen kann, ist es nöthig zu wissen, in was für einem Zustande man sich nach einer Hetzjagd unter afrikanischer Sonne befindet; das Blut drängt zum Kopf und umflort den Blick, während alle Glieder von der Aufregung sowohl wie Anstrengung beben.

Indem ich so über manche Niederlage und nur zuweilen über einen Sieg zu berichten habe, kann ich nicht umhin, einige Bemerkungen einzustreuen über jene wunderbar begabten Menschen, deren Kugeln stets treffen, welche immer erfolgreich von ihren Ausflügen heim kehren, und nur durch ganz aussergewöhnliches Unglück geschlagen werden, wie man sie so häufig in Erzählungen, welche unter den Titel „Jagdgeschichten“ gehören, antrifft. Schreiber dieses bekennt hiermit feierlichst, dass er in Afrika durch seine Kugeln die mannigfachsten Löcher in die liebe Natur gemacht und häufig, selbst wenn die Chance gut war, gefehlt hat. Ferner dass er öfters getroffen und doch das Wild verloren hat, da sich die von Europa her gewöhnten Ladungen zu schwach erwiesen, um das Durchschlagen der Schrote oder Kugeln zu bewirken. Gegenüber dem mitleidigen Achselzucken, welches ein solches Bekenntniss bei der oben erwähnten Klasse von Jägern hervorrufen dürfte, kann er aber auch dreist behaupten, dass er sich mannigfach mit Schützen versucht hat, welche in Afrika für die besten galten, dass er mit ihnen im Jagdfeld gewesen ist und sich stets ehrenvolle Anerkennung in Rücksicht auf das Schiessen von ihnen erworben hat.

Der Europäer, welcher jetzt nach diesem Lande kommt, hat niemals, wie ich glaube, besonders glänzende Erfolge zu erwarten. Früher, wo das Wild noch zahlreicher war, konnte der Neuangekommene durch die mannigfache Uebung schnell lernen, was erforderlich war, um seine Mühe mit Erfolg zu krönen, jetzt aber, wo seine Aussichten abhängig sind von einer oder der andern Chance, dürfte das Resultat sich unter keinen Umständen glänzend gestalten. Ich werde an dieser Meinung

festhalten, bis ich einen jener wunderbaren Schützen in ihrer tödtlichen Thätigkeit mit meinen eigenen Augen zu bewundern Gelegenheit haben werde. —

Während ich auf die Giraffe feuerte, hatte M'Cabe wieder geladen, überholte mich, begünstigt durch sein geringeres Gewicht sowie willigeres Pferd, und während das meinige mehr und mehr zurückblieb, verschwand er dicht hinter dem Wilde zwischen den Bäumen. Als ich sah, dass es nicht möglich war, den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, gab ich die Jagd auf, zumal da ich die Verfolgung in guten Händen wusste.

Nach einiger Zeit kamen die Achterrijder wieder herbei, und wir machten uns gemeinschaftlich auf, um den anderen Baas zu suchen, den wir näher fanden, als zu vermuthen gewesen war. Der Tag war entschieden gegen uns; denn als M'Cabe dem schon ermattenden Thiere wieder ganz nahe war, trat sein Pferd in ein Loch, seinen Reiter im Sturze zu Boden schleudernd, und bevor er sich erhoben oder die Verfolgung aufnehmen konnte, war die Giraffe zwischen den Bäumen verschwunden.

Die Schlacht war verloren, und es blieb Nichts übrig, als den traurigen Rückzug anzutreten. Auf die Frage: Wo steht der Wagen? wiesen wir Alle ziemlich einstimmig in dieselbe Gegend mit Ausnahme unseres alten Führers Kolani, dessen Angabe um mehr als einen rechten Winkel von der unsrigen abwich. Im Vertrauen auf seine Kenntniss der Gegend folgten wir, obgleich ein so grober Irrthum uns fast unmöglich schien, und der Erfolg rechtfertigte das Vertrauen, indem er uns im geradesten Wege nach dem Wagen zurückführte. Am Lagerfeuer fehlte es diesen Abend nicht an spöttelnden Bemerkungen über unser Unglück und wir konnten selbst nichts Besseres thun, als in das Gelächter einstimmen.

Am nächsten Tage verliessen wir die beunruhigte Gegend und zogen nach einer mässig entfernten Quelle, Morya genannt, wo wir unseren Ausspann unter einem Kameeldornbaume machten. Zur Wahl dieses Platzes hatte uns nicht allein die Aussicht Wild zu finden, bewogen, sondern auch die Lobpreisungen Sechèli's, welcher den Ort den Edelstein der Wüste nannte; der Grund dafür war besonders das zahlreiche Auftreten der obenerwähnten Tambotibäume, welche hier einen vollständigen Wald bilden, in dem Stämme von 80′ Höhe keine Seltenheit sind.

Nach diesem Walde wendeten wir uns am 10. zuerst, ich nahm eine photographische Skizze desselben auf und verwandte die mitgenommene trockne Platte auf diese Weise, überzeugt von der Hoffnungslosigkeit noch an diesem Tage grosses Wild zu finden. Die Bakalahari leugne-

ten standhaft, dass solches in der Gegend vorhanden sei, und waren beim Auszug gar nicht erst erschienen, wesshalb wir auf uns selbst angewiesen waren. Den ganzen Morgen ritten wir herum, ohne auch nur eine Fährte zu finden und sattelten endlich ganz verzweifelt gegen Mittag ab, um den Pferden etwas Rast zu geben.

Nach halbstündigem Halt wurde wieder aufgesattelt, und wir waren nur wenige Hundert Schritte geritten, als mein Achterrijder in der Ferne auf einer kahlen Stelle einen Trupp Wild erblickte, über dessen Natur er zweifelhaft war. Die anderen erblickten ihn nun auch und während sie, durch die Entfernung getäuscht, noch darüber stritten, ob es Springböcke, Elands oder Quaggas wären, führte uns ein scharfer Galopp näher und näher.

Nie werde ich die nächsten Augenblicke vergessen, wenn sie sich auch in sinnverwirrender Schnelligkeit folgten, sie gehören zu den interessantesten Momenten meines Lebens; nie werde ich mir aber ganz klar darüber werden, wie wir uns plötzlich so zu sagen zwischen den Thieren befanden, über deren Natur wir eben noch der grossen Entfernung wegen gestritten hatten.

Eine fieberhafte Aufregung schien nicht nur die Reiter, sondern auch die Pferde erfasst zu haben, welche uns in rasendem Laufe über das gerade offene Terrain dahintrugen. Durch den dröhnenden Hufschlag der Pferde und das wilde Stampfen der aufgescheuchten Thiere tönte M'Cabe's Stimme zu mir herüber, der entzückt ausrief: „By Jove, they are Elands!" und zu seinem Achterrijder: „Toe maar, Danster, toe maar, onz schiet van dag de laatste een van die Elande!" *) Im nächsten Augenblicke rollte er im schweren Sturze mit seinem Pferde zusammen, aber wer dreht sich mitten im Gefecht nach einem fallenden Gefährten um, wer hält, das flüchtige Wild im Auge, um einem Gestürzten aufzuhelfen.

By Jove, they were Elands! Wenigstens 50 an der Zahl zogen die mächtigen Thiere im stolzen Trabe vor uns dahin, zeitweise die Köpfe nach uns zurückwendend, und bald theilten sie sich, von den Verfolgern gedrängt, in mehrere Abtheilungen, in denen sich Jeder sein Opfer zu wählen hatte. Auf die alten, feisten Bullen war es dabei zunächst abgesehen, da diese würdigen Herren wegen ihres gerundeten Bäuchleins nicht mehr so gut laufen können und zugleich die reichste Beute abgeben; in der Abtheilung vor mir befand sich indessen kein solcher, wohl aber ein

*) „Nur zu, nur zu, Danster, wir schiessen heute das allerletzte von den Elands!"

prächtiger, junger Bulle, dem ich meine besondere Aufmerksamkeit zuwandte.

Dahin ging die wilde Jagd durch das Gestrüpp, die Dornen zerrissen im Vorbeistreifen die Kleider, man achtete es nicht, Zweige schlugen gegen den Kopf des Reiters, wenn er sich nicht tief genug bückte, er fühlte es nicht; man sah nur das Wild vor sich, hörte nur ein eigenthümliches Sausen in den Ohren, hervorgerufen mehr durch das Toben des Blutes in den Adern, denn durch das Vorbeistreifen der Luft.

Näher und näher drängte mein Pferd gegen die Thiere heran, bis sie endlich den Trab, ihre natürlichste Gangart, in welcher sie unermüdlich sind, aufgaben und in den verhängnissvollen Galopp fielen, den sie nur kurze Zeit auszuhalten vermögen. Der Bull trennte sich jetzt von den flüchtigen Kühen und Kälbern, deren schlankere Figuren schnell zwischen den Bäumen verschwanden, während mein Opfer die schweren Glieder nur noch mühsam im Galopp vorwärts bringen konnte.

Zu wiederholten Malen versuchte das Eland in den bequemeren Trab zurückzufallen, aber mein Pferd hielt sich prächtig bei dieser Jagd, so dass ich durch gelindes Antreiben stets das Wild aufs neue zum Galopp brachte, bis es endlich vollständig erschöpft im Schritt vor dem dicht aufjagenden Pferde einherzog. Eine Kugel, die ich ihm von hinten in das Kreuz schoss, fing sich in den Knochen, eine zweite, die das Eland beim Vorbeisprengen in die Schulter erhielt, erfüllte ebenfalls ihren Zweck nicht, so dass ich absprang, um den einen Lauf wieder zu laden. Bevor die Antilope, die sich nur noch mühsam bewegen konnte, zwischen den Büschen verschwand war ich wieder im Sattel, wenige Galoppsprünge brachten mich auf's neue an ihre Seite und ich versuchte nun, dieselbe in der Richtung des Wagens zurückzutreiben. Zu dreien Malen brachte ich das Thier zum Umdrehen, doch stets drang es nach wenigen Schritten mit den gewaltigen Hörnern gegen mich an, so dass ich ihm Raum geben musste, und die Unausführbarkeit meines Vorhabens einsehend, streckte ich es endlich durch einen Schuss hinter das Blatt nieder.

Vor und hinter mir drangen jetzt aus der Ferne auch die Schüsse der Jagdgefährten zu mir herüber und der alte Führer, welcher meine Spur aufgenommen hatte, kam fröhlich über die glückliche Jagd auf seinem mageren Gaule angesprengt. Wie eine Henne ihre Küchlein herbeilockt, so rief seine gellende Stimme die Jäger zusammen, welche sich auch in kurzer Zeit ziemlich vollständig zusammenfanden. Zu meiner Freude erschien auch M'Cabe wohl und munter auf seinem Rösslein und sein zufriedenes Gesicht verrieth deutlich, dass er die Elands nicht ganz

ungerupft hatte entrinnen lassen. Das scharfe Auge der Afrikaner hatte schnell in dem Trupp zwei besonders alte Bullen erkannt, deren schwerfällige Gangart ihnen eine leichte Jagd versprach, und obgleich aufgehalten durch seinen Sturz, hatte M'Cabe doch seine Beute nicht aus dem

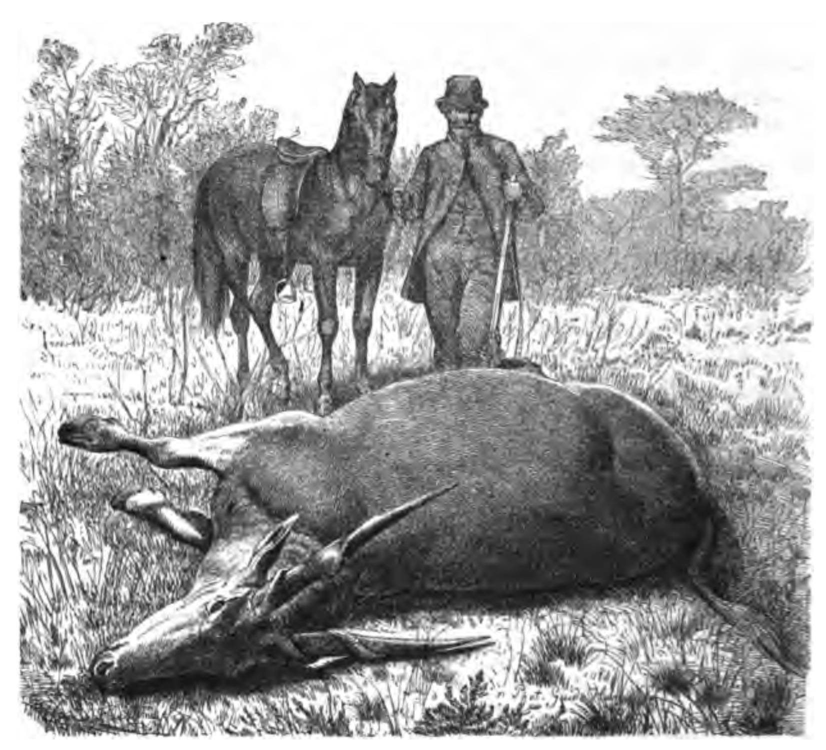


Fig. 70. Geschossenes Eland.

Auge verloren; schnell war er wieder im Sattel und warf nach kurzer Jagd das Eland durch eine Kugel nieder. Der zweite Bulle wurde durch den Achterrijder verfolgt, der das Thier, trotzdem es das älteste aus dem ganzen Trupp war, erst nach langer Jagd einholte und mit vier Kugeln endlich auf den Grund brachte. So waren uns binnen einer halben Stunde die drei schwersten Stücke des Trupps als Beute verfallen und wir brauchten uns nicht zu schämen nach dem Dorfe zurückzukehren. Das von M'Cabe geschossene Eland war die gestreifte Varietät, es zeigte indessen nur drei weisse Streifen jederseits, von denen der erste sich in der Gegend des vorderen Schulterrandes herabzog, im oberen Ende nach

hinten umgebogen. Quer über den Hals war ein breiter, rostbrauner Streif, hinter welchem zwei helle mit dunkelbraunen Streifen abwechselten. Zuweilen erstrecken sich die weissen Seitenlinien über den ganzen Körper in ähnlicher Weise wie beim Kudu.

Das Eland wird seit den letzten Jahren selten in diesen Gegenden, so dass ich aller Wahrscheinlichkeit der letzte Europäer gewesen bin, welcher einen Trupp von 50 Stück südlich vom Wendekreise gesehen hat; um so mehr erfreute mich diese erfolgreiche Jagd, welche stets zu meinen schönsten Erinnerungen aus Afrika gehören wird. Auch in materieller Hinsicht war die Beute nicht zu verachten, indem das Fleisch des Elands für das schmackhafteste Wildfleisch gilt und das Fett der Feldküche zu Gute kommt; die ungemeine dicke, zähe Haut giebt die besten Riemen, welche mit 1½ S. per Stück bezahlt werden, wodurch der Eifer leicht erklärlich wird, mit welchem man das stattliche Thier jagt. Ein schweres Eland wiegt gegen 1000 Pfd., das unter dem Herzen abgelagerte Fett allein zuweilen gegen 50 Pfd; mit etwas hartem Fett und wenig Alaun vermischt giebt es ein gutes Material für Kerzen, so dass dies Thier sehr nutzbar wird.

Auffallender Weise kommt das Eland, welches in den Wüstengegenden die Sandhügel unbestreitbar bevorzugt, auch einzeln in den rauhsten, gebirgigsten Gegenden vor, wo es sich gern auf den schwer zugänglichen Gipfelflächen hält, und, begünstigt durch das Terrain, nur selten eine Beute des Jägers wird. Wie schon oben bemerkt, wählt man beim Hetzen zu Pferde in der Regel die alten, feisten Bullen als Ziel, welche der Kundige, ausser durch die Gestalt, auch an den kurzen Hörnern erkennt, die sich im Alter mehr und mehr abnutzen. Junge Thiere, besonders Kühe, sind sehr flüchtig und schlagen häufig das beste Pferd, so dass die Jagd eines solchen zu den gewagten Unternehmungen gehört und ich hatte allen Grund, mit meinem Pferde zufrieden zu sein, dass es einen jungen Bullen so bald zum Stehen brachte.

Interessant waren mir die Erfahrungen, welche ich dabei über Gewehre zu machen Gelegenheit hatte. Ich schoss das Eland mit einem schweren, doppelläufigen Gewehr, dessen glatte Läufe Rundkugeln von einer Unze Gewicht führten. Solche Gewehre sind sehr nützlich, da man unbedenklich die Kugeln mit Zinn härten kann und der glatte Lauf, falls er nur kugelgleich ist, auf so kurze Distanzen doch hinlänglich genau trägt. Das Gewehr war mit 5 Dram eines grobkörnigen aber guten Pulvers geladen und trotzdem schlugen die Kugeln, a bout portant vom Sattel gefeuert, die dicken Knochen nicht durch. Sie hatten sich, ob-

gleich mit Zinn gehärtet, unter dem gewaltigen Pulverdruck gegen die Knochen zur Hälfte abgeplattet. Angesichts solcher Thatsachen lernt man begreifen, warum die professionellen Jäger des Innern beim Feuern auf grosses Wild so ausserordentliche Ladungen gebrauchen. Eine Kugel 10 auf 1 Pfd. gilt im allgemeinen schwer genug für jedes Wild, da eine solche den Schulterknochen des Elephanten zu brechen vermag, was bei einer leichteren Kugel unsicher wird und die Jäger legen auf diesen Umstand besonderes Gewicht, weil ein Elephant, wenn auch nicht tödtlich getroffen mit zerschmetterter Schulter doch nicht leicht Jemanden einzuholen vermag. Die üblichen Pulverladungen für diese Kugeln variiren von 8 Dram als gewöhnliches Maass bis zu 16 Dram, welche ungeheuere Pulverladung durch den Rückstoss den Schützen häufig hinten über wirft. Die Gewehre brennen natürlich nicht die volle Menge, es lässt sich indessen nicht leugnen, dass sie mehr brennen, wenn die Ladung verstärkt wird, obgleich allerdings in fallender Proportion. Brennt ein Gewehr mit 6 Dram geladen 5 Dram, so entzünden sich von 8 Dram vielleicht nur 6, von 16 Dram vielleicht nur 8—10. Die Verstärkung des Rückstosses und der Kugelwirkung beweist indessen, dass die Vermehrung der Ladung nicht ganz wirkungslos ist.

Je schwerer ein Gewehr im Metall und je stärker und massiger der Kolben ist, um so weniger leidet der Jäger durch den Rückstoss, und es erklärt sich daher, weshalb die gewöhnlichen Elephantengewehre so ausserordentlich massiv gearbeitet sind. Am schwersten sind die in neuerer Zeit in Gebrauch gekommenen Büchsen gebaut, welche Spitzkugeln 6 = 1 Pfd. oder 4 = 1 Pfd. mit Stahlspitzen schiessen; die durchbohrende Kraft dieser Geschosse ist ausserordentlich und haben die Herren Andersson, Chapman und Green mit denselben zuweilen Elephanten durch und durch geschossen, doch kehren die meisten Schützen in neuerer Zeit wieder zu der Rundkugel zurück, wegen der zerschmetternden, betäubenden Wirkung derselben; der Jäger sagt mit Recht: Die Rundkugel wirft besser als irgend eine andere.

Ich bin überzeugt, dass das cylindrische Geschoss meiner Henri Rifle, obgleich nur mit 3 Dram geladen, das Eland durch und durch geschossen hätte, aber die tödtende Kraft der Small Bore Büchsen ist im Vergleich mit anderen Gewehren gering, wegen der häufigen Verschiebungen der Kugel. Ein eigenthümlicher Fall dieser Art ereignete sich in Cape-Town während meines letzten Aufenthaltes daselbst, welcher die Richtigkeit des Vorwurfes beweist. Mehrere bekannte Schützen der Capstadt schossen in Green Point mit Small Bore Rifles nach der 500

Schritt Scheibe und gerade, als der eine im Anschlag lag, sprang der Zieler vor die Scheibe, um einen vergessenen Fleck auszupinseln. Der Schuss wurde abgefeuert, da der Schütze den Mann nicht sogleich bemerkte, dieser hörte den Schlag der Kugel gegen die Scheibe, doch da er sich unverletzt fühlte, machte er sich an seine Arbeit, bis das Rinnen des Blutes ihm die Verwundung ankündigte. Die Kugel war ihm hinten etwa 1 Centim. nach links vom Dornfortsatz des fünften Halswirbels eingedrungen und vorn neben dem Kehlkopf herausgetreten. Der Mann fühlte sich wohl und munter während die Anwesenden in schweigendem Entsetzen um ihn standen, jeden Augenblick den Tod erwartend, und 8 Tage später war auch die leichte Wunde geheilt. Die Kugel war unter der Haut um den Hals herumgegangen. Ich selbst schoss einst einen Springbock mit der Henri Rifle und bekam ihn erst nach einer langen Hetzjagd in meine Gewalt, obgleich, wie sich dann herausstellte, die eine Kugel vier Löcher durch die Decke des Thieres geschlagen hatte. Von der Seite her in den breit stehenden Bock etwas tief und etwa 2" zu weit nach hinten in die Brust einschlagend, nahm sie eine Wendung nach rückwärts, drang am Unterleib wieder heraus und schlug quer durch den Hinterlauf derselben Seite, das obere Gelenk zerschmetternd. Solche Fälle zeigen, wie leicht sich die cylindrischen Kugeln verschieben können und wie sie zuweilen um die zartesten Organe herumgehen, ohne eine tödtliche Verletzung zu verursachen.

Nach den Erfahrungen, welche ich täglich machte, gewöhnte ich mich, bei den gewöhnlichen Gewehren allmälig mehr und mehr Pulver zuzusetzen, um sicher zu sein, dass das Blei durchschlüge und setzte ein Gewehr, was nicht eine gute Quantität Pulver vertrug, alsbald bei Seite. Zu der letzteren Art gehören die Lefaucheux-Büchsen, da die Kugeln bei starker Ladung durch das Einpressen in die Züge den Schuss zu einem sehr harten machen; besser ist es, gut gearbeitete Lefaucheux-Gewehre mit glatten Läufen zu benutzen, da diese viel mehr Pulver vertragen und auch gehärtete Kugeln erlauben. —

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich in das Jagdfeld zurück, in dem wir unser Werk erst zum Theil vollendet hatten; es galt noch das Bergen der Beute, zu welchem Zwecke wir, nachdem Wachen beim Wilde zurückgelassen waren, alsbald zu den Wagen eilten, um dieselben zum Abholen des Fleisches zu beordern. Der vorgerückte Tag nöthigte uns, diese Arbeit bis zum nächsten zu verschieben, der sich ebenfalls bereits zum Ende neigte, als der Wagen mit den zerlegten Elands zurückkehrte. Am Lagerplatze waren unterdessen Trockenge-

stelle errichtet worden, und sobald die Beute ankam, stürzte sich Alles darüber her, um das Fleisch zuzubereiten.

Auf ebenso unbegreifliche Weise, wie sich die Aasvögel Kunde von dem Vorhandensein der Beute verschaffen, wird es den Buschleuten bekannt, dass irgendwo etwas für sie zu erhaschen ist: nach wenigen Stunden war eine ganze Anzahl derselben vorhanden, und unserer Einladung

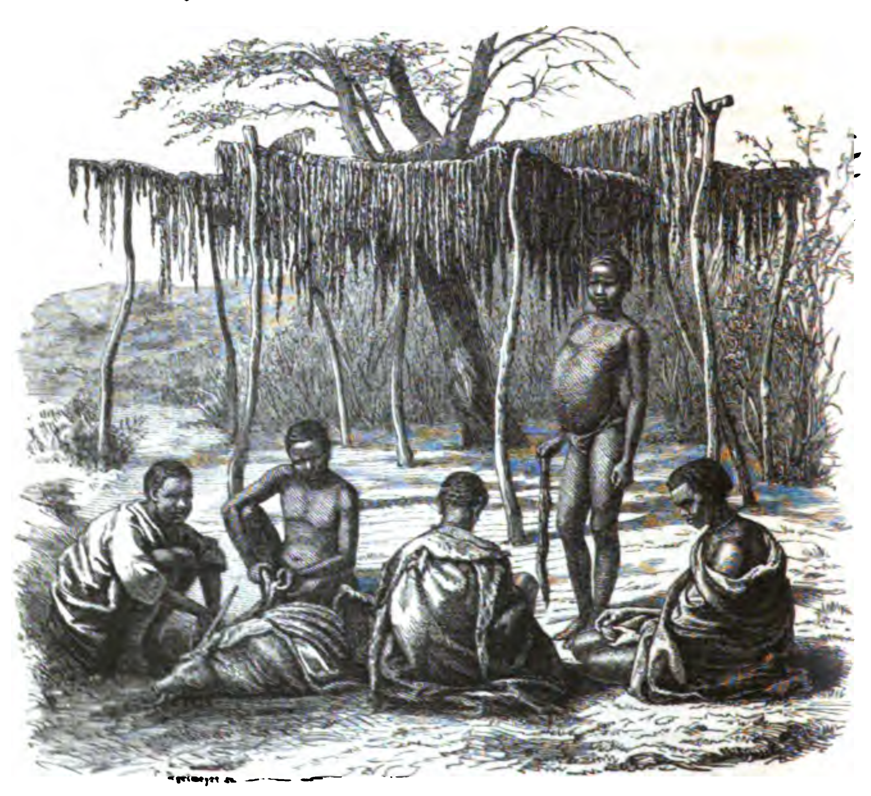


Fig. 71. Buschmänner und Bakalahari beim Fleischzerlegen

folgend, betheiligten sie sich eifrig an dem Zerlegen des Fleisches, indem sie sich anstatt der Messer der langen Klingen ihrer Assegaien beim Schneiden bedienten. Allmälig rundeten sich die Bäuchlein der ausgehungerten Wilden mehr und mehr, jede Pause in der Arbeit wurde schleunigst dazu benutzt, Fleischstücke in die Asche zu legen, bevor sie noch ordentlich warm waren, dieselben heraus zu zerren und zu verzehren.

Die Thaten, welche ich hier von menschlichen Kinnbacken verrichten sah, waren geradezu erstaunlich; einer der Buschleute röstete sich z. B. die Achillessehne eines Elands und verzehrte dieselbe mit dem grössten Appetit, ohne dass seine Kauwerkzeuge in der Zähigkeit der Speise die geringste Schwierigkeit zu finden schienen. Durch die Unterstützung so eifriger Gehülfen hatten wir bald die Beute klein gemacht, und die Gestelle waren dicht behangen mit den Streifen des Wildprets, welche vor dem Aufhängen mit Salz besprenkelt wurden.

Während das Fleisch trocknete, zogen wir noch einmal aus, doch das grosse Wild hatte die Gegend vollständig verlassen, so dass einzelne Pala die alleinige Ausbeute ausmachten. Die Nutzlosigkeit längeren Wartens einsehend, traten wir so bald als thunlich den Rückweg an, den wir quer durch das ziemlich dicht bewachsene Land ausführten.

In solchem Terrain geht die Reise nur langsam von statten, da jeder Baum mit dem langen Gespann kunstvoll umschifft werden muss, und wir langten erst am Abend bei einer schön gelegenen Vlei an, von grünenden Wiesenflächen und blühenden Gebüschen umgeben.

An diesem Platze erfolgte in der Nacht zum ersten Male ein schwacher Ausbruch des Wetters, welches seit einer Woche täglich mit Regen gedroht hatte, den Eintritt der Regenzeit verkündend, aber es schien etwas in der Luft vorhanden zu sein, was den Ausbruch zurückhielt: nachdem ein Paar Tropfen unter einzelnen Donnerschlägen gefallen waren, klärte sich das Wetter theilweise wieder auf.

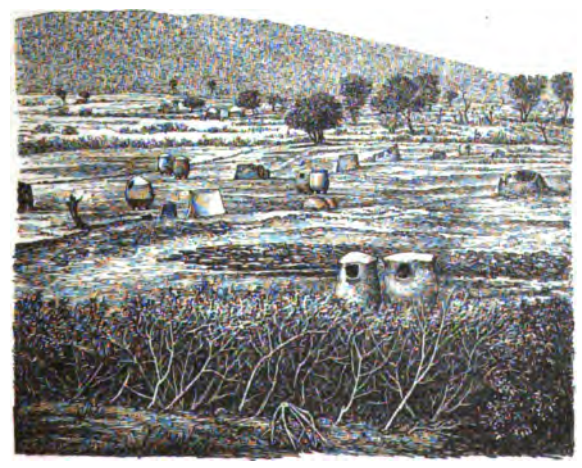


Fig. 72. Abgeärndtete Felder mit den Vorrathstöpfen im Bakuéna-Gebiet.

Am Morgen des 15. schoss ich hier einen Maki (Galago Moholi Smith), welche Thierchen in diesen Gegenden nicht selten sind, wenn es auch schwer ist ihnen beizukommen, wegen der ausserordentlichen Flüchtigkeit und Springkraft.

Die Sprünge derselben, welche ohne Unterstützung von Flughäuten ausgeführt werden, sind fast unglaublich, sie übertreffen häufig das 20fache ihrer Körperlänge und man muss daher schnell sein, wenn man nicht plötzlich das Thierchen vor seinen Augen im Zweiggewirr verschwinden sehen will.

Nach einem kurzen Trek am Morgen des 15. sattelten wir die Pferde und ein scharfer Ritt brachte uns schon um Mittag zurück nach Sechèli's Staat, wo sich alsbald die Bewohner einer um den andern vertraulich näherten, ein grosses Interesse an dem Erfolge der Jagd bezeigend, doch im Grunde nur die Gelegenheit abpassend, eine Bettelei um Biltong anzubringen.

Capitel XXVIII.

Reise zu den Bamangwato's.

Weitere Pläne; politische Verwickelungen in den Freistaaten; bewegter Lagerplatz; Zwangsmärsche; Boatlanama; Lopepe; ein Ständchen von Löwen; Raubinsekten; Mashue; die Bamangwatohügel.

Der interessante Ausflug hatte mir die Stadt gänzlich verleidet und das Verlangen erweckt, wo möglich mehr dergleichen zu unternehmen, ich war nur zweifelhaft, in welcher Weise es zu bewerkstelligen sei. Meinem anfänglichen Plan zu Folge wollte ich nur so weit als Sechèli nördlich gehen, von hier mich östlich wenden und über den Mariqua nach Transvaal vordringen; die Ausführung desselben verbot sich aber aus verschiedenen Gründen: einmal war die Jahreszeit zu weit vorgeschritten, indem zeitweise, wie am 21. und 22. bereits starke Gewitter fielen, und es daher zu erwarten war, dass ich bei meiner Rückkehr nach der Colonie die Flüsse der Freistaaten unpassirbar finden und dadurch unverhältnissmässig viel Zeit verlieren würde; dann aber waren auch die politischen Verhältnisse zu unsicher, um das Reisen durch das erwähnte Gebiet räthlich erscheinen zu lassen. Die Aufregung, welche der damals in vollem Gange befindliche Basutokrieg unter den eingebo-

renen Stämmen hervorgerufen hatte, führte auch im Transvaal zu Blutvergiessen, indem mehrere Boeren, von Natal nach der Heimath zurückkehrend, von den zu den Zulu's gehörigen Gränzstämmen überfallen und getödtet wurden.

Um für die Unthat Rache zu nehmen, rüstete der Transvaal gegen diese Stämme ein Commando aus, während ein anderes dem Orange Freistaate zur Unterstützung geschickt werden sollte. Bei solchen Gelegenheiten sind die Boeren nicht besonders genau, wo sie ihre Leute, Wagen etc. hernehmen, sondern sie commandiren den herrschenden Landesgesetzen gemäss, wenn es ihnen beliebt, selbst durchreisende Fremde, um an dem Kriege Theil zu nehmen. Ein Feldzug gegen die Kaffern unter Boerencommando gehörte so wenig zu meinen Wünschen, dass ich lieber meinen früheren Plan fallen liess, als mich schutzlos der Willkühr von Boeren preis zu geben. Ich konnte, was ich dadurch vielleicht verlor, leicht auf andre Weise wieder gut machen, indem in dieser Zeit M'Cabe zwei Wagen zu den Bamangwato's hinaufschickte, von denen er mir einen zum Gebrauch anbot, falls ich mich anschliessen wollte. Mit dem grössten Vergnügen nahm ich seine freundliche Einladung an, da ich auf diese Weise noch ein bedeutendes Stück weiter nach dem Innern vordringen konnte und zugleich mein eigenes Gespann unterdessen für die Rückreise ausruhen liess.

Die Vorbereitungen waren schnell beendet, da mir für diesen Ausflug das Sehen selbst, sowie das Suchen nach Schädeln die Hauptsache ausmachte; am 25. war Alles beendet und den folgenden Morgen machten wir uns fröhlich auf den Weg im Bewusstsein, dass wir auf dieser Reise Aussicht hatten, manchem neuen Abenteuer zu begegnen.

Die eigenthümliche sanfte Erregung, welche im Hinblick auf eine dunkle, zweifelhafte Zukunft in unserem Geiste entsteht, macht uns nur um so geneigter, den Augenblick zu geniessen und uns in heiterer Sorglosigkeit an der Gegenwart zu erfreuen. Es fehlte somit auch nicht an lustigen Scenen bei unserer Fahrt und bald der erste Abend bot eine solche dar. Der Lagerplatz wurde an dem schon früher erwähnten Khopong aufgeschlagen, wo wir eine Gesellschaft von Jägern antrafen, welche auf der Rückreise nach ihrer Heimath, dem Transvaal und Natal, begriffen war.

Als die kühle Nacht hereinbrach, sammelte sich Alles um die aufflammenden Lagerfeuer, welche mit ihrem rothen Glanze so bunte Gruppen anstrahlten, dass es an Stoff zu köstlichen Genrebildern nicht fehlte.

Will der Leser in das dichte Getümmel folgen, so sieht er dort gelehnt an das mächtige Hinterrad des Ochsenwagens Capitain W.....n mit seinem Gewehr spielen, scheuen Blickes beobachtet von einem in der Nähe am Boden sitzenden Boer, dem er kürzlich aus Versehen eine Kugel durch die Jacke gejagt hat. — Da sitzt jung M'Cabe in der Nähe des Feuers auf einem Wasserfasse und unterhält sich, stolz auf seine Kenntniss des Sechuana, mit einigen Bakuéna's, in ihrer eigenen Sprache, während diese, auf der Erde kauernd, mit dummen Gesichtern zu dem Erzähler aufschauen. — An einer anderen Stelle findet sich Schreiber dieses im eifrigen, zoologischen Gespräch mit dem Führer der Gesellschaft, einer mächtigen Figur mit herkulischen Armen, die sich braun und sonnenverbrannt aus den aufgekrämpten Aermeln des wollenen Hemdes hervorstrecken. Es scheint, dass die Arme nicht gern ohne Beschäftigung sind, und sie nehmen daher von Zeit zu Zeit ein Stück Reissholz auf, um die lodernden Flammen zu nähren. Plötzlich wirft der Herr aber das eben erfasste Stück mit einem kräftigen: „Damn the bloody Scorpion!“ wieder auf die Erde, und betrachtet sich recht angelegentlich seine Hand; er hat nämlich die Finger gerade auf das giftige Thier gelegt, welches sofort den gekrümmten Stachel in Thätigkeit setzte.

Der Vorfall dient indessen nur dazu, dem Ganzen auch einen pikanten Reiz zu geben; etwas Eau de Luce, welches stets von den Reisenden bereit gehalten zu werden pflegt, wird in die erweiterte Wunde geträufelt, und ausser von dem Betreffenden selbst ist das Ereigniss schon in der nächsten Stunde wieder vergessen. —

Jene zahlreiche Gruppe um das benachbarte Feuer, deren fröhliches Lachen mit kurzen Unterbrechungen die Luft erschüttert, hat dasselbe überhaupt gar nicht berührt. Hier bildet den Mittelpunkt des Ganzen ein alter Hottentott, welcher seiner zahlreichen Zuhörerschaft von Farbigen, zu denen sich ab und zu auch die Weissen gesellen, die wunderbarsten Abenteuer aus seinem bewegten Leben zum Besten giebt. Wir treten heran und hören ihn in seinem komischen, afrikanisch-holländischen Jargon erzählen, wie er vor Jahren von den Bawanketsi angefallen worden ist, wie sie ihn erschlagen haben, und er nicht nur todt, sondern bereits verfault gewesen ist, aber doch wieder zum Leben zurückgekehrt sei. Darauf kommt ein Abenteuer von der Büffeljagd, wo er sich vor dem verwundeten Büffel hinter einen Baum versteckt habe, aber entdeckt und von dem wüthenden Thiere auf die Hörner genommen wurde. Der Büffel warf ihn in die Luft und hätte ihn sicherlich getödtet, wenn nicht — die Zweige des benachbarten Dornbaumes den Herunterfallenden aufgefangen und ausser

Bereich des ergrimmten Feindes festgehalten hätten. Seit der Zeit hat der Arme aber Seitenschmerzen und, eine klägliche Gebehrde annehmend, fährt sich der Erzähler mit den Händen über die Hüften, während wir uns ebenfalls die Seiten halten, aber nur aus Furcht, wir möchten vor Lachen bersten. In diesem Tone geht die Unterhaltung fort, der Schatz von Abenteuern scheint unerschöpflich und es werden Thaten vollbracht, welche selbst einen Gordon Cumming in Erstaunen zu setzen vermöchten.

Da nun einmal wunderbare Ereignisse an der Tagesordnung sind, gehen auch die Weissen auf das Thema ein und Boota, der Boer, giebt die Geschichte zum Besten, wie einst einem bekannten Führer der Transvaalfarmer, Jan Vilgoen mit Namen, von einem Löwen ein Zahn ausgezogen wurde. Jan Vilgoen befand sich auf der Jagd nach Pala's, und während er niedergebückt auf den Hals des Pferdes sich dem Wilde zwischen dem Gebüsch zu nähern suchte, sprang plötzlich ein Löwe halb von hinten auf den Rücken des Thieres, und die Tatze traf den Reiter gerade ins Gesicht, wo eine der furchtbaren Klauen durch die Wange hindurch einen Zahn ausschlug. Der Mann wäre verloren gewesen, wenn nicht durch den gewaltigen Ruck die Gurten platzten, so dass er mit dem Sattel zu Boden rollte. Der Löwe, durch den plötzlichen Fall erschreckt, sprang zurück und verfolgte dann das davoneilende Pferd. Jan Vilgoen, obgleich schrecklich zugerichtet, gab die Rache nicht auf, er bemächtigte sich der in der Nähe liegenden Büchse, vermochte es auch noch, sie auf den Löwen zu richten, doch das Ziel verschwamm ihm vor den Augen und er sank ohnmächtig auf den Grund, in welchem Zustande er einige Zeit später von seinen Freunden gefunden wurde. —

Solche Erzählungen und Berichte würzen unser einfaches Abendessen, nach welchem Einer um den Anderen sich am Boden in seine Decken rollt, oder in den Wagen kriecht, und die nur noch schwach unterhaltenen Feuer beim Aufleuchten der Flammen Nichts zeigen, als das finstere Gesicht eines Zulu oder die stupide Physiognomie eines Mochuanen, welche das nächtliche Treiben zu sehr gewöhnt sind, als dass sie Müdigkeit fühlen sollten. —

Der bewegte Aufbruch am anderen Morgen bietet ebenfalls seine interessanten Scenen, doch jetzt wird das Zugreifen mit höchst eigenen Händen erforderlich, und es bleibt keine Musse übrig, um so wie am Abend den Trubel „als reflectirende Fledermaus“ zu betrachten.

Gerade hier griff auch der Ernst der afrikanischen Landschaft wieder stark in unser gemüthliches Reiseleben ein, indem eine völlig wasserlose

Strecke vor uns lag bei schweren, sandigen Wegen. Die ganze Gegend von Khopong bis zu einem anderen Platze „Boatlanama“ genannt, ist weder kahl noch unschön, aber gänzlich ohne Wasser und man ist daher genöthigt, Tag und Nacht zu reisen, wenn man das Hinderniss überwinden will. Man sieht in dieser Gegend recht deutlich, dass die Spärlichkeit des Wassers grossentheils zurückzuführen ist auf den Mangel aller bedeutenden Höhenunterschiede und Verwerfungen des Bodens, wodurch den Wassern der Tiefe die Möglichkeit gegeben würde, hervorzubrechen.

Der schwach wellenförmige Charakter der Gegend hält den Boden verschlossen und obgleich die Bewachsung der Senkungen anzeigt, dass Wasser vorhanden ist, findet sich doch nirgends hydrostatischer Druck genug, um es als Quelle hervortreten zu lassen. Die ganze Ebene zwischen dem Höhenzuge von Khopong und der flachen, plateauartigen Ansteigung eine Tagereise nördlich, ist voll von mannigfachen Sträuchern und Bäumen, Mimosen nicht ausgeschlossen, und die Ueppigkeit dieser Vegetation könnte sicher nicht bestehen, ohne eine gewisse Feuchtigkeit des Bodens, aber nirgends sammelt sich das Wasser stark genug, um auch für die thierische Schöpfung nutzbar zu werden.

Obgleich die Gegend mannigfache, anmuthige Waldlandschaften darbot und wohl werth wäre einer sorgfältigeren Betrachtung, gingen wir im Hinblick auf das ferne Ziel so schnell als möglich vorwärts, ausspannend und wieder einspannend, gleich viel ob Sonne oder Mond dabei leuchteten: eine ermüdende Art zu reisen, bei der man endlich in eine förmliche Lethargie versinkt.

Bald am Abend des ersten Tages hatten wir indessen gegen unsere Wünsche einen Aufenthalt, welcher leider sehr störend in alle Berechnungen eingriff und mit einem Schlage unsere Hoffnungen auf künftige Jagdabenteuer zu vernichten drohte. Die Wagen zogen zu dieser Zeit noch frisch vorwärts, während die Pferde, welche der Schonung halber lose nebenher getrieben wurden, unbegreiflicher Weise zurückgeblieben waren; die Nacht lagerte sich bereits auf der Gegend, als das ängstliche Rufen des Pferdehirten uns plötzlich Halt gebot.

Endlich kam er mit seinen Pflegebefohlenen heran, aber zu unserer grossen Bestürzung stellte sich heraus, dass das Beste der 8 Pferde dem Sterben nahe war. Wir glaubten an einen Unfall, an Strangulation oder Rolziekte,*) nur an Horsesickness wollten wir nicht glauben, da

*) Eine Art Kolik, wie sie in Afrika öfters vorkommt.

der Beginn der letzteren Krankheit gewöhnlich erst 2 Monate später fällt, und auch die Symptome nicht recht klar ausgesprochen waren. Hatte diese Plage Süd-Afrika's wirklich bereits ihren Anfang genommen, so unterlag es keinem Zweifel, dass auch der grössere Theil der übrigen Pferde das Zeitliche segnen würde und dann: Ade, Jagdvergnügen!

Mit Rücksicht darauf sträubten wir uns so lange als möglich Horsesickness anzunehmen und behandelten den Fall als Rolziekte mit Aderlass und kalten Uebergiessungen, einen grossen Theil unseres spärlichen Wasservorrathes an die mögliche Errettung des vierbeinigen Gefährten wagend. Da es sich unthunlich zeigte, ihn weiter zu bringen und die dira necessitas uns vorwärts drängte, fertigten wir an Ort und Stelle einen Kraal von Dornen, in welchem sämmtliche Pferde unter der Obhut zweier Leute zurückblieben, während wir selbst unseren Zwangsmarsch fortsetzten.

Als der junge Tag heraufstieg, befanden wir uns auf einer Erhebung des wellenförmigen Bodens, wo sich die grössere Trockenheit durch den sofortigen Wechsel der Vegetation kund gab, indem die ausdauernden Mohonono- und Moratobäume an die Stelle der Tamboti und Mimosen traten. Hier passirten wir im Laufe des Tages ächtes Kalaharifeld, welches sich wie eine Ecke im unmittelbaren Zusammenhange mit der grossen Wüste nach Osten zu vorschiebt; doch schon am Nachmittag fuhren die Wagen in eine muldenförmige Vertiefung*) herab, wo sich alsbald Spuren von Wasser in einigen mässig tiefen Gruben fanden, wenn es auch nicht genug war, um die Ochsen zu tränken.

Unterdessen hatten sich auch die zurückgelassenen Leute mit den Pferden zu uns gefunden, leider ohne den Patienten, welcher bald nach unserem Aufbruch der schönen Welt Valet gesagt hatte und uns ebenso sehr in Trauer über seinen Verlust, als in Sorgen wegen der übrigen Pferde zurückliess.

Rastlos wurde die Reise fortgesetzt, wieder brach die Nacht herein und wurde zum grössten Theil durchfahren, während ich abgespannt von dem ununterbrochenen Vordringen ziemlich sanft schlummerte. Der Körper hatte sich so an die beständige Bewegung gewöhnt, dass dieselbe den Schlaf nicht mehr störte, wohl aber erwachte ich, als der Wagen gegen Morgen um 8 Uhr etwa still hielt bei dem endlich erreichten Boatlanama.

Schwül und gewitterhaft hing der graue Himmel über der Land-

*) Nach Livingstone ein altes Flussbett. (?)

schaft und übte auf die von der mühsamen Reise ohnehin erschlafften Geister seinen deprimirenden Einfluss, so dass nach Beendigung der nothwendigsten Geschäfte Mensch und Thier dem Gott Morpheus in die Arme sanken und einige Schnarchchöre zu seiner Feier absangen.

Da die Musik nicht allzu amüsant war und ich der Ruhe genug genossen hatte, machte ich mich auf, um die Gegend zu besichtigen, welche charakterisirt wird durch die mächtigen, hochwachsenden Mimosen (Acazia vera?) die Gruppen bilden und besonders an der Stelle schön entwickelt sind, wo durch seichte Ausgrabungen kleine Wasserbecken zum Tränken des Viehes angelegt worden sind. In Mitten dieses Gehölzes fanden sich auf einem freieren Platze die ärmlichen Hütten einiger Bakalahari's, welche sich ohne Scheu näherten und uns um Beistand ersuchten für einen armen Gefährten, der auf eine furchtbare Weise von Löwen zerfleischt war.

Der Unglückliche war mit mehreren anderen durch das Gebüsch gegangen, als plötzlich zwei Löwen über ihn herfielen, von denen jeder eine Schulter erfasste; der Bakalahari wurde zu Boden geworfen, während die Kameraden davonliefen, auf sein jämmerliches Geschrei aber liessen ihn die feigen Raubthiere los und zogen sich etwas zurück. Thörichter Weise versuchte das Opfer sich aufzurichten und zu entfliehen, in Folge dessen die Löwen natürlich sofort wieder auf ihn einstürzten und ihn aufs neue zu Boden rissen, wo er besinnungslos liegen blieb und endlich von den herankommenden Gefährten aufgenommen wurde. Als ich den Verunglückten sah, waren bereits mehrere Wochen vergangen und die zahlreichen Wunden (gegen 30), welche die Zähne und Klauen gerissen hatten, befanden sich in verhältnissmässig gutem Zustande mit deutlicher Intention zur Heilung, ein schlagender Beweis, dass die Behauptung des Giftes der Löwenklauen unsinnig ist. Gefahr drohte dem Manne nur von dem Zustande seines linken Armes, dessen Gelenkkopf zwischen die Kiefer des einen Löwen gerathen und vollständig zerschmettert war, ein Absterben des ganzen Oberarmknochens veranlassend. Die Wunden wurden gereinigt, Balsam eingeträufelt, und der massenhaft um den nekrotischen Knochen angehäufte Eiter entleert, aber das war auch Alles, was gethan werden konnte, da kein langer Aufenthalt am Orte gestattet war.

Von Boatlanama zogen wir weiter auf dem Wege nach Lopepe, einem anderen Tränkplatze, dessen Entfernung nur eine schwache Tagereise ist; es wurde aber, bevor wir den Ort erreichten, am Abend Halt gemacht, da plötzlich ein S.-W.-Sturm über uns hereinbrach, dem ein

Ausbruch des schon lange drohenden Gewitters folgte. Einige Schläge waren wohl hart genug, aber das Unwetter zog doch schnell vorüber und ich war vom Freistaate her noch an schwerere und anhaltendere Gewitter gewöhnt, so dass es auf mich nur einen geringen Eindruck machte. Der Regen war dabei ebenfalls nur mässig, und bald klärte sich der Himmel wieder etwas auf; am nächsten Morgen fiel zeitweise schwacher Sprühregen, während wir weiterzogen nach Lopepe, wo wir um Mittag eintrafen und daselbst unerwarteter Weise Gesellschaft vorfanden. Ein Händler, der von Sekomi zurückkam, hatte bei der Quelle ausgespannt, und es gab so mancherlei Neuigkeiten auszutauschen, dass wir gern einige Zeit verweilten.

Die ganze Gegend um die erwähnten Orte ist berüchtigt wegen der daselbst zahlreich vorkommenden Löwen und es sind daher bei Nachtzeit Vorsichtsmassregeln dagegen zu treffen. Hierher gehört die Anfertigung von Kraalen aus starken Dornenzweigen, in welche man das Vieh einschliesst, um das Auseinanderlaufen desselben bei der Annäherung des Löwen zu verhindern.

Leute, welche ängstlicher Natur sind, pflegen solche Einfriedigungen jede Nacht anzufertigen, sobald sie sich nördlich von Kuruman befinden; die Sache ist aber etwas umständlich, wenn nicht zahlreiche Hände vorhanden sind, und ausserdem nichts weniger als sicher. Gewöhnlich werden die Ochsen, sobald sie den Löwen wittern, so wild, dass sie aller Dornen ungeachtet selbst aus einem dichten Kraal ausbrechen; für loses Vieh bleibt es indessen das einzige Hülfsmittel, während man für die Zugochsen selbst besser in anderer Weise verfährt. Man hemmt nämlich den Wagen ein und befestigt die Thiere direkt an demselben, indem man sie gleichmässig an die Räder vertheilt; werden dieselben dann auch unruhig und zerren an den Riemen, so geschieht dies so ungleich, dass sie den Wagen nicht bewegen können. Das Gefährlichste ist, die Ochsen, wie es in sicherem Felde gewöhnlich geschieht, an die Joche festzubinden, weil sie, erschreckt von einem Raubthier, alsdann wild durcheinander rennen, sich in das Zeug verwickeln und durch ihr verzweifeltes Hin- und Herzerren selbst den Wagen umwerfen können.

Wir machten bei Lopepe wieder wie schon einige Abende vorher einen Dornenkraal für die Ochsen, während die Pferde an den Wagen festgebunden wurden, und wirklich zeigte sich auch, dass wir allen Grund hatten, auf unserer Hut zu sein, da nach Einbruch der Dunkelheit nicht weniger als drei Löwen in der Nachbarschaft laut wurden. Schauer-

lich tönte von Zeit zu Zeit das Gebrüll durch die stille Nacht, während in den Pausen nur ein abgesetztes, dumpfes Grunzen die Stelle verrieth, wo die Raubthiere sich befanden. Einmal waren die Ruhestörer, dem Tone nach zu urtheilen, nur etwa hundert Schritte von den Wägen, und ihre Aufstellung schien auf Unheil zu deuten, indem zwei sich in unserem Lee befanden, der dritte aber windwärts. Es ist nämlich die Manier des Löwen in Gesellschaft zu jagen, und die Rollen werden dabei so vertheilt, dass einer mit dem Winde auf die Beute zukriecht, während die anderen auf der entgegengesetzten Seite lauern, um die durch die Witterung des windwärts befindlichen erschreckten Thiere bei ihrer Flucht aufzufangen.

Ob die Löwen nicht besonders hungrig waren oder der Glanz der grossen Feuer, die wir alsbald angezündet hatten, sie abhielt, weiss ich nicht; genug, sie kamen nicht hinreichend nahe, um die Ochsen zum Ausbrechen zu bewegen, wenn sie auch öfters ängstlich windeten und Gefahr zu wittern schienen. Allmälig erstarb das Gebrüll der Raubthiere in der Ferne, und wir konnten uns ruhig zum Schlafe niederlegen.

Wo Löwen häufig sind, ist auch stets das Wild noch zahlreich, da sich diese Herren natürlich gute Jagdgründe aussuchen, und wir beschlossen, bewogen durch diese Rücksicht, am folgenden Tage einen Ausflug in die Umgegend von Lopepe zu machen. Ich hätte gern durch Erlegung einer Giraffe die Scharte von Morya ausgewetzt, doch das Schicksal schien sich dagegen verschworen zu haben, ich sollte kein solches Wild mehr zu sehen bekommen, obgleich wir hier wiederum für mehrere Stunden auf einer warmen Fährte hinzogen. Durch die mannigfachen Wendungen erhielt das Wild jedenfalls Wind von den Jägern und zog sich schleunigst aus der Gefahr, so dass wir die Fährte endlich aufgeben mussten. Es fehlte in der Gegend durchaus nicht an Giraffen, und der Händler, welcher uns begleitete, hatte erst zwei Tage zuvor einen Trupp von 15 nahe am Wege erblickt; wir waren nun aber einmal in dieser Jagd nicht glücklich.

Auch anderes Wild war reichlich vertreten, zumal Springböcke, Pala und blaue Wilde-Beeste, welche letzteren dafür büssen mussten, dass unsere Hoffnungen auf die Kameele fehlschlugen, und den Büchsen doch etwas zu thun gaben. Die Tage vorher hatte das Schrotgewehr den Vorrang gehabt, indem in den Dornen am Wege die schwarzbraunen Fasanen (Franc. Swainsonii Smith) sehr häufig waren, und zuweilen ein naseweiser Korhaan durch sein Geschwätz das jähe Verderben auf sich herabbeschwor. Auch bei Lopepe kamen diese Waffen nicht ausser Gebrauch, da der kleine von der Quelle gebildete Teich belebt war von

mannigfachen Wasservögeln. Die weitverbreitete rothschnäblige Ente durfte natürlich nicht fehlen, ausserdem aber fanden sich kleine zierlich gezeichnete Tauchenten (Clangula leuconota Smith), kleine weisse Reiher mit gelblichgrauen Hals- und Schulterfedern, Beine und Schnabel grün (Ardeola leucoptera s. Ardea comata Pall.), Strandläufer und Schnepfen von unbekanntem Aussehen, welche weiter südlich nicht vorkamen und die Annäherung an eine tropische Fauna anzudeuten schienen.

Es könnte auffallend erscheinen, dass ich mich auch an Orten, welche wie der oben erwähnte reiches Material boten, so wenig mit Ausstopfen beschäftigte, was sich einfach so erklärt, dass eine derartige Arbeit sich allerdings im Ochsenwagen während des Ausspannens bewerkstelligen lässt, aber in Ermanglung jeder Hülfe und Bequemlichkeit eine unverhältnissmässig lange Zeit in Anspruch nimmt, wenn man sorgfältig arbeiten will.

Hat man dann auch ein Stück zur Zufriedenheit beendet, so wird dasselbe während des Fahrens, bevor es trocken ist und weggepackt werden kann, so furchtbar herumgeschüttelt, dass es durch sein beschädigtes Aussehen dem Arbeiter zum Ekel wird. Um ein Beispiel anzuführen, wie schwer es ist, die Bälge in einem brauchbaren Zustande zu erhalten, will ich nur erwähnen, dass von den Exemplaren, welche der sehr fleissige Reisende Chapman an das Cape Museum geschenkt hat, Layard Zweidrittel wegzuwerfen genöthigt gewesen ist, und auch die besseren, welche aufgestellt wurden, lassen sehr viel zu wünschen übrig.

Eine grosse Schwierigkeit der Praeservation ist in Afrika die Abhaltung der Raubinsekten; es handelt sich dabei vorzüglich um einen schwarz und weiss gezeichneten 3—4''' langen Käfer, von den Händlern „moth" genannt, ein Dermestes, der unserem D. vulpinus ähnlich ist. Die Zerstörungswuth dieses Insektes ist ausserordentlich und sein Appetit scheint Nichts zu verschmähen, wenn auch getrocknetes Fleisch und Häute von ihm bevorzugt werden. Was die Larve nicht der Nahrung halber auffrisst, beschädigt sie zur Zeit der Verpuppung, wo sie sich im Wagen öfters zwischen Kleidern, Wäsche oder Schuhzeug verkriecht und sich gleichviel in welchem Stoff, zusammengefaltetem Linnen, Wolle oder gegerbtem Leder eine passende Höhlung frisst. Ich hatte in der Hinterkiste meine Vogelbälge verwahrt, welche mit Arsenikseife vergiftet waren, ausserdem wurde aber Pfeffer, Kampher und Akarwani (Andropogon Iwaraucana) hinzugepackt. Trotz dieser dreidoppelten Verwahrung konnte ich die Räuber nicht ganz aus dem Kasten entfernt halten, und die

Haut eines Galago, welche nur mit Alaun und Salz behandelt war, wurde inmitten der Bälge gänzlich von ihnen zerfressen.

Gute Arsenikseife, etwa nach dem im „Admirality Manual for scientific inquiry“ gegebenen Recepte wird von den Käfern nicht berührt, so häufig man auch gegentheilige Bemerkungen hört, doch wirkt diese auf keine Entfernung und muss daher sorgfältig verbreitet werden, falls sie schützen soll. Wo man Arsenikseife nicht anbringen kann, ist recht fein gestossener Pfeffer dringend empfohlen, welcher Stoff selbst stärker zu wirken scheint, als Kampher, da der letztere einen möglichst luftdicht verschlossenen Raum erfordert. Die Händler benutzen zur Praeservirung der Straussfedern meist Beides, d. h. Kampher und Pfeffer, viele diesen allein und rühmen seine Wirkung sehr.

Da wir am Sonntag den 2. Oct. ebenfalls am Orte verweilten, erhielt das Scalpell wieder einige Beschäftigung, auch wurden Briefe geschrieben, die der Händler nach Hope-Town mitzunehmen versprach, unter welchen Arbeiten der Tag verging. Am Montag Morgen trennten wir uns erst und zogen weiter nach Norden, während Jener seinen Weg nach Süden fortsetzte.

Das Quecksilber stand am Mittag auf 30° R. im Schatten, d. h. so hoch, wie ich es in Afrika noch nicht gesehen hatte, obgleich die Temperatur für ein tropisches Klima entschieden niedrig erscheint. Es ist viel weniger die Hitze selbst, welche den Reisenden belästigt, als die Schwüle, welche bei starker electrischer Spannung auf den kahlen Ebenen sehr drückend werden kann. Auch an dem erwähnten Tage bestätigte der Verlauf des Wetters die durch das Gefühl schon wahrnehmbare electrische Spannung, indem gegen Abend ein schweres Gewitter über uns hereinbrach, welches aber nur kurze Zeit anhielt.

Am 4. Morgens kamen wir wieder zu Wasser, welches seichte Becken in lichtgrauem, weichem Sandstein erfüllte, früher ein berühmter Lagerplatz für Jäger (Mashue genannt), welche den flachen Sandsteinfelsen ihre Namen eingegraben haben; man sieht daselbst den stolzen Namen englischer Adelsfamilien sich traulich vermischen mit dem der afrikanischen Boeren, und hier und da haben die Jagdgenossen auch das Andenken an ihre farbigen Führer dem Steine anvertraut.

Zwischen Lopepe und diesem Platze verläuft die Gränze des Gebietes der Bakuéna's und Bamangwato's, wesshalb in ruhigen Zeiten Mitglieder beider Stämme hier anzutreffen sind; jetzt schien aber in ganz Süd-Afrika das Kriegsfieber epidemisch verbreitet zu sein, und selbst Völker, wie die erwähnten, die froh sein sollten, wenn man sie in Frieden liess,

fingen an mit einander wegen kleinlicher Geschichten zu hadern, obgleich Moselekatse's*) Assegai, die Godegisel Süd-Afrika's, drohend über ihnen geschwungen war. Einige Zeit vor meinem Eintreffen in den Gegenden hatten die Bakuéna in ziemlicher Anzahl eine Diversion gegen die Bamangwato ausgeführt; sie überschritten die Gränze, nahmen einige Ochsen weg und liefen, als die Feinde heranrückten, beim ersten Schuss wieder nach Hause.

Es herrschte nun immer noch Kriegszustand und kein Mokuéna durfte es wagen, einzeln das Gebiet der Bamangwato's zu betreten, wesshalb wir uns genöthigt gesehen hatten, Leute aus anderen Stämmen als Begleiter zu wählen. Sechèli betraute uns mit einer pomphaften Sendung an Sekomi, worin der grosse Bekehrte die Furchtlosigkeit seines Stammes pries und die Gegner warnte, zu ihnen zu kommen. Dass er nicht seinerseits vordränge, um die Bamangwato anzugreifen, geschähe, nicht weil er Furcht hätte vor diesen selbst, sondern vor ihrer Medizin (Molèmo), indem er so durch Aberglauben seine Feigheit bemäntelte.

Die Annäherung an die Wohnplätze der Bamangwato's liess sich erkennen durch die Veränderung der Gegend, insofern an diesem Tage in dem bisher ganz flachen oder wellenförmigen Lande wieder die ersten Hügelketten auftauchten, welche sich gegen den Horizont höher und höher erhoben. Auf einer der ersten Ketten, die wir auf unserem Morgenritt passirten, wuchs eine Leguminose, deren zarte, pfirsichrothe Blüthen die Gegend mit einem angenehmen Duft erfüllten; der Baum, welcher nur von mässiger Grösse ist und graugrüne fiedertheilige Blätter hat, scheint ziemlich selten zu sein, da dies der einzige Ort war, wo ich Gelegenheit hatte, denselben zu sehen; die Art würde einem Garten zur grossen Zierde gereichen, wenn es gelänge, sie zu acclimatisiren.

Wild war wenig zu erblicken; nur hier und da huschte ein Steinbock oder Duiker durch die Büsche und einzelne Trupps von Bastaard Gemsbokken (Aegocerus equina H. Smith) zogen durch die Ebene, aber weder Giraffen noch Elands wollten sich zeigen.

Nachdem wir um Mittag an einer aus Kalkschichten hervorbrechenden schwachen Quelle kurze Zeit gerastet hatten, erreichten wir bei Sonnenuntergang die Poort, durch welche sich der Weg zu den jetzigen Wohnplätzen der Bamangwato's hinzieht. Die Granitfelsen dieser Schlucht, welche gewissermassen eine Vormauer bilden für die bewohnten Gegenden, beschützen einen prächtigen Baumwuchs und geben ein

*) Nach Dr. Bleek ist die Zuluform: U'Mselekazi.

Beispiel für den charakteristischen Wechsel der kahlen Flächen mit üppiger Vegetation, wie er wohl nur in Afrika vorkommt. Wir verbrachten den ersten Theil der Nacht an dem interessanten Orte und sattelten mit Tagesanbruch unsere Gäule, um die kurze Entfernung bis Shoshong bald am Morgen zurückzulegen.

Capitel XXIX.

Aufenthalt in Shoshong.

Shoshong; der Häuptling Sekomi; Matebele-Flüchtlinge; die Söhne des Häuptlings; Sekomi und Capt. Harris; Pockenepidemie 1863; Freundlichkeit der Missionäre; eine englische Jagdgesellschaft; gefährliche Löwen.

Die Poort öffnete sich in grüne Fluren mit Bäumen und Gesträuch bewachsen, eingefasst von schroffen Hügelketten, durch Querthäler unterbrochen, welche letzteren mit Vorliebe zu Niederlassungen benutzt werden. Gewöhnlich findet sich am Ende des Thales ein Dörfchen, und die Hütten gruppiren sich um den Ausgang, als wenn sie das kleine, durchströmende Flüsschen aus den Bergen heruntergewaschen und unten angeschwemmt hätte.

Dies gilt auch von dem Hauptorte Shoshong, der seinen Namen selbst von dem Bach ableitet, an dessen Ufern die Hütten sich drängen und endlich beim Eintritt in das ebene Längsthal sich gemächlich zu beiden Seiten ausbreiten. Das Letztere ist zwischen den etwas entferntstehenden theilweise parallelen Hügelketten eben wie ein Tisch und in ausgedehnten Strecken cultivirt, wenn es auch in diesem Jahre aus Furcht vor den Bakuéna's nicht so weit hinaus bebaut war als sonst.

Trotz der gegentheiligen Behauptung der Missionäre möchte ich die Thalebene in der Fieberzeit für ungesund halten, da nothwendiger Weise ein Stagniren des Wassers darauf stattfinden muss, und ich habe selbst Händler gesehen, welche dort sichtbar durch Malaria gelitten hatten. Die Missionshäuser sind verständiger Weise im Thale oberhalb des Ortes angelegt, wo der regelmässige von der Höhe herabsteigende Luftstrom die Atmosphäre rein und frisch erhält. Die Malaria würde nicht leicht dem herrschenden Winde entgegen an den Bergen hinaufziehen, und die Lage dieser Häuser kann daher gesund sein, ohne dass man dasselbe von der ganzen Gegend sagen dürfte.

Der Mittelpunkt des Ortes mit der Khotla befindet sich gerade am Fusse der Hügelkette, woselbst wir den Häuptling Sekomi inmitten seiner Räthe unter dem Schatten einer Mimose an der Erde sitzend fanden. Ich

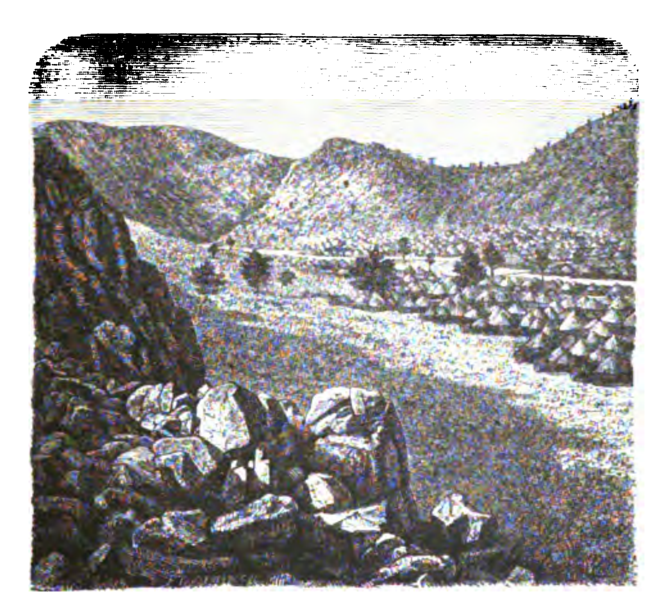


Fig. 73. Der obere Theil von Shoshong, der Bamangwato-Stadt.

hielt mich hier, da ich den Charakter des Häuptlings vom Hörensagen kannte, vollständig im Hintergrunde und führte mich, um seinen Argwohn nicht von vornherein zu erregen, nur als Begleiter des jungen M'Cabe ein, wodurch ich zugleich Musse gewann zu eigner, ungestörter Beobachtung.

Sekomi ist ein Wilder in des Wortes verwegenster Bedeutung, und es dürfte schwer sein festzustellen, ob sein äusserer oder innerer Mensch vorzuziehen ist. Er ist von verschlossenem, tückischem Charakter, und nur die Furcht vor der bereits mächtig gegen ihn im Stamme agirenden Opposition hält ihn zurück, seiner despotischen Laune in unbeschränktester Weise zu fröhnen. Früher soll sein Charakter bedeutend besser gewesen sein, und Viele schreiben daher die auffallende Veränderung zum Schlechten einem beginnenden Wahnsinn zu.

Sein Aeusseres unterscheidet sich in keiner Beziehung von dem gemeinsten, schmierigsten seiner Unterthanen, und man kann sich kaum eines gewissen Schauders erwehren, wenn der Häuptling sein lauerndes

Auge (eins ist erblindet und halb geschlossen) auf eine Person richtet und mit satanischem Lachen einen stark vorragenden Eberzahn des Unterkiefers fletscht. Auch das passende Beiwerk fehlte dem Bilde nicht, indem die Räthe, welche neben dem Häuptling an der Erde hockten, nicht weniger schmutzig waren, als dieser selbst, und einer der Höflinge war eifrig damit beschäftigt, seiner Majestät die Läuse aus dem Pelz zu lesen, was eine sehr lohnende Arbeit zu sein schien. Dieser letztere Umstand ist ein auffallender Unterschied von den Sitten mancher europäischen Höfe, wo so häufig die nächste Umgebung des Monarchen eifrig bemüht ist, ihm über gewisse Dinge einen Floh ins Ohr oder Läuse in den Pelz zu setzen.

Die Hofgesellschaft Sekomi's war sehr gemischt, auch wörtlich genommen, da sich mehrfach zwischen den weichlichen, schmierigen Bechuanengesichtern, die finstern aber männlichen Züge der Matebele's einschoben, mit den breiten Stirnen, den flachen aber kräftig entwickelten Nasen und den stolz aufgeworfenen, bärtigen Lippen. Es waren dies Flüchtlinge, welche vor der mörderischen Hand Moselekatse's ihr Heimathland verlassen und bei den benachbarten Bamangwato's Schutz gesucht hatten; ein häufiges Vorkommniss, welches diesem Stamm Bestandtheile zuführt, deren allmälige Vermehrung endlich zu einer gänzlichen Vermischung führen könnte, weil nur ein kleiner Theil der Geflohenen wieder zurückkehrt.

Eine Parthei des Hofstaates fehlte in der Khotla und verkehrt überhaupt nicht so beständig daselbst, das waren die ältesten Söhne Sekomi's: Kama und Gamanyani. Sie hätten die Harmonie des Bildes auch nur gestört, denn wohl selten ist das Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! so sehr Lügen gestraft worden, als in diesem Fall. Während der Vater trotz aller Bemühungen der Missionäre, die angeborene Wildheit zu mässigen, unverändert in seinem wenig über das Thier erhabenen Zustande verharrt, sind seine ältesten Söhne glänzende Ausnahmen von dem Durchschnittscharakter der Bechuanen und gereichen der Thätigkeit der frommen Herren zur grössten Ehre. Es freut mich, dass mir durch die Bekanntschaft mit Kama Gelegenheit gegeben worden ist, einen Schwarzen namhaft zu machen, den ich mich unter keinen Umständen schämen würde meinen Freund zu nennen. Das einfach bescheidene und dabei doch edle Benehmen dieses Häuptlingssohnes erweckte ein wohlthuendes Gefühl, wie ich es bisher noch niemals in der Gesellschaft von Schwarzen empfunden hatte; konnte ich mich doch dadurch überzeugen, dass es wirklich nicht die Farbe war, was mich gegen die

aethiopische Race einnahm. Der andere Bruder, Gamanyani, soll sich im Unterricht noch mehr durch Intelligenz hervorthun, aber er hat die Zudringlichkeit der Bechuanen nicht abgelegt, wenn er auch sonst vortheilhaft von seinen Stammesgenossen absticht.

Was für ein trauriges Geschick ist es nicht für einen Mann wie Kama, in einen dem Untergang geweihten Stamm geworfen zu sein, welchen der beste Führer schwerlich davon erretten dürfte, und der Sohn zu sein eines Mannes wie Sekomi, der mit Neid und Missgunst auf die höhere Bildung desselben herabsieht.



Fig. 74.
Kama, Thronfolger der Bamangwato's.

Leute, welche den Charakter des Häuptlings genau kennen, sind sehr besorgt um das Leben des Sohnes, da grosse Gefahr vorhanden ist, dass Sekomi, geleitet durch das Misstrauen gegen die Weissen, Kama, den Freund derselben, auf die Seite schafft. Was ihn zunächst davon zurückhält, ist nicht die Liebe zu seinem Sohne, sondern die Furcht vor der starken Parthei desselben unter dem Stamme selbst, welche leicht den Donnerkeil auf ihn zurücksenden könnte.

Einer der Führer dieser Oppositionsparthei lag bei meiner Ankunft im Orte auf dem Tode, und ich besuchte den Mann auf Kama's Bitte hin an einem der nächsten Tage, zum grössten Aerger Sekomi's, der den Todesfall bereits als Thatsache angenommen hatte. Mit tiefem Ingrimm äusserte er darüber zu seiner Umgebung: man hätte die Weissen kommen lassen, welche den Mann wieder von den Todten aufwecken sollten, er wüsste wohl, sie verständen solche Sachen.

Ich hätte dem Bösewicht gern den Schabernack gespielt, aber leider fand ich den Patienten in einem hoffnungslosen Zustand. Er litt an den Folgen einer alten Lungenentzündung, welche tuberculisirte, und der Collapsus hatte bereits einen sehr hohen Grad erreicht. Vielleicht hätte er sich durch die angewandten Mittel noch einige Zeit gehalten, aber es wurden ihm von den pflegenden Weibern in der Nacht Kaffermedizinen gegeben, welche seinen Zustand so verschlimmerten, dass er am nächsten Tage soporös wurde und in meinem Beisein starb. Obgleich das trau-

rige Ereigniss so plötzlich eintrat und der Verstorbene eine Person von Bedeutung gewesen war, wurde mir doch von keiner Seite der leiseste Vorwurf gemacht, und Kama selbst theilte mir die in der Nacht geschehene Quacksalberei mit, die Thorheit seiner Stammesgenossen beklagend.

Seit dieser Zeit war mein Charakter als Doctor auch Sekomi bekannt geworden, und wenn er mich früher gleichgültig behandelt hatte, vermied er mich jetzt ängstlich, und ich glaube nicht, dass er in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes daselbst mich einmal gerade angesehen hat. Zur Vermehrung seiner abergläubischen Furcht trug noch der photographische Apparat bei, der für ihn natürlich offenbare Zauberei war, während sein Sohn sich bald eine Vorstellung davon machen konnte.

Einmal fing ich den alten Fuchs doch, als ich gerade eine Gruppe der Händler aufnahm und er, ohne zu wissen, was eigentlich vorging, in die Mitte gezogen wurde, aber nachdem er den Erfolg kannte, hätte ihn keine Macht der Welt vermocht aufs neue zu sitzen.

Die wilden Stämmen meistens eigene, angeborene Verschlagenheit prägt sich in Sekomi sehr stark aus, wofür sein Verkehr mit den Händlern täglich unwiderlegbare Beweise abgiebt; bezeichnend war mir aber besonders seine erste Unterredung mit Capt. Harris, die mir von einem Ohrenzeugen mitgetheilt wurde.

Als Capt. Harris, der stets den englischen Gentleman herauszustreichen suchte, in würdevollem Aufzuge vor dem Häuptling erschien und den nackten Wilden vor sich auf der Erde kauern sah, glaubte er es eine leichte Sache, demselben zu imponiren, und prahlte mit seiner Macht und Reichthum, und wie er in England ein viel grösserer Capitain wäre als Sekomi. „Eh!“ war die Antwort, „wenn dem so ist, warum kommst du denn zu mir? Ich werde dich nicht aufsuchen.“ Harris, wohl etwas herabgestimmt, holte nun seinen „gentleman“ hervor, als dessen Merkmal er hervorhob, dass er niemals eine Lüge sage. „Eh!“ erwiederte der Häuptling, „wenn du keine Lügen sagst, so machst du doch wenigstens manche Versehen,“ welche malitiöse Entgegnung den Gentleman in gelinde aber unschädliche Wuth versetzte, da er seine Abhängigkeit wohl einsah. Darauf begann er von der Jagd zu sprechen und frug nach Elephanten, deren Verbleiben Sekomi ihm angeben sollte. „Geh und suche“, war die Antwort, „die Bamangwato binden die Elephanten nicht für dich an den Bäumen fest.“ Das Suchen soll dem Capitain indessen einige Schwierigkeiten bereitet haben.

Der Glaube an Zauberei meinerseits fand sich nicht nur im Häupt-

ling selbst, sondern auch in vielen der Stammesgenossen, da sie nicht begreifen konnten, wesshalb ich so oft mit dem glänzenden, dreibeinigen Kasten an den Bergen über dem Orte herumkletterte; weil sie keine Vorstellung von der Sache hatten, musste es nothwendig etwas Böses, Unheimliches sein. Die Leute würden sicher noch mehr an meine Absicht, sie zu behexen, geglaubt haben, wenn sie den anderen Zweck gekannt hätten, welcher mich veranlasste, die benachbarten Hügel so eifrig zu besteigen. Die Kamera war der äussere, unschuldigere Vorwand, um zu verbergen, dass ich nach menschlichen Skeletten aus war, von denen eine grosse Anzahl in der Umgegend der Werft vorhanden sein sollte.

Im Jahre 1862—63 nämlich wütheten die Pocken so furchtbar unter den Bamangwato's, dass an ein Begraben der Gestorbenen nicht mehr zu denken war, und nur die eiserne Nothwendigkeit die Ueberlebenden veranlassen konnte, die Leichen aus den Hütten bis in eine geringe Entfernung zu schleifen.

Es muss ein schreckliches Bild menschlichen Elendes abgegeben haben, diese enge, volkreiche Bechuanenstadt unter der Geissel einer so verderblichen Krankheit; ohne Hospitäler, ohne Aerzte oder geeignete Pflege erkrankten die Unglücklichen und wurden dahingerafft in ihren dunklen Hütten, obgleich vielleicht geringer Beistand ausgereicht hätte, dem Tod sein Opfer zu entreissen.

In das beständige Jammern und Wehklagen der trauernden Bewohner mischte sich das schauerliche Geheul zahlloser Hyänen, welche von allen Seiten zu dem leckeren Frass herbeikamen und den geängstigten Ueberlebenden ein Grablied zu singen schienen.

Zuweilen hat die furchtbare Krankheit so ganze Niederlassungen bis auf den letzten Mann verödet, wenn die Einwohner unvermögend waren, länger den Kampf mit dem unsichtbaren Feinde fortzusetzen und die Kranken zwischen den bereits Verwesenden liegen blieben, bis der Hauch des Todes alles Leben ringsum verlöscht hatte. Die Häuptlinge der Nachbarschaft verfehmen alsdann einen solchen Ort, so dass sich ihm Niemand nähern darf, und die Niederlassung bleibt stehen, wie die Seuche sie verlassen hat, ein trauriges Denkmal menschlicher Vergänglichkeit.

In der Stadt der Bamangwato's war es nicht ganz so schlimm geworden, und nachdem Tausende zum Opfer gefallen waren, liess die Epidemie nach, den Ueberlebenden Zeit gewährend, sich zu erholen. Waren indessen die Eingeborenen auch von der Krankheit befreit, so

blieben ihnen doch immer noch die Hyänen, welche, hungrig die Hütten umkreisend, vergeblich auf den gewohnten, reichlichen Frass lauerten. Unter diesen Verhältnissen erlaubten sich die Raubthiere vom Hunger getrieben, was sonst nicht leicht vorkommt: sie raubten lebende Frauen und Kinder aus den Hütten selbst und setzten die ganze Bevölkerung so in Schrecken, dass Niemand sich zur Nachtzeit vom Feuer hinweg wagte.

Aus dieser Noth befreite sie der beste vierbeinige Freund des Menschen, der Hund, welcher den Kampf mit den nächtlichen Räubern aufnahm und siegreich daraus hervorging, indem die Noth die Eingeborenen zwang, diese Thiere besser zu halten wie gewöhnlich. Seit der Zeit stehen die Hunde des Ortes in grossem Ansehen bei den Einwohnern und die Tödtung des erbärmlichsten Köters würde als ein Verbrechen angesehen werden.

Wenn die Hyänen auch die menschlichen Gebeine sehr verstreut und die in der Regenzeit von den Bergen herabstürzenden Giessbäche sie verschwemmt hatten, waren doch noch genug vorhanden, um die frühere Massenhaftigkeit derselben darzuthun; nur die Unsitte, die Schädel im Vorbeigehen durch Steinwürfe zu zerschmettern, beraubte mich hier wie auch früher der besten Exemplare, obgleich manche der Bruchstücke noch instructiv genug erschienen. Beim Auffinden derselben war mir Kama selbst behülflich, der bereitwilligst die Stellen bezeichnete, mich aber gleichzeitig bat, die Sache vor seinen Stammesgenossen geheim zu halten, um ihr Vorurtheil zu schonen. Es ist dies das einzige Mal, wo es mir gelungen ist, die Hülfe eines Eingeborenen für solche Arbeit zu gewinnen, und es ist gewiss sehr anerkennungswerth, da die darüber herrschenden Vorurtheile selbst unter der weissen Bevölkerung in Afrika so stark hervortreten.

Ich war in Sekomi's Residenz glücklicher als gewöhnlich, da auch der daselbst stationirte Missionär M. Price mir in jeder Weise freundlich zu Hülfe kam und nicht nur durch seinen Beistand, sondern auch durch die interessante Gesellschaft mir den Aufenthalt in dem Orte angenehm machte. Die Liebenswürdigkeit, mit der er sowohl wie sein Gefährte Mr. Mackenzie überall hin Nutzen schaffen, so weit es in ihrer Macht steht, hat sie bei allen Partheien beliebt gemacht und ihren Namen in weiten Kreisen Achtung verschafft. Ich hatte das Vergnügen, noch einen dritten Herrn kennen zu lernen, welcher sich den bereits Erwähnten ehrenvoll anschliesst, nämlich John Moffat von der Matebele-Mission. Dieser Herr kam gerade von Moselekatse's Niederlassung her durch das

Bamangwatogebiet auf seinem Wege nach Kuruman und verweilte einige Zeit in Shoshong.

Unter den Personen, welche sich daselbst mit dem Handel abgaben, war auch eine Gesellschaft von drei jungen Leuten, zwei davon bekannten Adelsfamilien der vereinigten Königreiche angehörig, welche dem Vorgeben nach der Jagd wegen reisten; aber ich habe den Führer derselben nie dazu ausziehen sehen. Ich erwähne dieser Herren nur, um ein Beispiel anzuführen, wie leicht man durch falsche Massregeln, auch wenn sie scheinbar von geringer Tragweite sind, zu Schaden kommen kann.

Bei ihrem Aufbruche von Natal hatten sie ihr Gesinde aus den Stämmen der Zulu's gewählt, obgleich diese selbst Einsprache erhoben und darauf aufmerksam machten, dass in Moselekatse's Lande sie entweder getödtet, oder mit ihren Herren vertrieben werden würden, indem dieser Häuptling die Zulu's (Chaka's Volk) trotz seiner eigenen Abstammung von denselben als seine Erbfeinde betrachtet. Die jungen Leute verlachten die verständige Warnung und bestanden darauf, dass die Diener mitgehen sollten, was diese endlich auch mit dem der Nation eigenen Stoicismus thaten.

Als sich die Reisenden der Hauptstadt Moselekatse's näherten und noch wenige Stunden von ihrem Ziele entfernt waren, wurde dem Häuptling, welcher bis dahin nur von der Ankunft einer Gesellschaft Engländer gehört hatte, berichtet, dass Leute dabei wären, die zu „Chaka's Volk“ gehörten.

Sofort erging ein Befehl des Häuptlings, welcher die Gesellschaft zum Halt nöthigte, und nach einer kurzen Berathung, in welcher vergeblich einige anwesende Weisse ihren Einfluss zu Gunsten der Fremden geltend zu machen suchten, wurden dieselben gezwungen, sofort umzukehren, mit der Bemerkung, dass nur die Anwesenheit der Makoa die begleitenden Zulu vom Tode errettet hätte.

Ein Unglück kommt selten allein, und so geschah es auch hier, indem die Gesellschaft bei ihrer Rückkehr wenige Tagereisen von Shoshong mit zwei ganz aussergewöhnlich rabiaten Löwen zusammentraf. Acht der Ochsen brachen am Abend, durch die Raubthiere erschreckt, los, die Leute gingen ihnen sofort nach, aber als die Löwen sich gegen sie wendeten, liefen sie schleunigst zurück, und der Führer der Gesellschaft hielt nach seiner eigenen Aussage nicht eher an, als bis er über die Deichsel seines Wagens fiel.

Am Morgen fanden sie einen der Ochsen in der Nähe liegen, erschlagen von den Löwen, und da es sicher war, dass dieselben in der folgenden

Nacht zu dem Aase zurückkehren würden, stellte man bei demselben, sowie bei einem zufällig gerade gestorbenen Pferde Gewehre. Dies geschieht so, dass man den Kadaver in geringer Entfernung mit einem Dornenkraal umgiebt und nur eine Oeffnung übrig lässt, gegen die in angemessener Höhe ein Gewehr gerichtet wird, welches durch die Berührung eines dünnen, quer über den Eingang gespannten Strickes losgeht.

Beide Gewehre entluden sich, und es fanden sich am anderen Tage starke Blutspuren bei denselben, das eine war aber in mehrere Stücke zerbrochen, welche deutlich Spuren der Zähne und Klauen des Löwen trugen. Zu ihrem Schrecken sah indessen die Gesellschaft das eine der Raubthiere am hellen Tage in der Nähe des Wagens wieder auftauchen, und die Herren hatten einen solchen Respect vor den ungebetenen Gästen bekommen, dass sie nicht wagten, einen Ausfall gegen den Belagerer zu unternehmen. Zeigte dieser sich auf der linken Seite des Wagens, so liessen sie ihre übrigen 6 Ochsen rechts weiden, worauf der Löwe in grossem Bogen derselben Gegend zuzukriechen pflegte und die Belagerten nöthigte, zeitweise den Weideplatz zu wechseln.

Es ist schwer festzustellen, wie lange die Reisenden in dieser wenig behaglichen Situation geblieben wären, wenn nicht zufälliger Weise einer der kühnsten Händler und Jäger des Landes, Chapman,*) mit seinem Achterrijder zu Pferde den Wagen vorausreitend, bei der Gesellschaft eingetroffen wäre. Die unerhörte Kühnheit des Löwen veranlasste den erfahrenen Jäger, die Richtigkeit der ganzen Erzählung in Frage zu ziehen, und die Versicherung der Zulu's, dass das Thier unter einem bestimmten Busch in der Nähe verborgen läge, wurde mit einem: Bah, nonsense! abgewiesen.

Zur thatkräftigen Widerlegung der unglaublichen Angabe machte sich Chapman mit seinem Achterrijder sofort auf, um den Ort zu untersuchen, und er hatte sich dem bezeichneten Busche kaum genähert, als auch der Löwe aufsprang, seine Flanken mit dem Schweife schlagend und ein drohendes, tiefes Gebrüll ausstossend.

Es folgte nun einer der interessantesten Kämpfe, welche wohl jemals die menschliche Verwegenheit gegenüber bestialischer Wildheit und Kraft durchgeführt hat, und dessen Wahrheit ich zu bezweifeln geneigt gewesen wäre, wenn nicht die einfache und schlichte Erzählung des kühnen Jägers mir durch so zahlreiche Augenzeugen bestätigt wurde.

---

*) Nicht zu verwechseln mit dem Reisenden der Westküste gleichen Namens. Der hier erwähnte war zur Zeit in Kuruman ansässig.

Chapman's Waffe war eine kurze Doppelflinte, gegen 10 Pfund schwer mit glatten Läufen, welche gehärtete Kugeln 8=1 Pfund schoss und auf geringe Entfernungen vollständig genau trug. Der erste Schuss, vom Sattel gefeuert, fehlte den Löwen, und auch die Kugel des Achterrijders schlug seitwärts. Der Löwe sprang auf die Angreifer ein, welche gewandt umkehrten und fortsprengten, um Zeit zum Laden zu gewinnen. Als das Raubthier stehen blieb, machten sie ebenfalls Front, die Jäger sprangen aus den Sätteln und Chapman's Kugel, etwas tief gesetzt, brach die eine Vorderpranke, während die seines Begleiters quer durch die Flanken schlug. Der verwundete Löwe wendete sich zum Angriff, doch schnell waren die verwegenen Schützen wieder im Sattel und die willigen Pferde hielten sie ausser Bereich der Gefahr, bis der Feind von der Verfolgung abliess. Dies war das Signal ebenfalls zu halten und schleunig zu laden, aber vergeblich durchsuchte Chapman seine Taschen nach Kupferhütchen: bei der so aus dem Stegreif unternommenen Jagd hatte der Herr sich nicht gehörig versorgt, und es blieb daher Nichts übrig, als den Achterrijder zum nahen Lager zu schicken, um das Fehlende holen zu lassen. In der Zwischenzeit setzte er indessen die Nachforschungen fort und der Zufall wollte, dass sich endlich noch zwei Hütchen vorfanden, worauf Chapman, ohne die Rückkehr des Anderen abzuwarten, sofort den Kampf erneuerte.

Bis auf 30 Schritt herangeritten sprang er aus dem Sattel und schickte dem spitz stehenden Löwen eine wohlgezielte Kugel zu, welche gerade in den drohend geöffneten Rachen schlug, die Zähne zerschmetternd, aber ohne eine tödtliche Verletzung zu verursachen. Dies ist der gefährlichste Schuss, welchen man machen kann, da der unsinnige Schmerz das Raubthier zur höchsten Wuth steigert, und ich glaubte dem Erzählenden gern, als er den Erfolg mit den Worten beschrieb: „Maar, allermagtig, word die oû kerel da quaai!"*) Doch obgleich die Entfernung nur 30 Schritt betrug, hatte der behende Reiter bereits seinen Sitz wiedergewonnen und sich zur Flucht gewendet, bevor das rasende Thier ihn erreichen konnte.

Als der Löwe, nachdem seine Wuth sich gelegt hatte, stillstand, war er ihm sogleich wieder auf dem Pelz und die nächste Kugel fasste direkt hinter der Schulter, ohne indessen dem Leben dieses unglaublich zähen Thieres ein Ende zu machen; es waren im Gegentheil noch 4 Kugeln

*) „Aber, alle Welt, wird der alte Kerl da böse!"

nothwendig, welche alle hinter der Schulter sassen, bevor der Feind als unschädlich betrachtet werden konnte.

Ich bin im Besitz der Decke eines Löwen, welchen derselbe Herr etwas früher auf dem Ansitz bei einem von dem Raubthier die Nacht zuvor getödteten Ochsen erlegt hatte. In diesem Falle feuerte Chapman mit einem weissen Begleiter gleichzeitig auf ein gegebenes Zeichen, und obgleich nur eine Kugel hinter der Schulter einschlug, stürzte der Löwe doch nach wenigen Sätzen todt nieder, so dass also die obenerwähnte Zähigkeit nicht als Regel hingestellt werden kann. Der Grund dafür lag wohl in dem grossen Alter des Thieres, welcher Umstand auch die Verwegenheit theilweise erklärt, da alte Löwen durch den schlechten Zustand ihrer Zähne und ihre geringe Flüchtigkeit verhindert werden, Wild zu erlegen, und daher, durch die Noth gezwungen, sich an Menschen und zahmem Vieh vergreifen. Sind sie in diesem Handwerk für einige Zeit erfolgreich, so wächst ihnen der Muth allmälig und ihre Kühnheit kennt endlich keine Gränzen mehr.

Der erwähnte Löwe hatte übrigens einen Streifschuss am Kopfe, welcher erkennen liess, dass er der Held war, welcher das Stellgewehr bearbeitet hatte, während ein nach Beendigung des Kampfes aufgefundener Schweif und einige Knochen erkennen liessen, dass das andere Gewehr seine Schuldigkeit gethan und den Räuber den Aasvögeln und Schakals überliefert hatte.

Durch den Beistand Chapman's war die Jagdgesellschaft von Natal glücklich nach der Bamangwatostadt befördert worden, wohin ihnen ein biederer Buschmann die von den Löwen versprengten 7 Ochsen nachbrachte, gerade als sie die übrigen 6 durch Nachlässigkeit ebenfalls verloren hatten. Die Letzteren wurden ihnen durch Sekomi's Unterthanen wieder zugeführt, und sie erhielten so alle zusammen zurück, doch das Finderlohn, welches der Häuptling nach seinem hohen Belieben festsetzte, war kein geringes.

Um bald hier mit dieser Gesellschaft abzuschliessen, will ich noch erwähnen, dass kurze Zeit darauf, während wir zusammen südlich zogen, zwischen Boatlanama und Khopong ihnen der Wagen, dessen Holz nicht trocken genug gewesen war, zusammenbrach, und sie aus der wasserlosen Wüste daselbst wiederum nur durch die Reisegefährten befreit wurden. Sie blieben wegen dieses Ereignisses zurück, ich verlor sie aus den Augen und kann nicht angeben, wie viel neue Unglücksfälle sie noch zu bestehen hatten, bis zu ihrer endlichen Ankunft in Natal, wenn sie überhaupt jemals so weit kamen.

Einige Tage nach Chapman's Eintreffen in Shoshong machte ich mich, veranlasst durch die Nachricht, dass am Krocodijl-Rivier die Löwen in das Vieh dieses Herrn eingebrochen wären, zu Pferde mit ihm auf, um womöglich selbst einmal einem so interessanten Kampfe beizuwohnen; leider erwies sich aber die Nachricht als blinder Lärm, und wir mussten uns mit dem Genuss begnügen, welchen uns der lustige Ritt durch die prächtige Gegend gewährt hatte.

Capitel XXX.

Die Umkehr.

Mein fernster Punkt; Gründe der Umkehr; Moselekatse und die Missionäre; Lebensweise der Matebele; Schlacht zwischen den Matebele und Bamangwato; Aufbruch von Shoshong; die Frühlingsmonate im Innern; Rückkehr nach Kuruman; Kalksteinhöhle bei Kuruman; die Heimfahrt.

Auf diesem Ausfluge erreichte ich den nördlichsten Punkt meiner Reise unter nahezu 22 1/2 südlicher Breite, über den hinaus zu gehen ich im Augenblick keine besondere Sehnsucht empfand. Ich lernte einsehen, dass das weitere Vordringen im Lande für meine speciellen Studien nur verhältnissmässig geringe Ausbeute liefern könnte, da die Eingeborenen stets schwieriger wurden in Bezug auf Photographie, und auch meine Apparate nach einer so langen Reise nur noch mit Mühe in brauchbarem Stande zu erhalten waren. Was davon zerbrechlich war, wie Flaschen, Gläser u. s. w., ging trotz aller Vorsicht langsam aber sicher seiner endlichen, gänzlichen Vernichtung entgegen, nachdem es bereits längere Zeit durch allmälige Zerstückelung allerhand wunderbare Phantasieformen angenommen hatte.

Auf die Jagd, welche einige Aussicht bot, Büffel, Rhinozeros und vielleicht Elephanten anzutreffen, konnte ich, nachdem unterdessen die Krankheit die besten der in der Gegend vorhandenen Pferde vernichtet hatte, auch keine grosse Hoffnung setzen, und es blieb daher wenig übrig, als die unfruchtbare Thatsache in Moselekatse's Gesellschaft gewesen zu sein.

Dazu kam, dass mit dem Beginn des Sommers auch die Lungenkrankheit unter dem Rindvieh in schreckenerregender Weise zunahm und mein nicht inoculirtes Gespann zu vernichten drohte, während ich noch so manche Meile damit zurücklegen sollte.

Ueber die äussere Erscheinung der Matebele's hatte ich mir durch die zahlreichen unter den Nachbarstämmen vorhandenen Individuen einige Anschauung verschaffen können, während über ihre Lebensweise, sowie ihre Beziehung zu den übrigen Eingeborenen sich mir durch den Verkehr mit John Moffat Gelegenheit bot, mich zu unterrichten.

Dieser Herr, welcher in der Zeit seines mehrjährigen Aufenthaltes bei den Matebele's reiche Erfahrungen über dieselben gesammelt hat, war stets bereit, mir darüber mitzutheilen, was von allgemeiner Wichtigkeit erschien, und ich werde nie die vielen interessanten Unterhaltungen, welche ich mit ihm hatte, vergessen; war es mir doch ausserordentlich erfreulich zu sehen, dass wir, obgleich auf sehr verschiedenem Standpunkte stehend, in unseren Ansichten über die Eingeborenen gar nicht so weit auseinander gingen.

Moselekatse ist im allgemeinen freundlich gegen die Missionäre, und besonders der alte Moffat hatte bei ihm einen grossen Stein im Brette, aber die angeborene und anerzogene kriegerische Wildheit der Matebele's bewirkt, dass die Erfolge der geistlichen Herren nur gering sind. Sie dürfen frei im Lande umherziehen und nach ihrem Belieben schalten und walten, aber das ist auch ziemlich Alles, dessen sie sich rühmen können. Sie schaffen Gutes, so viel sie vermögen, durch Rath und That, aber die Zahl der durch ihren Eifer zum Christenthum Bekehrten ist wohl eine sehr geringe.

Ein grosser Segen für diesen Stamm, den sie allein den Missionären verdanken, ist die Einführung der Inoculation des Rindviehes gegen die Lungenseuche, und ich weiss kein Land, wo sich der Erfolg dieses Schutzmittels so glänzend bewiesen hätte, als gerade hier.

Obgleich die Thiere beim ersten Ausbrechen der Krankheit zu Tausenden starben und die ganze Gegend verpesteten, so verlor Mr. J. Moffat, der von einem Lager zum andern herumzog, um zu inoculiren, doch keinen einzigen aus seinem bereits in Kuruman inoculirten Stamm. Als die Seuche das erste Mal Kuruman heimsuchte, war des alten Moffat Vieh nicht inoculirt, während andere Einwohner des Ortes dies rechtzeitig durchgeführt hatten. Der Missionär verlor damals den grössten Theil seiner Thiere, die anderen Viehbesitzer aber nur eine geringe Anzahl und er glaubt seitdem selbst an die Wirksamkeit des Verfahrens.

Eine Hauptschwierigkeit für die geistlichen Herren, Civilisation unter den Matebele's zu verbreiten, liegt in der eigenthümlichen Lebensweise und Verfassung derselben. Ihre Wohnplätze sind kriegeri-

scher Natur in derselben Weise wie etwa die stehenden Lager der französischen Armee. Die darin Zusammenwohnenden bilden ein Armeekorps, welches stets in Bereitschaft ist, auf Befehl des Häuptlings auszurücken. Die Hütten ziehen sich in einfacher oder mehrfacher Reihe um den mächtigen, kreisförmigen Vieh-Kraal, welcher die Mitte des Ganzen bildet. Schnell ist eine so einfache Niederlassung abgebrochen und an einem anderen Platze wieder aufgerichtet, wesshalb man ihnen den Namen von Städten nicht wohl geben kann. Die Corps ziehen in ihrem Gebiet herum, je nachdem es vortheilhaft erscheint und mit dem Orte wechseln auch die Namen der Wohnplätze. Zur Zeit ist Inyati der Platz, wo Moselekatse Hof hält, wo er seine Kriegerschaaren mustert und sie ausschickt gegen die Nachbarstämme, welche eine Plünderung zu lohnen scheinen.

Im vollen Kriegsornat, d. h. den Kopf verziert mit wallenden Straussfedern, die langen weissen Quasten der Ochsenschwänze um Arme und Beine, um die Lenden einen mit den schwarz und weiss geringelten Schwänzen der wilden Katze behangenen Gürtel, der auch den Kiri enthält, in der einen Hand den mächtigen ovalen Schild aus Ochsenhaut, in der andern die tödtliche Assegai, so erscheinen sie vor dem Häuptling und unter phantastischen Tänzen dringen sie gegen ihn an mit dem tausendstimmigen Rufe: Moselekatse gieb uns einen Feind!

Ein Wort des Tyrannen besiegelt dann das blutige Schicksal eines friedlichen Nachbarstammes, die Krieger verschwinden, und wenn sie wiederkehren, müssen sie als Sieger die erbeuteten Heerden im Triumph vor sich hertreiben, sonst Wehe ihnen: Der Zorn eines Moselekatse übt furchtbare Vergeltung gegen die Feiglinge. Doch scheint die Blutgier des alten Löwen in letzter Zeit ziemlich gesättigt zu sein, er hält seine Unterthanen möglichst von den Streifzügen zurück, aber das ganze System aufzugeben, vermöchte er ebensowenig, als der Capitain eines Piratenschiffes dieses in ein friedliches Handelsfahrzeug verwandeln könnte. Durch Ströme von Blut hat er seine Macht begründet, durch Blutvergiessen muss er dieselbe aufrecht erhalten.

Es ist nicht nur die Kampfeslust, welche die zu Kriegern erzogene Jugend des Stammes darnach verlangen lässt, vor den Feind geschickt zu werden, sondern die Matebele sind an Fleischnahrung gewöhnt und sind daher gezwungen, seit die Lungenkrankheit ihre zahlreichen Heerden so furchtbar decimirt hat, durch Raub sich in den Stand zu setzen, wie früher in üppiger Fleischkost zu schwelgen. Durch diesen Umstand wird Moselekatse genöthigt, zuweilen ein Kommando auszu-

schicken, und so wurde hier, wie es wohl öfters geschieht, der Tyrann Sklave seiner eigenen furchtbaren Staatseinrichtungen.

Noch hält er aber das Scepter in seiner alternden Hand und das Wort des Despoten ist noch immer unabänderliches Gesetz, dem entgegen zu handeln oder auch nur zu widersprechen seinen Unterthanen als todwürdiges Verbrechen erscheint. Zahlreich sind die Beispiele von dem fast bis zum Unsinnigen gehenden Gehorsam, den der Häuptling verlangt, die Anführung einiger derselben wird dies hinreichend anschaulich machen.

Haben Löwen Schaden angerichtet in den Heerden, so dürfen die Wächter nicht vor ihm erscheinen ohne das Fell der Räuber; der Haufe umzingelt das Raubthier und stürzt sich mit geschwungener Assegai darauf, unbeirrt durch Tod und Wunden; mehrere fallen vielleicht dem Löwen zum Opfer, doch bevor er sich befreien kann, haben sich die scharfen Klingen der Assegaien von allen Seiten in seinen Körper gebohrt und er fällt auf die verstümmelten Leichen seiner kühnen Angreifer.

Schlimmer ist der Kampf, wenn es der Laune des Tyrannen beliebt, das Raubthier, welches seinen Zorn erregt hat, lebendig vor ihn zu bringen, damit er es mit eigener Hand niederstossen kann, doch selbst solche unmenschlichen Befehle werden ohne die leiseste Widerrede ausgeführt, wenn auch mancher Unglückliche dabei sein Leben verliert. So befahl Moselekatse einst sogar ein Krocodil, welches ein Kalb geraubt hatte, lebendig einzubringen und seine wilden Krieger lösten die furchtbare Aufgabe; sie fanden das Thier im flachen Wasser, stürzten sich in hellen Haufen auf dasselbe und brachten es unversehrt vor den Häuptling.

Als kürzlich die jungen Krieger vor ihn kamen und Fleisch verlangten, fragte er sie, ob sie denn schon einen Ochsen halten könnten. Ein starker Bulle wurde auf seinen Wink herbeigetrieben, in einem Augenblicke hatten ihn die kecken Burschen mit ihren Händen zu Boden gerissen und befriedigt durch die bewiesene Bravour erlaubte er ihnen, denselben zu schlachten.

Bei einer andern Gelegenheit, wo ein Kraal angefertigt werden sollte, und die Leute sich dazu der Aexte bedienten, fragte er, wozu sie Aexte nöthig hätten? sie sollten den Kraal nur mit den Händen zusammenstellen. Dabei muss man aber die Zähigkeit und Unantastbarkeit der afrikanischen Dornengesträuche kennen, um zu begreifen, dass der schnell entstehende Kraal, von mächtigen Zweigen aufgebaut, eine

Heldenthat bekundete, welche wenig Völkerstämme den Matebele's nachgemacht hätten.

Zuweilen wendet sich der Zorn des Tyrannen auch gegen die eigenen Unterthanen, wenn Spuren von Ungehorsam oder Opposition gegen seine Autorität auftauchen. So glaubte er, und nicht mit Unrecht, aufrührerischen Geist in einem der Lager zu bemerken, welches unter der Führung eines nahen Verwandten stand. Ihr Loos war schnell besiegelt: Von den andern Truppen plötzlich umzingelt, fielen sie bis auf wenige Flüchtlinge sämmtlich der Rache des Häuptlings zum Opfer und die Henker vergossen ebenso gleichgültig das Blut ihrer Stammesgenossen, als sie das fremder Nationen hätten fliessen machen.

Ein so geknechteter Geist, wie ihn die Matebele's zeigen, ist der Aufklärung begreiflicher Weise wenig zugänglich und es findet sich daher gerade unter ihnen der Aberglaube stark verbreitet. Hexerei wird nicht nur geglaubt, sondern der Stamm übt solche selbst in feierlicher Weise aus, um den Kriegern Muth zu verleihen und den Sieg an ihre Waffen zu fesseln.*)

So brachten sie zurückkehrend von einem der letzten Züge gegen die Moshona einen schwarzen Stier mit, den sie in feierlichem Zuge unter Kriegsgesängen dahertrieben; plötzlich stürzten sich eine Anzahl der Krieger auf das verblüffte Thier und hatten demselben im Augenblick das rechte Vorderbein mit der Schulter vom Leibe getrennt, während die ganze Rotte phantastische Tänze um das am Boden zuckende Thier ausführte. Das abgetrennte Stück wurde zerschnitten und mit allerhand widerlichen Ingredienzen, zum Theil den Körpern ihrer erschlagenen Feinde entnommen, von den Medizinmännern in einem bereitstehenden Kessel gekocht, und das scheussliche Mahl darauf von den Kriegern verzehrt.**)

Häufig ist die Anklage auf Hexerei gegen einzelne Stammesmitglieder, besonders gegen alte Leute, welche wegen ihrer Unfähigkeit länger die Waffen zu führen, den Uebrigen eine Last erscheinen, die man sich auf jede Weise vom Halse zu schaffen sucht, ohne dass man darin irgend eine unrechtmässige Handlung erkennt. So brachten sie vor den Augen mehrerer europäischer Händler einen alten Mann wegen Hexerei vor Moselekatse, das „Schuldig“ wurde gegen ihn ausgesprochen und ein kaltblütiges: „Schafft ihn fort!“ des Häuptlings endete die Ver-

*) Dieselbe Sitte ist auch unter Kafferstämmen in Gebrauch.

**) Nach einem Bericht von Chapman.

handlung. Die müssige, halbwüchsige Jugend, welche herumstand, bemächtigte sich sofort des unglücklichen Greises, sie führten ihn zur nächsten Ravine, unfern des Ortes, und warfen ihn mit Steinen todt.

Eine andere beliebte Manier, sich der alten Leute zu entledigen, ist das Verstossen in die Wüste, wo die Hülflosen sehr bald durch Mangel oder wilde Thiere ein schreckliches Ende finden.

Wer sollte die Alterschwachen auch pflegen unter einem Stamme, wo ein Familienleben so gut wie gar nicht existirt, wo die Knaben geborene Krieger sind, und die Frauen nur die Concubinen und Lastthiere ihrer Männer abgeben. Dass die Reinheit und Sittlichkeit der Mädchen, bevor ein Mann Eigenthumsrecht über dieselben erworben hat, von irgend welcher Bedeutung sei, kann man bei einem so rudimentären Familienleben und einer so niedrigen Stellung der Frauen schon von vornherein nicht erwarten, und in der That ist unter den Matebele's die Unsittlichkeit in dieser Hinsicht gröser, als unter den meisten andern Stämmen.

In einer Beziehung zeichnen sie sich aber vor den Bechuanen aus: sie halten sehr viel vom Waschen und Reinigen ihres Körpers und spülen sich jedesmal nach dem Essen sorgfältig den Mund aus, während die Bechuanen, wie bereits erwähnt, in dieser Beziehung sehr unreinlich sind. Sonderbarer Weise dehnen die Matebele diese löbliche Sitte nicht bis auf ihre Nahrung aus, und sind ebenso unbedenklich und unappetitlich in der Wahl und Zubereitung ihrer Kost, als jene Stämme darin gerade sorgfältig und reinlich sind.

Da die Hauptbeschäftigung, der eigentliche Lebenszweck, von Moselekatse's Volk Krieg ist, so wird es leicht erklärlich, dass die Landstriche in ihrer Nachbarschaft fast beständig von Schlachtenlärm erfüllt sind. Man würde in den der Civilisation zugänglichen Gegenden noch mehr davon hören, wenn nicht ein grosser Theil der kriegerischen Expeditionen sich einem Lande zuwendete, welches zu isolirt dasteht, als dass die Wehklagen der unterdrückten und niedergemetzelten Bewohner desselben in der civilisirten Welt ein Echo finden sollten. Es ist dies das noch ganz unerforschte Gebiet der Moshona, eines Stammes, welcher ein vermittelndes Glied zwischen den Zulu's des Südens und den schwarzen Stämmen Centralafrikas zu bilden scheint. Ihr Reichthum an Vieh macht sie zu einer erwünschten Beute für die Matebele, welche ausserdem durch die dabei gefangenen und als Stammesgenossen erzogenen Kinder ihre in den beständigen Kriegen sich lichtenden Reihen zu ergänzen pflegen. Vor vollständiger Vernichtung bewahrt die Bedrängten nur die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Landes, welches so

zahlreiche dem Fremden unzugängliche Höhlen besitzt, dass die Angegriffenen sich beim ersten Alarm mit einem grossen Theil ihrer Heerde darin zu verbergen vermögen.

Ein anderer Kriegszug nach dem Nord-Westen, ursprünglich gegen einen Bechuanenstamm in der Nähe des Ngami gerichtet, wurde verhängnissvoll für die Damara im Gefolge von Chapman und Baines bei ihrer Rückkehr vom Zambesi, indem dieselben, den bereits vorausgegangenen Wagen folgend, von den Matebele's überrascht wurden und sämmtlich unter den Speeren derselben ihren Tod fanden. Geschlagen wurden sie in neuster Zeit nur bei einem Zuge gegen die Amaswasi im Zululande, von dem sie John Moffat im kläglichsten Zustande zurückkehren sah.

Ihre nächsten Expeditionen in der Zukunft sind noch nicht bestimmt vorauszusehen, da es zweifelhaft ist, ob sie sich, dem Rufe der Makololo's folgend, gegen Lechulatébè wenden werden, oder, um eine alte Rechnung zu tilgen, den Bamangwato's ihren unerwünschten Besuch abzustatten gedenken.

Diese ihre südwestlichen Nachbarn hatten sich, wie behauptet wurde, unrechtmässiger Weise von einem der Gränzposten Vieh angeeignet, und die Matebele drohen schon längst, mit bewaffneter Hand sich den Schadenersatz dafür zu holen. Vor drei Jahren etwa war auch ein Kommando junger Krieger in das Nachbargebiet eingedrungen, doch hatten sie, wie sich später herausstellte, strikte Befehle des Häuptlings, nicht bis zur Bamangwatostadt zu gehen, angeblich, weil er fürchtete, sie möchten mit den daselbst befindlichen Händlern in Conflikt gerathen. Der jugendliche Ungestüm verleitete die Krieger indessen, sich bis auf einige Stunden Entfernung Shoshong zu nähern, woselbst sie mit den ihnen entgegenrückenden Bamangwato's zusammentrafen.

Geführt von meinem Freunde Kama und einem anderen, bekannten Krieger, Shukuru (Nashorn), griffen sie unerschrocken die Matebele an und unter ihrem Feuer stürzten mehrere der Feinde; doch unbeirrt durch die Kugeln lösten sich die Matebele in Reihen auf, welche in schnellstem Laufe die Bamangwato überflügelten und endlich ganz in ihrem verderblichen Ringe einschlossen.

Kama erkannte mit schnellem Blick, dass kein Heil im Zögern sei, da die drohenden Assegaien seinen an das Gefecht in der Nähe nicht gewöhnten Truppen bereits auf dem Leibe waren.

Die wenigen Berittenen an die Spitze des Zuges stellend, sprengte er gegen den lebendigen Wall an, es gelang ihm, denselben zu durch-

brechen, und die geschaffene Lücke benutzend, befreiten sich die Bamangwato glücklich aus ihrer misslichen Lage, wenn auch bei dem nun folgenden Laufgefecht so mancher der Bechuanen von dem grimmigen Feinde niedergestossen wurde. Eingedenk des von Moselekatse erhaltenen Befehls wagten die Matebele indessen nicht, den erkämpften Vortheil zu benutzen und kehrten in ihre Heimath zurück, wo sie von ihrem Häuptling schlechten Dank für die ausgeführten Heldenthaten erhielten.

Seitdem betrachteten beide Stämme den Krieg zwischen ihnen für erklärt und Sekomi erwartete etwa im Februar den Angriff, für welchen Fall er sich mit seinen Heerden in die benachbarten, schwerzugänglichen Berge zurückzuziehen beschlossen hatte. Eine kriegerische Expedition der Matebele's in nächster Zukunft unterlag um so weniger einem Zweifel, als die kürzlich waffenfähig gemachten jungen Männer neue Schilde erhalten hatten, welche sie, der Sitte gemäss, nicht eher als ihr rechtmässiges Eigenthum betrachten durften, bis sie nicht im Kampfe durch bewiesene Tapferkeit sich dieselben verdient hatten. So war das Land, wie leider so häufig, in allgemeiner Aufregung, überall standen sich die Stämme feindselig gegenüber und rüsteten zum Vernichtungskampfe, wesshalb die Gegenden der Zeit sich zu friedlichen Studien wenig geeignet zeigten.

Unterdessen kam auch der Augenblick heran, welchen ich für meine Rückkehr bestimmt hatte, und da gerade Herr John Moffat seine Reise nach Kuruman fortsetzte, so erbat ich mir die Erlaubniss, mich ihm anschliessen zu dürfen, was er mir auch mit grosser Freundlichkeit gewährte.

Am 19. October nahmen wir Abschied von unseren Freunden unter den Bamangwato's, noch eine ganze Strecke Weges begleitet durch Kama, der bis zur letzten Stunde seinen liebenswürdigen Charakter nicht verleugnet hatte. Die grünenden Hügel, welche das Thal begränzten, waren bald erreicht und verdeckten schnell der eilig fortziehenden Karawane das am anderen Rande liegende Shoshong. Zu einer solchen hatte sich unser Zug durch Anschluss der oben erwähnten edlen Löwenjäger und die Begleitung des Herrn Price herangebildet, dessen Gesellschaft wir uns bis Boatlanama erfreuten. Es fehlte somit unserem Lagerplatz am Abend wieder nicht an heiterem Leben, welchem die Frische der jetzt in voller Entwickelung stehenden Natur einen besonderen Reiz verlieh, als hätte sich das Land zum Abschiede noch einmal in seine Festtagsgewänder gekleidet.

Der Flora entsprechend erschien auch die damit stets im Verhältniss

stehende Insektenfauna in ungewohnter Mannigfaltigkeit, freilich zu spät, um grosse Schätze davon zu sammeln, weil die „dira necessitas" des Vordringens bereits wieder unsere Zeiteintheilung beherrschte.

Ohne weitere Abenteuer langten wir glücklich in der Bakuénastadt an, wo ich leider meine angenehme Reisegesellschaft, den Herrn John Moffat, verlor, da ich daselbst noch einige Tage verweilte, um einen abhanden gekommenen Ochsen wieder zu erhalten. Die Gewissheit, dass der Häuptling von dem Verbleiben des Vermissten Nachricht hatte, liess mich hoffen, denselben gegen ein kleines Lösegeld zurückzubekommen, aber mochte der Ochse wirklich heimlich von Jemand bei Seite gebracht sein, oder wollte ihn Sechèli für sich behalten, genug, das Thier fand sich nicht wieder.

Der gewöhnliche Geschäftsgang in solchen Verhältnissen ist nämlich der, dass man beim Verlust eines Stück Vieh dem Häuptling davon Anzeige macht und ihn bittet, dasselbe suchen zu lassen, obgleich dieser letztere Ausdruck eigentlich ein unpassender ist, da die vermissten Thiere, insofern sie das Gebiet des Stammes nicht verlassen haben, sicherlich in kurzer Zeit von einem der vielen Viehposten aufgegriffen und dem Häuptling alsbald rapportirt werden. Dieser aber heuchelt die grösste Unwissenheit, bedauert wohl gar das Unglück des Betreffenden, und trotz aller Nachforschungen von Seiten des Verlierers bleiben die Thiere verschwunden, da keiner der ausgeschickten Leute es wagen wird, dieselben im Kraale seines Häuptlings zu „finden". Sobald man sich aber an die richtige Quelle wendet und verspricht, ein gutes Finderlohn zu zahlen, erscheinen sie in der Regel in kürzester Zeit, worauf man sie mit einer Stange Blei, einem Sack Pulver oder dergleichen zu lösen hat.

Ist man aber nicht auf dem besten Fusse mit dem Häuptling, oder glaubt er in dem Bittsteller ein Grünhorn vor sich zu haben, so gestalten sich seine Anforderungen weniger bescheiden. So verlangte der edle Sechèli von einem unglücklichen Händler, dem das ganze Gespann ausgeführt worden war, da derselbe jung und neu im Lande war, ein Lösegeld, welches dem halben Werthe des Viehes nahe kam, und nur der entschlossene Widerstand des Verzweifelten vermochte ihn endlich, seine Ansprüche zu mässigen.

Der Ochse fand sich aber trotz meiner Anfragen nicht wieder, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass Sechèli sich durch denselben für ein schönes Büschel weisser Straussenfedern, welches er mir einst für ärztlichen Beistand freiwillig verehrt hatte, bezahlt machen wollte.

Unterdessen fiel ein anderes Stück aus meinem Gespann der Lungen-

seuche zum Opfer und Angesichts des drohenden Verlustes aller, brach ich sofort auf mit dem Reste nach Kuruman, mich unterwegs so wenig als möglich aufhaltend.

Zwei Tage verlor ich in Gamoshopa, da die Zugthiere, sobald sie am Morgen gelöst wurden, sich ihres alten Quartiers bei den Bawanketsi erinnernd, in geradem Laufe dorthin vordrangen. Als ich endlich, überzeugt, dass die Sache sich so verhielte, einen Boten dorthin absandte, traf er dieselben schon halbwegs, indem mein alter Freund Gassisioe sie als die meinigen erkannte und die Ausreisser alsbald wieder zurücksandte.

In Khanije verweilte ich ebenfalls ein Paar Tage, theils dem Häuptling zu Gefallen, theils in Rücksicht auf das Wetter, welches mit heftigen Regen bei nordöstlichen Winden einsetzte und schliesslich trotz der vorgerückten Jahreszeit sich so abkühlte, dass die Schwalben vor Kälte erstarrt, dicht an unser Feuer herankamen, und wir sie mit der Mütze fangen konnten. Der Regen war dabei fein und durchdringend, nur zuweilen in stärkere Schauer übergehend, häufig nur wie Nebel über die Gegend hinstreichend.

Nachdem dieses Wetter etwa zweimal vierundzwanzig Stunden angehalten hatte, klärte sich der Himmel wieder, und der Aufbruch wurde sofort veranstaltet, um den möglichsten Vortheil von dem in den sonst dürren Flächen zurückgebliebenen Regenwasser zu haben.

Die Reise ging nun glücklich und ununterbrochen von statten, so dass ich bereits am 25. November wohlbehalten in Kuruman anlangte.

Während meines Verweilens daselbst hatte ich Gelegenheit, einen Besuch in der Kalksteinhöhle zu machen, aus welcher der Bach, gewöhnlich Kuruman-River genannt, seinen Ursprung nimmt.

Versehen mit Wachskerzen, stieg ich unter Führung des Herrn Chapman (Bruder des erwähnten Löwenjägers) durch die enge Oeffnung hinab, nachdem wir uns der Oberkleider entledigt hatten. Als wir in dem vielfach durch grosse Kalkblöcke unterbrochenen Gange ein Stück vorwärts gekrochen waren, während das Tageslicht noch hier und da durch die Spalten über unseren Köpfen eindrang, öffnete sich die Höhle etwas weiter und, im Scheine der Lichter sahen wir den Bach vor uns, welcher den Pfad kreuzt, sich unter den Felswänden seinen Ausgang ins Freie suchend. Das Hinderniss musste genommen werden, und da wir uns bereits auf diesen Uebergang eingerichtet hatten, stürzten wir uns ohne Zögern in die eiskalte Fluth, welche bis zur Höhe der Brust anstieg. Unter Scherz und Gelächter wurde am anderen Ufer die Wanderung durch

Fig. 75



Lith. Anst. v. W. Loeillot in Berlin

Landschaft aus dem Bechuanalande. (Bakalla-Gebiet).

die Grotte fortgesetzt, wo sich die Lichter der Gesellschaft in den Tropfen des durchsickernden Wassers, sowie hier und da in Bergkrystallen und Tropfsteinen spiegelten, welche die Wände bedeckten.

Unsere Lustigkeit und der in diesen Räumen ungewöhnliche Lichterglanz hatten noch einen besonderen Effekt, auf den ich wenig vorbereitet war, nämlich Hunderte von Fledermäusen begannen sich in allen Spalten zu regen und flogen uns in Schaaren um die Köpfe, oder gegen die Lichter, bald dies, bald jenes durch ihren ungestümen Flug auslöschend.

Jetzt ging es an eine lustige Jagd mit Hüten und Tüchern, indem ich einige Exemplare der Thiere (es war Rhinolophus capensis und Miniopterus Schreibersii) mitzunehmen wünschte, und bald hatten wir eine ganze Anzahl derselben in unserer Gewalt, während die übrigen in ihre Schlupfwinkel zurückgescheucht in dichten Klumpen an den Felsen hingen, unter eigenthümlichem Wispern die weisslichen Flügel auf und zu klappend.

Die Höhle verzweigte sich hier in mehrere Seitengänge, welche wir untersuchten ohne irgend etwas besonders Interessantes zu finden; die Kerzen brannten nieder, und ich begann bereits über meinen etwas weitschweifigen Cicerone ungeduldig zu werden, der mich fortwährend mit grossem Entzücken auf Schönheiten und sonderbare Bildungen aufmerksam machte, welche ich durchaus nicht als solche erkennen konnte.

Veranlasst durch mein Drängen, wendete er sich endlich dem Theile der Höhle zu, wo, wie er versichert hatte, zahlreiche versteinerte Knochen in der Decke des Ganges erscheinen sollten, und wo sich somit mehr Interesse darzubieten schien. Langsam wanden wir uns durch die enger und enger werdenden Spalten, bis endlich ein vorspringender Block das weitere Vordringen, zwar nicht für meinen ausgetrockneten afrikanischen Führer, wohl aber für mich selbst, der sich trotz einiger durchgemachten Strapazen noch immer etwas Fleisch auf den Rippen conservirt hatte, vollständig versperrte.

Da ich begann misstrauisch zu werden in Bezug auf die zu erwartenden Schönheiten, so wäre ich wohl hier umgekehrt, doch so leicht war der Eifer meines Führers nicht zu beschwichtigen, vielmehr nahm er sofort Hammer und Meissel zur Hand und bearbeitete den Kalksteinblock mit so gutem Willen, dass in einiger Zeit die Möglichkeit gewährt wurde meinen Körper mit einiger Mühe durchzuzwängen.

Chapman war unterdessen schon voraus, und ich folgte ihm so gut ich konnte auf dem Bauche in dem Schlamme vorwärtsrutschend, welcher den Boden dieses Maulwurfsganges bildete. So ging die Reise etwa 30 Schritt weiter, worauf mein Führer Halt machte und, sein Licht dicht an

die Decke haltend, gab er mir den Beweis von der Richtigkeit seiner Angabe: es trat hier lagernd auf dem festen Kalkstein eine Knochenbreccie auf, voll von grossen noch wohlerhaltenen Stücken, anscheinend meist Sauriern angehörig.

Wir machten uns jetzt wie Häuer vor Ort, auf dem Rücken liegend, an die Arbeit, und hämmerten an dem Hangenden mit Eisen und Fäustel herum, um einige möglichst vollständige Exemplare herauszumeisseln. Da das Werk nur langsam von Statten ging, verlöschten wir die eine der grösstentheils niedergebrannten Kerzen in der Absicht, sie für den Rückweg zu sparen, und der Ort begann gerade noch mehr Interesse für mich zu gewinnen durch das Auffinden einer Höhlenspinne, als Chapman in eifrigem Gespräch über die mögliche Entstehung der Breccie das Licht seinem Munde nahe brachte, und die schwache Flamme sofort verschwand.

So sassen wir denn im Finstern und suchten vergeblich den in der weiteren Höhle Zurückgebliebenen durch Rufen unsere Lage begreiflich zu machen; sie fürchteten tiefer einzudringen, weil ihre Kerzen ebenfalls dem Verlöschen nahe waren, und überliessen uns unserem Schicksal. Noch blieb uns indessen eine ganze Schachtel Streichhölzer, die wir für einen solchen Fall mitgenommen hatten, Chapman fand sie glücklich auf und machte sich mit grösster Ruhe daran, sein Licht mit Hülfe derselben anzustecken.

Welche angenehme Ueberraschung! Das geriebene Hölzchen liess sich wohl herab, eine schwache Phosphorescenz zu zeigen, aber vergeblich erwarteteten wir, die belebende Flamme hervorbrechen zu sehen. Mit grosser Kaltblütigkeit versuchte mein Führer ein Hölzchen nach dem andern ohne besseren Erfolg, indem das Feuerzeug bei den verschiedenen Wasserparthieen offenbar nass geworden war. Ich muss gestehen, dass, wenn ich auch keine ernstliche Gefahr in diesem Ereignisse sah, da wir uns in der engen Röhre auch wohl im Finstern zurückfinden konnten, ich doch nicht vermochte, so viel Geduld zu finden, um den vergeblichen Experimenten, welche mein Freund mit verzweifelter Ausdauer fortsetzte, länger zuzusehen; war doch das Zusammentreffen mit den zurückgebliebenen Begleitern unsere letzte Hoffnung, und keine Zeit zu verlieren, wenn wir dieselben oder wenigstens ihre bereits stark reducirten Kerzen noch antreffen wollten. Trotz des Widerspruches meines hartnäckigen Freundes kroch ich zurück, gefolgt von ihm, als er endlich an die Resultatlosigkeit seiner Bemühungen glauben musste, und gelangte wohlbehalten bis auf eine tüchtige Beule an der Stirn wieder bei dem Rest der Ge-

sellschaft an, welche ihre Ungeduld und Aengstlichkeit für die Rückkehr kaum mehr bemeistern konnte.

Ohne weitere Abenteuer erreichten wir den Ausgang der Höhle und brachen sofort in sehr unziemliches Gelächter aus, als wir uns gegegenseitig im vollen Tageslichte betrachteten: die scharfen Kanten der Felsen, der Schmutz des Bodens, welcher sich beim Kriechen auf dem Bauche an den nassen Gliedern angesetzt hatte, sowie der, den die aufgescheuchten Fledermäuse von den Wänden auf uns herabfegten, hatten unsere leichte Kleidung in einen Zustand versetzt, den man sicher nicht als salonfähig bezeichnen durfte. Indem wir aber auf solche Kalamitäten vorbereitet waren, verschafften wir uns mit Hülfe der nahen Schwemme bald wieder ein einigermaassen anständiges Aussehen, und kehrten sodann nach Kuruman zurück. Daselbst musste ich wegen des geringen Interesses, welches ich an den Versuchen, nasse Streichhölzchen in Brand zu versetzen, gezeigt hatte, noch manche spöttische Bemerkung hören.

In Kuruman endeten meine Kreuz- und Querfahrten durch Süd-Afrika mittelst eigenen Ochsenwagens, indem ich mein Gefährt dort verkaufte und als Passagier mit einem anderen Wagen nach Hope-Town weiterging, von wo ich auf kürzestem Wege mit Karre und Pferden nach der Bay reiste.

Bevor mein Gepäk ankam und seemässig verpackt war, vergingen aber noch mehrere Monate, die ich so gut als möglich benutzte, um meine Kenntniss des Landes zu vervollständigen. Die Sehnsucht nach der Heimath, von welcher schon damals beunruhigende Nachrichten wegen bestehender Verwickelungen mit Oesterreich herüberkamen, war allmälig auf eine bedenkliche Höhe gestiegen, so dass ich es freudig begrüsste, als der Saxon, mein alter Freund, den „blauen Peter" am Maste aufhisste, als Zeichen, dass er segelfertig sei.

Gegen Ende April sagte ich dem afrikanischen Continent, sowie meinen Bekannten am Cap Lebewohl und kam am 20. Mai nach einer glücklichen Fahrt von 30 Tagen wieder in England an.

Sachregister.

C.

D.



H.

M.

Q.

R.



T.

U.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.



